









Paul Lindau.

Hängendes Moos.



Hängendes Moos.

Roman

von

Paul Lindau.



Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender

Leipzig: C. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.



1873.

I.

Felix Welsheim war seines Glückes Schmied. Er war stolz darauf und erzählte Jedem, der es hören wollte, und auch denen, die nicht danach verlangten, wie er im tollen Jahre 1848 als kaum fünfzehnjähriger Junge nach Berlin gekommen war — mit zerrissenen Stiefeln und einem Baarvermögen von sechs guten Groschen —, und wie er als Laufbursche im Hause E. Tillmann & Söhne seine kaufmännische Laufbahn begonnen hatte. Es war ein altes patriarchalisches Geschäft, still, solide, nicht gerade bedeutend, aber sehr respectabel und respectirt. Der damalige Chef Ewald Tillmann war der Enkel des Begründers der Firma, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit allen Ehren behauptete.

Der würdige Herr Tillmann hatte in dem jungen Felix mit gutem Blick einen brauchbaren und aufgeweckten Burschen erkannt und Gefallen an ihm gefunden. Versuchsweise gab er ihm Aufträge, die über die Anforderungen, welche man an einen Laufburschen zu stellen berechtigt ist, hinausgingen, und nachdem diese zu seiner vollsten Zufriedenheit erledigt waren, ließ er Felix eines Morgens

in sein Cabinet kommen und eröffnete ihm, während er schmunzelnd sein glattrasirtes Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger einklemmte, daß er ihn als Lehrling ins Geschäft nehmen und ihm als besondere Begünstigung ausnahmsweise den Lohn, den Felix als Laufbursche bezogen hatte, als Salair belassen wolle — unter der Bedingung, daß kein Mensch im Comptoir etwas davon erführe. Fünf Jahre später konnte Herr Tillmann seinen Schützling als „jungen Mann“ auf die Börse schicken; und Felix Welsheim machte sich da so gut, bekundete ein so ausgesprochenes kaufmännisches Talent, operirte so umsichtig und erfolgreich, auch für seine eigene Rechnung, daß er nach weiteren vier Jahren — als ihm der alte Tillmann einmal sehr heftige Vorwürfe darüber machte, auf eigene Faust speculirt, Geschäfte gemacht und ein ihm vertrauensvoll mitgetheiltes Geschäftsgeheimniß zu seinem eigenen Vortheil in strafbarer Weise ausgebeutet zu haben —, sich sittlich entrüsten und seinem Wohlthäter den Stuhl vor die Thür setzen durfte.

Darauf hatte Felix Welsheim lange gewartet. In den ersten Monaten des Jahres 1858 wurde sein Name als Inhaber eines Bank- und Commissionsgeschäfts in das Handelsregister eingetragen. Das Glück begünstigte alle seine wichtigeren Unternehmungen. Im Hochsommer 1866, als bei Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges eine zeitweilige Depression aller Werthe eingetreten war, hatte er mit äußerster Anspannung seines ganzen Credits eine riesige Speculation in Grundstücken unternommen, die ein glänzendes Ergebniß brachte. Felix Welsheim galt

jetzt als ein vermögender Mann und er war in Wahrheit viel reicher, als die Leute dachten. Er verließ nun seine hübsche, aber bescheidene Wohnung in der Krausenstraße und miethete die erste Etage eines neuen Prachtgebäudes in der Victoriastraße. Keiner seiner Freunde und Bekannten zweifelte daran, daß er in diesen schönen und elegant eingerichteten Räumen sein einsames Junggesellenleben nicht lange mehr weiterführen werde. Und die Vermuthung, daß er auf Freiersfüßen gehe, befestigte sich immer mehr, da er sich allmählich von allen Convivien in den Privatgemächern der Lindenrestaurants zurückzog, sich mit einer kleinen Schauspielerin dritten Ranges an einem Theater vierten Ranges, mit der er manchmal gesehen worden war, in angemessener Weise abfand und im folgenden Winter in allen größeren Gesellschaften erschien. „Welsheim kommt auch," flüsterten die Wirthinnen bedeutungsvoll den Müttern verheirathungslustiger und heirathsfähiger Töchter zu, und sie waren sicher, mit dieser Mittheilung eine freudige Wirkung zu erzielen.

Aber der Winter ging vorüber und der Frühling und der Sommer, ohne daß Welsheim unter den Töchtern des Landes die Eine, die er suchte, gefunden hätte. Endlich im Herbst lernte er in Scaborough ein junges Mädchen kennen, das ihm ungewöhnlich gefiel, und dem er sehr energisch und mit den ernsthaftesten Absichten den Hof machte. Es war Fräulein Leonie Delponte, eine Holländerin portugiesischen Ursprungs, die zwanzigjährige Tochter eines wohlhabenden Amsterdamer Kaufmanns, die von ihrer umsichtigen Mutter auf eine glänzende Partie hin sorgfältigst

erzogen war, seit drei Jahren in den fashionablen Bädern, an der Riviera und in Paris unter günstigster Beleuchtung ausgestellt wurde, den erwarteten Millionär oder Fürsten ältesten Stammbaums an sich zu fesseln aber bis zur Stunde noch immer nicht vermocht hatte. Seit einiger Zeit war denn auch über Mutter und Tochter zugleich eine sonderliche Unruhe gekommen, und so fand Felix Welsheim, als er sich der Familie Delponte näherte, einen ausnehmend günstigen Boden. Als Frau Delponte merkte, daß der junge deutsche Banquier ihrer Leonie sicherlich in den nächsten Tagen einen Antrag machen werde, telegraphirte sie an ihren Mann in Amsterdam, er möge in Berlin zuverlässige Erkundigungen einziehen. Die Auskunft lautete befriedigend, und Leonie erhielt die Erlaubniß, die Bewerbungen des Herrn Welsheim mit sittsam gesenkten Lidern sich gefallen zu lassen und ihn zu gehöriger Stunde erröthend an Mama zu verweisen. Die Geschichte nahm ihren vorschriftsmäßigen Verlauf. Anfang October des Jahres 1868 verlobte sich Herr Felix Welsheim mit Fräulein Leonie Delponte, Mitte December fand die Hochzeit statt, und Ausgang Januar 1869 kam das junge Paar, das seine Flitterwochen in Cannes und Nizza verbracht hatte, in Berlin an.

Leonie machte in der Berliner Gesellschaft nicht geringes Aufsehen. Sie war sicherlich, wenn nicht eine der schönsten, wenigstens eine der elegantesten und pikantesten jungen Frauen. Ihr kleiner Kopf mit den üppigen dunkeln Haaren saß herrlich auf dem schlanken Halse, ihre Schultern, ihr Nacken, ihre Arme erregten die Bewunderung der Männer

und den Neid der Weiber. Sie kleidete sich mit bestem Geschmack einfach und doch eigenartig. Das Reizvollste an ihr aber waren ihre merkwürdigen Augen, nicht übermäßig groß, eigentlich auch nicht schön, aber von einem ganz sonderbaren verlangenden Ausdruck, mit wasserblauer Iris, unruhig, flatternd, mit irrendem, weit schweifendem Blick, der Personen und Gegenstände nur flüchtig streifte, hastig weiterhuschte und sich in die Leere zu verlieren schien.

Leonie war sehr kokett. Ihre Unterhaltung war lebhaft, und da sie die verwegensten Behauptungen mit erstaunlicher Keckheit aufstellte, erwarb sie sich schnell den Ruf einer geistreichen Frau. Mit der Sicherheit einer Fürstin sprach sie in der That über alles Mögliche und Unmögliche, und sie sagte gewöhnlich das Gegentheil von dem, was die Anderen sagten. Durchgefallene Stücke fand sie hervorragend, erfolgreiche elend, Kunstwerke, die Sensation machten, erklärte sie für stümperhafte Holzhackerarbeit, und in dem verkommenen Urheber irgend eines wüsten Verbrechens witterte sie den Märtyrer der socialen Vorurtheile.

Einen entschiedenen Vorzug vor den Damen, die ihr social gleichgestellt waren, besaß Leonie unzweifelhaft: sie war großstädtischer. Sie hatte mehr gesehen und gehört und sich die anmuthige Ungezwungenheit im Umgange in höherem Maße anzueignen gewußt, als die meisten Ihresgleichen. Sie war eine der Wenigen, vielleicht die Einzige, die zu einer Zeit, als Berlin noch in den Windeln des weltstädtischen Wesens lag, einen Kreis um sich zu bilden gewußt hatte, der mit dem Charakter des kosmopolitischen

Salons einige Aehnlichkeit besaß. Mit angeborenem und durch eine gute Erziehung vervollkommnetem Takt wußte sie zwischen den verschiedenartigen Elementen, die sich ohne besondere Einladung an den Dienstag-Abenden bei ihr zusammenzufinden pflegten, eine angenehme und behagliche Einheitlichkeit herzustellen. Jeder der jungen Herren, ob er nun der Diplomatie oder dem Heere, der Kunst oder Wissenschaft angehörte, als Industrieller oder an der Börse eine Rolle spielte, bildete sich ein, von der reizenden Wirthin besonders bevorzugt zu werden, und glaubte mit einiger Berechtigung aus einem mühelos aufgefangenen, sonderbar verheißungsvollen Blick der schwärmerischen Augen so etwas wie eine Zusage auf eine verfängliche Frage, die stummberedte Versicherung, am Vorabende eines schönen Ereignisses zu sein, herauslesen zu dürfen.

Welsheim hatte während des deutsch-französischen Krieges sein Vermögen verdreifacht. Er gehörte jetzt zu den beachteten Persönlichkeiten der Berliner Börse. Man kannte seine Beziehungen zu Leuten, die in der Lage waren, über die politischen Vorgänge gut unterrichtet zu sein, und umringte ihn, wenn er über diese oder jene Tagesfrage orakelte. Er sah dann immer sehr feierlich aus, legte die Stirn in tiefe Falten, steckte die beiden Hände in die Hosentaschen und wiegte den Körper, der mit dem zunehmenden Wohlstande auch an Gewicht gewonnen hatte, auf Sohle und Absatz hin und her. Seine Scherze brauchten garnicht gut zu sein, um die Runde während der Börsenstunden zu machen und alsbald von der Burgstraße ihren Weg nach dem Thiergarten zu nehmen. Mit einem Worte,

Welsheim war ein wichtiger Börsenmann geworden, Anfänger fühlten sich geschmeichelt, wenn er mit ihnen sprach, und er selbst blickte nun mit lächelnder Ueberlegenheit auf den alten Tillmann, den er längst überflügelt hatte, herab.

Dieser in seinem geschäftlichen Wirkungskreise so einflußreiche und gebieterische Mann schrumpfte in seiner eigenen Häuslichkeit zu beklagenswerther Nichtigkeit zusammen. Leonie hatte sich nie viel aus ihm gemacht, es erschien ihr ganz selbstverständlich, daß sie ihn beherrschte. Sie allein entschied, ohne auch nur den Versuch der Einmischung, geschweige denn des Widerspruches zu kennen, über alle wesentlichen und unwesentlichen Fragen. Sie bestimmte die Einladungen, die zu erlassen waren, die Annahme oder Ablehnung der eingegangenen, die Theaterabende, den Sommeraufenthalt, die Neuanschaffungen. Felix hatte nicht einmal eine berathende Stimme dabei. Wenn er sich manchmal wunderte und mit einer gewissen Unbeholfenheit, die zu dem selbstbewußten Auftreten des Geschäftsmannes einen seltsamen Gegensatz bildete, um eine Aufklärung in aller Bescheidenheit zu bitten sich unterfing, so schnitt sie mit den Worten: „mon ami, cela ne te regarde pas,“ — in solchen Fällen pflegte sich Leonie der französischen Sprache zu bedienen — jede weitere Erörterung lächelnd ab.

Unter den jungen Leuten, die an keinem Dienstag im Salon der reizenden Frau Leonie fehlten, schien sich der junge Schriftsteller Dr. Hugo Hall der besonderen Gunst der gefeierten Wirthin zu erfreuen. Im Jahre 1872 war Dr. Hall bei Welsheims eingeführt worden.

Er zählte damals 29 Jahre. Er hatte ursprünglich Naturwissenschaften, insbesondere Botanik studirt. Der Erfolg eines Bändchens recht hübscher Gedichte hatte ihn dazu veranlaßt, sein Studium an den Nagel zu hängen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er erfreute sich des Rufs einer ganz ungewöhnlichen Begabung, ja des Genies, obgleich er bis zur Stunde noch nichts geleistet hatte, um diesen Ruf zu rechtfertigen. Die Aufsätze, die er in langen Zwischenräumen veröffentlichte, machten zwar durch das Paradoxe des Inhalts und die bizarre Form einiges Aufsehen, aber sie wirkten doch wie die gequälten Hervorbringungen eines krankhaften Geistes. Aber Diejenigen, die von der Bedeutung Halls überzeugt waren, mochten diesen Kleinigkeiten auch gar keinen besonderen Werth beilegen; sie meinten, Hall habe noch ganz andere Pfeile in seinem Köcher, und die Welt werde staunen, wenn er einmal losschösse. Das kommende Werk Hugo Halls, von dem Niemand sagen konnte, ob es in Prosa oder in Versen abgefaßt, ob es ein Roman oder ein Drama sei, war schon berühmt, ehe noch eine Zeile davon geschrieben war. Und dazu hatte vor allem Frau Leonie Welsheim beigetragen.

Nicht wenig wurde der anticipirte Ruf des Dichters durch die Persönlichkeit gefördert. Hugo Hall war in der That ein sehr schöner Mann, groß, breitschultrig, elastisch und gewandt in seinen Bewegungen. Er sah aus wie ein echter Germane. Er trug das aschblonde Haupthaar kurz geschoren, ebenso den losen Backenbart, am Kinn war der weiche blonde Bart spitz zugeschnitten. Die hohe und

gewölbte faltenlose glänzende Stirn ließ auf nicht gewöhnliche Geistesgaben schließen, der schön geformte Mund mit den üppigen Lippen verrieth sinnliche Neigungen. Das große, grünblaue, dunkel wirkende Auge wechselte beim Sprechen beständig den Ausdruck und begleitete die Worte mit einem sehr beredten Commentar. Hall gefiel allen Frauen, und wenn nicht alle Zeichen trügten, Leonie ganz ausnehmend. Er war sich der wohlgefälligen Wirkung, die er auf das weibliche Geschlecht ausübte, auch sehr wohl bewußt und offenbar bestrebt, sich diese Macht zu erhalten. Obgleich es ihm recht kümmerlich ging und er beständig von Geldsorgen gepeinigt wurde, gab er für seine Kleidung doch gerade so viel aus, wie die bekanntesten Stutzer. Sobald er in Damengesellschaft sich befand, setzte er sich in Scene, beobachtete seine Haltung und gab, je nach Bedarf, seinem ausdrucksfähigen Gesicht den Charakter des grübelnden Denkers, des weltschmerzlichen Melancholikers, des wildleidenschaftlichen Eroberers, des reinen Thoren.

Gleich bei der ersten Begegnung hatte Leonie einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht, und sie selbst, die grundsätzlich jeden jungen Mann in dem Wahn bestärkte, daß sie ihn vor allen übrigen bevorzuge und ihm in kaum noch statthafter Weise gewogen sei, hatte sich für den schönen Hugo Hall mit den schwermüthigen und doch so feurigen Augen lebhafter und wahrer interessirt, als sie es sich selbst gestehen mochte. Sie hatten, nach den unvermeidlichen Banalitäten bei der Anknüpfung einer jeden neuen Bekanntschaft, kaum fünf Minuten miteinander gesprochen, so merkten sie auch schon und gleichzeitig, daß sie als eben-

bürtige Gegner einander gegenüberstanden, die in den kleinen Fechterkünsten der Salonplänkelei gleichermaßen bewandert und gewandt waren. Sie hatten auch Beide das instinctive Gefühl, daß es zwischen ihnen bei den oberflächlichen Scherzen schwerlich sein Bewenden haben würde, daß etwas Gewitterschweres zwischen ihnen lag, daß sie verhängnißvoll aneinander getrieben werden würden, und Beide fürchteten sich davor. Sie waren Beide ohne irgend welchen erkennbaren Grund in einer gereizten Stimmung gegen einander, als ob sie sich gegenseitig gekränkt fühlten.

Leonie, die nur über Abwesende boshafte, mitunter auch witzige Bemerkungen machte, war allen ihren Gästen gegenüber von ausgesuchter Artigkeit. Es war ihr aber geradezu unmöglich, Hugo auch nur eine freundliche Trivialität zu sagen. Sie war spitzig, unverbindlich, beinahe ungezogen. Hugo, der durch gute Behandlung sehr verwöhnt war, war davon durchaus nicht überrascht; er schien es erwartet zu haben und ganz in der Ordnung zu finden. Er reizte durch seine Kühle und erkünstelte Ueberlegenheit die junge Frau nur noch mehr. Sie erzürnte sich sogar ganz ernstlich und schied von ihm mit einer beabsichtigten Unhöflichkeit.

„Sie haben nicht das Recht, in der Weise zu lächeln,“ sagte sie ihm, während die Blicke aus ihren wasserblauen Augen die seinigen umhuschten, „dazu sind Sie wirklich noch zu jung und noch nicht berühmt genug.“

Sie wandte ihm den Rücken und trat, sich langsam fächelnd, an eine Gruppe plaudernder Gäste heran. Diesen gegenüber fand sie mühelos den Ton bestrickender Liebens-

würdigkeit wieder. Obwohl sie sich anscheinend um den unberühmten Dichter, den sie so unfreundlich abgetrumpft hatte, gar nicht mehr kümmerte, dachte sie doch an keinen Anderen als an ihn, und er allein schien in dem überfüllten Salon ein lebendiges Wesen zu sein, alle Anderen waren ihr Schatten und Schemen. Und als sie ihn auf einige Zeit aus den Augen verloren hatte und meinte, er habe sich ohne Abschied unauffällig entfernt, überfiel sie eine sonderliche Unruhe. Sie brach die Unterhaltung, an der sie theilgenommen hatte, jäh ab, entschuldigte sich mit den Pflichten der Wirthin und suchte ihn.

Hugo hatte allerdings zunächst die Absicht gehabt, sich aus dem vielgerühmten Hause, dessen Wirthin so herausfordernd unverbindlich gegen ihn gewesen war, unbemerkt davon zu schleichen, aber er war geblieben, weil er eben bleiben mußte. Er redete sich zwar ein, daß er Frau Leonie den Triumph nicht gönnen dürfe, ihn beim ersten Angriff aus dem Felde geschlagen zu haben. In Wahrheit aber handelte es sich für ihn weder um Sieg noch um Niederlage. Er fühlte sich in Leonies Nähe gebannt. Ob sie ihn gut oder schlecht behandelte, war gleichgiltig, die Hauptsache war, daß er bei ihr war, sie sehen und hören konnte. Er sah, wie an dem Reflexe ihrer eigenartigen Anmuth sich alle Gesichter aufhellten, wenn sie mit ihrem entzückenden Lächeln an diese oder jene Gruppe herantrat, er bewunderte die schöne, schlanke Gestalt, die Pracht des blendenden Nackens, des lieblich gerundeten Halses, mit dem wundervollen, durch kokett kleine Löckchen begrenzten Ansatz des vollen, weichen, fast schwarzen Haares,

und er dachte nicht mehr daran, daß er sich über Leonie eigentlich zu beklagen hatte. Er fühlte sich wohl im Begehren, er hatte auch eine gewisse stolze Ahnung des Gewinnens.

Jetzt bemerkte er, wie Leonie mit jener besonderen Art des Grüßens und Lächelns, die den Wunsch, nicht durch eine Anrede aufgehalten zu werden, deutlich ausspricht, langsam den Salon durchschritt und ihre Blicke systematisch durch den ganzen Raum schweifen ließ. Noch hatte sie ihn in der Vertiefung des Erkers hinter dem mächtigen Blumenaufsatze nicht erspäht, noch hatte er Zeit, sich diejenige Stellung und seinem Gesicht denjenigen Ausdruck zu geben, die ihm am angemessensten und wirksamsten erschienen. Er entschied sich für lässige Vornehmheit in der Haltung und heitere Unbefangenheit der Physiognomie. Da plötzlich sah sie ihn. Ihre Blicke kreuzten sich im Nu, dem unmeßbaren Bruchtheile einer Sekunde, aber es durchfuhr sie Beide, und ihre Herzen hämmerten. Dann ging sie ruhig, lächelnd, wie sie vorher gelächelt hatte, vorüber und sagte einer jungen Frau: „Wo treiben Sie nur die köstlichen Gardenien auf? Meinem Gärtner gebe ich den Laufpaß. Man bekommt von ihm seit Monaten nichts als elende Krüppel auf Draht.“

Die Dame gab ihr die Adresse ihres Gärtners, den sie angelegentlich empfahl. Leonie dankte mit großer Wärme. Sie hatte garnicht hingehört. Als ob sie sich um Gardenien, um Blumen mit Stengeln oder auf Draht in diesem Augenblick bekümmert hätte!

Sie sprach mit Hugo Hall kein Wort mehr. Erst

als er sich gegen zwei Uhr Morgens als einer der letzten Gäste empfahl, sagte sie ihm, und jetzt mit wirklicher Freundlichkeit: „Man sieht Sie doch bald wieder?"

„Sobald Sie gestatten . . . nächsten Dienstag, wenn es nicht indiscret ist."

„Ah! das ist viel zu lange! Bis dahin würde sich die Meinung, die Sie jetzt von mir haben dürfen, zu fest setzen. Und mir liegt daran, daß Sie mich bald besser kennen lernen."

„Ich denke schon das Allerbeste von Ihnen, aber es würde mir natürlich eine Ehre und Freude sein . . ."

„Haben Sie sich für morgen Abend schon vergeben?"

„Wenn ich Sie morgen sehen darf, nein."

„Also begleiten Sie uns morgen ins Schauspielhaus! Von dem neuen Stücke wird so viel Gutes gesagt. Liedtcke, die Erhartt und der alte Doering sollen ja brillant sein. Haben Sie die Première gesehen?"

„Nein, gnädige Frau!"

„Ich darf also auf Sie rechnen? . . . Ich schicke Ihnen morgen Nachmittag das Billet . . . Wir werden allein sein . . . mit meinem Manne."

„Zu gütig, gnädige Frau. Also auf morgen!"

„Auf morgen."

Sie reichte ihm die Hand, von der sie, während sie gesprochen, den Handschuh gestreift hatte. Er führte die kleinen Finger an seine Lippen und empfahl sich mit respectvoller Verbeugung.

Als bald darauf der letzte Gast das Zimmer verlassen hatte und Welsheim mit einem Kuß auf die Stirn seiner Frau gute Nacht wünschte, sagte Leonie:

„Ich brauche für morgen eine Loge im Schauspielhause.“

Welsheim blickte erstaunt auf.

„Du hast mir doch heute Vormittag, als ich Dich fragte, gesagt . . .“

„Heute Vormittag hatte ich eben keine Lust, und jetzt brauche ich sie, lieber Freund!“

„Aber, liebes Kind, das wird sehr schwer halten! Nach dem gestrigen Erfolge ist das Haus für morgen bereits vollkommen ausverkauft . . .“

„Du wirst schon Mittel und Wege finden,“ lächelte Leonie. „Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir.“

„Ich will mir alle Mühe geben . . . aber versprechen kann ich nichts.“

„Ich bin ganz unbesorgt . . . Ich habe heute so viel Gutes von dem Stück gehört . . .“

„Ja, ja . . . Na, was ich thun kann, soll geschehen.“

„Ach ja,“ warf Leonie, die sich bereits der Thür zugewandt hatte, gleichgiltig hin, „den jungen Doctor, den Ringstetter uns zugeführt hat, den Schriftsteller . . . wie heißt er doch gleich?“

„Doctor Hall.“

„Ja! Den Doctor Hall habe ich gebeten, uns zu begleiten. Du kennst wohl seine Adresse und wirst die

Freundlichkeit haben, ihm das Billet im Laufe des Nachmittags zu schicken . . . Nochmals, gute Nacht!"

Am andern Mittag erstand Welsheim an der Börse für den dreifachen Preis die Loge und schickte das Billet an Herrn Dr. H. Hall bei Frau Regierungsräthin Breuer, Brüderstraße.

II.

Seit jenem Abend, den Hugo Hall mit Leonie Welsheim — unter gefälliger Mitwirkung des Herrn Felix Welsheim — in der Loge des Schauspielhauses verbracht hatte, waren sechs Monate vergangen. Es war im April des Jahres 1873, als Dr. Ringstetter, der ebenso geistvolle wie boshafte Herumträger aller unangenehmen Geschichten, seiner verehrten Gönnerin nebenher mittheilte, daß ihr jugendlicher Schützling wohl nur auf die Vollendung und den Erfolg seines Schauspiels, an dem er seit seiner Bekanntschaft mit Leonie mit großer Begeisterung arbeitete, warte, um sich mit seiner Wirthstochter, einem Fräulein Martha Breuer, mit der er schon seit länger als einem Jahre verlobt sei, zu verheirathen.

Leonie hatte die Mittheilung zunächst für einen ziemlich geschmacklosen Scherz gehalten. Aber Ringstetter gab eine solche Fülle von Einzelheiten, die durchaus glaubhaft wirkten, daß sie an der Wahrheit der überraschenden Neuigkeit nicht mehr zweifeln durfte. Sie affectirte nun eine übertriebene Lustigkeit, fand die Sache zu amüsant, zu

komisch und lachte so stürmisch, daß Ringstetters Verdacht über die intimen Beziehungen, die sich zwischen den Beiden geknüpft hätten, erheblich verstärkt wurde. Sie erkundigte sich unauffällig, für Ringstetters Feinfühligkeit aber doch nicht unauffällig genug, nach der Kleinen und erfuhr, daß diese Martha Breuer heiße und die Tochter der verwittweten Frau Regierungsräthin Breuer, geborenen Mölldorf, sei, einer mittellosen Wittwe, die zu ihrer kärglichen Pension durch Vermiethung von Zimmern einige Thaler hinzufügte, gerade genug, um für sich und ihr kränkliches Kind die Kosten der unerläßlichsten Bedingungen des Daseins bestreiten zu können. Hugo Hall wohnte schon seit über fünf Jahren bei Frau Emilie Breuer. Die blasse Martha mit den unheimlich glänzenden großen blauen Augen und den an den Backenknochen seltsam gerötheten, sonst so bleichen Wangen und der durchsichtigen Haut, durch die die Aederchen an den Schläfen bläulich hindurchschimmerten, hatte ihn gerührt und gefesselt. Er hatte manche Abende in dem kleinen Hinterstübchen der Regierungsräthin verbracht, hatte Martha, die mit leuchtenden Blicken seinen Worten lauschte, seine Gedichte vorgelesen, und ohne daß er zu sagen vermocht hätte, wie er dazu gekommen war, hatte er um Marthas Hand angehalten und sich nachher eingeredet, daß er in sie verliebt sei. Martha war von dem Antrage nicht minder überrascht als Hugo, der ihn gestellt hatte. Von Kindheit an leidend und in großer Dürftigkeit aufgewachsen, hatte sie still und wunschlos für sich hingelebt; es war ihr nie eingefallen, daß sie ein Weib sei und geliebt werden könne. Sie hatte fast gar

keinen Verkehr. Es war ihr nie der Hof gemacht worden, und wenn sie von einer ihrer Bekannten gelegentlich einmal irgend eine Bemerkung über diesen oder jenen jungen Herrn hörte, so lächelte sie, weil sie nichts zu sagen hatte. Sie wich fast nie von der Seite ihrer Mutter, die beständig über das traurige Loos der unbemittelten Wittwen, über die theuren Zeiten, die Hartherzigkeit der Menschen und die Ungerechtigkeit des Schicksals klagte, und arbeitete, so weit ihre Kräfte es gestatteten, im Geheimen für ein großes Stickereigeschäft, um monatlich ein paar Groschen zu den Kosten des Unterhalts beizusteuern. Sie hielt sich für vollkommen reizlos. Mit Unrecht. Denn sie war ein liebes, einfaches, gescheidtes und, wenn man genauer hinsah, sogar sehr hübsches Mädchen. Aber man mußte eben genauer hinsehen, auch ihre Schönheit war wie verschüchtert. Die Fülle der prachtvollen blonden Haare, die die hauptsächliche Kraft des schwachen Kindes aufzusaugen schienen, ließ sich in der einfachen Tracht kaum errathen. Nur wenn sie lachte — und sie lachte selten —, sah man die schönen, glänzenden, milchfarbenen Zähne. Sie war ziemlich groß, mager und mit achtzehn Jahren noch unentwickelt wie ein Kind. Sie brauchte einige Zeit, um sich klar zu machen, was Herr Dr. Hall, der bisher nur der Miether der großen Stube gewesen war, mit seinem Antrage eigentlich hatte sagen wollen. Als ihr der erste lange Kuß, den Hugo auf ihren kleinen Mund drückte — der erste Kuß, den sie mit geschlossenen Augen erwiderte, der ihre schmalen Lippen siedend durchglühte und dann eisig kühlte —, die Erleuchtung

brachte, überkam sie ein Gefühl namenloser Glückseligkeit; es war, als ob in ihrem Innern plötzlich der Frühling ausgebrochen, als ob auf einmal ihre jungfräulich keusche Weiblichkeit vom Eise befreit sei. Sie fühlte sich Weib und hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und dankbarer Liebe an dem Mann, der ihr das wunderbarste Geheimniß des Daseins offenbart, der sie erweckt hatte. Die holde Reinheit, die vertrauende Ergebenheit des Mädchens hatten Hugo tief gerührt. Er meinte, unbewußt wirklich das Richtige getroffen und durch die gütige Fügung des Geschickes die Eine, die ihm bestimmt war, die er liebte, oder die er lieben würde, gefunden zu haben. Und so war denn die erste Zeit des Brautstandes sonnig und schön. Martha war wie umgewandelt. Ihre lässigen müden Bewegungen hatten an Lebendigkeit und Bestimmtheit gewonnen, ihre bleichen Wangen hatten sich leicht geröthet, sie war frischer und gesünder geworden. Hugo arbeitete mit mehr Lust und Liebe denn je. Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, er fühlte, daß er ernste Pflichten übernommen hatte; und es war sein ehrliches Bemühen, diesen Pflichten zu genügen.

Der Winter kam. Es war Hugo ein Leichtes, seiner Braut, die ihm blindlings glaubte, klar zu machen, daß er als Schriftsteller, der das moderne Leben der Großstadt zu seinem besonderen Studium sich auserſehen hatte, sich nicht vergraben dürfe, daß er Gesellschaften, so sehr sie ihn auch, wie er betheuerte, langweilten, aufsuchen müsse. Ebenso verstand es sich von selbst, daß Martha, für deren einfachste anständige Kleidung der erfinderische Scharfsinn

der Mutter schon auf's Aeußerste sich anzuspannen hatte, ihn dorthin nicht begleitete. Ohne Klage blieb sie daheim und lächelte ihm nach, wenn er im Frack, der ihn so gut kleidete, mit der kunstvoll leicht geschlungenen weißen Cravatte sich verabschiedete. Manchmal regte sich freilich in ihr der geheime Wunsch, auch eine der glänzenden Festlichkeiten, die Hugo, wie ihr schien, allzu geringschätzig behandelte, mitzumachen. Aber sie war verständig genug, um einzusehen, daß sie Unmögliches begehrte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß später, wenn Hugo den verdienten Lohn seines Talentes empfangen, alles anders besser werden würde. Sie wollte geduldig ausharren Ja, geduldig! Es mußte wohl recht schwierig sein, das Leben und Treiben der bevorzugten Welt, in der ihr Bräutigam sich bewegte, kennen zu lernen. Die gesellschaftlichen Pflichten Hugos mehrten sich unausgesetzt. Er mußte fast allabendlich ausgehen und kam gewöhnlich erst zu sehr später Stunde nach Hause. Sie hörte ihn jedesmal kommen, hörte schon die Hausthür sich öffnen und schließen und den Schlüssel im Schlosse der Corridorthür. Dann erst schlief sie ein. Oft mit recht schwerem Herzen. Weshalb nur Hugo, wenn er so spät nach Hause kam, am anderen Tage unaufgefordert eine frühere als die richtige Stunde angab? Gewiß, um sie zu schonen. Er war ja so gut. Und sie bedurfte wieder einiger Schonung. Denn die vergänglichen Rosen, die der Liebesfrühling auf ihre Wangen getrieben hatte, waren in den langen schlaflosen Nächten längst wieder gewelkt. Martha sah mitunter gespensterhaft fahl aus, und ihre feucht glänzenden, seltsam

strahlenden Augen erschienen in den schattigen Ringen, die sich um sie gezogen hatten, unnatürlich groß.

Von der Verlobung war nach gegenseitiger Uebereinkunft wenig Aufheben gemacht worden. Da die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, daß sich die Beiden zusammen zeigten, so würde das Bekanntwerden nur zu unangenehmen Scherereien und lästigen Fragen veranlaßt haben. Hugo hatte offenbar ganz Recht: was brauchte die gleichgiltige Welt von ihrem Glücke zu wissen!

Da aber keine Thatsache verborgen bleibt, so hatte doch Dieser und Jener erfahren, daß Hugo über sein Herz und seine Hand schon verfügt hatte. Er selbst sprach aber nicht davon; und es stand ihm Niemand so nahe, um ohne Aufforderung mit ihm davon zu sprechen. Seinem Benehmen im Salon hätte aber auch der Scharfsichtigste den heimlich Verlobten nicht angemerkt. Er benahm sich hübschen Mädchen, und besonders hübschen jungen Frauen gegenüber so ungebunden und frei wie nur möglich. Seitdem er in den intimsten Kreis der Frau Leonie Welsheim gezogen war, mußte eine solche Vermuthung vollends gegenstandslos erscheinen.

Bis zur Stunde hatte Leonie in der That nichts geahnt. Als Ringstetter ihr den Streich versetzte, fühlte sie etwas ganz Sonderbares, nie Gekanntes in ihrer Brust, als ob ihr Herz plötzlich in eisiges Wasser getaucht sei — ein schmerzliches Unbehagen, das sie zwang, während des hohlen lauten Lachens unwillkürlich die Lider zu senken. Und als Ringstetter sich verabschiedet hatte und sie allein war, verzerrte sich ihr Gesicht, sie sah mit einem Schlage zehn

Jahre älter aus, als sie war. Sie machte einige hastige Schritte und drückte dann den Knopf der elektrischen Klingel. Ihre erste Empfindung war, sich den Hut aufzusetzen, den Wagen vorfahren zu lassen und das Mädchen aufzusuchen. Daß die Geschichte wahr war, galt ihr als zweifellos; sie erklärte ihr Alles, was ihr bisher unverständlich gewesen war: die plötzliche Niedergeschlagenheit Hugos inmitten der tollsten Ausgelassenheit, seine Scheu, sich oft öffentlich mit ihr zu zeigen, seine dunkeln Redewendungen, — Alles mit einem Worte. Sie mußte das Mädchen sehen, sie mußte ihr sagen . . . Was mußte, ja, was konnte sie ihr sagen? Womit den auffälligen und compromittirenden Besuch rechtfertigen — vor ihr und vor ihm? . . .

„Es ist gut!" sagte sie dem Diener, der in der Thür erschienen war. „Ich bedarf Ihrer nicht!"

Jean verneigte sich und verschwand wieder.

Leonie setzte sich auf das niedrige Polster im Erker und blickte durch das durchsichtige Gewebe hinüber auf die grauen Stämme, die eben das erste Grün ansetzten. Die Frühlingssonne schien goldig herab. Das heitere Licht des schönen Nachmittags taugte schlecht zu ihrer finsteren Stimmung. Sie athmete tief und seufzte so laut, daß sie selbst darüber erschrak. Sie ließ Alles, was sich zwischen ihnen ereignet hatte — seit ihrer ersten Begegnung und seit dem verhängnißvollen Theaterabend, an dem sie seine auf der Lehne des Sessels ruhende Hand warm an ihrer Schulter gefühlt und doch keinen Versuch gemacht hatte, ihre Stellung zu verändern —, an ihrem Geiste

vorüberziehen. Sie klagte sich an, daß sie an demselben Abend seinen langen, bedeutungsvollen, vielbegehrenden Händedruck beim Abschied ebenso innig und vielverheißend erwidert und dabei merklich gezittert hatte, obwohl sie ohne besondere Anstrengung ruhig hätte bleiben können. Sie hatte Hugo nicht nur in ihrer Umgebung geduldet, sie hatte ihn in ihre Nähe gezogen; nicht wie mit den Anderen hatte sie oberflächlich mit ihm kokettirt, sie hatte ihm unausgesetzt gezeigt, daß ihre Gefühle für ihn ernster waren. Sie hatte ihm das Recht zugestanden, ihr über ihre Gefallsucht Vorwürfe zu machen, sie hatte sich mit unverkennbarer Freude von ihm schulmeistern lassen, hatte seine Wünsche, diesen und jenen ihrer Freunde mit verletzender Kälte zu behandeln und ihrem Hause zu entfremden, erfüllt und mit einem wunderlichen Frohgefühle die Regungen seiner Eifersucht wahrgenommen und sich ungerecht quälen lassen.

Gewiß war sie die Mitschuldige . . . Aber der Schuldige war Er! Wenn er sie wirklich liebte, sie allein, dann sollte ihm Alles vergeben sein! Aber wie sollte sie ihm das jetzt noch glauben — ihm, der seit einem halben Jahre mit einer Lüge oder doch mit einer verschwiegenen Wahrheit ihr gegenübertrat? Der einer Anderen dasselbe gesagt hatte und zur Stunde noch immer sagen mußte, was er ihr durch den begehrlichen Blick seiner blauen Augen, durch den Druck seiner Hand, durch das leise Aufseufzen seiner Brust, durch sein ganzes Sein und Wesen unabläßig sagen wollte? Er hatte eine Braut, die er vor Gott und der ganzen Welt in seine Arme schließen

und küssen durfte, ohne angstvoll nach der Portière zu spähen und bei dem leisesten Geräusch zusammenzufahren. Und das hatte er vor ihr verschweigen können!

Sie fühlte, wie ein flammendes Roth ihre Wangen färbte. Sie war außer sich — nicht bloß vor Zorn. Sie hatte ein Gefühl der tiefsten Beschämung und Demüthigung . . . daß ihr sein Herz streitig gemacht wurde — von einer solchen Person! Es war ja offenbar eine ausgefeimte Kokette, die ihn in ihre Netze gezogen hatte. Was konnte an ihr sein, die die erniedrigende Situation, sich verschweigen zu lassen, ruhig hinnahm? . . .

Leonie öffnete einen Flügel des Fensters und ließ die reine frische Luft in das Zimmer strömen, in dem das Kaminfeuer noch immer brannte. Ihr Kopf war wirr und wüst, und die Kühle that ihr wohl. Vergeblich hatte sie sich bemüht, zu einem Entschlusse zu gelangen, wie sie ihr Verhalten Hugo gegenüber zu regeln habe. Einfaches Ignoriren wäre vielleicht das Vernünftigste gewesen. Aber sie sagte sich, daß sie außer Stande sein würde, diese Komödie durchzuführen. Sollte sie ihm eine heftige Scene machen und mit einem Eclat den Bruch herbeiführen? Sollte sie ihn verletzen und langsam entfernen? Sollte sie zum Aeußersten schreiten, ihm die Alternative stellen, zwischen Jener und ihr zu wählen, und um den Preis des Opfers, das ihre Eifersucht heischte, ihm gewähren, was er unablässig forderte, und was sie ihm bis zur Stunde verweigert hatte?

Alles erschien ihr gleichermaßen unmöglich, am unmöglichsten aber, daß es zwischen ihr und Hugo beim

Alten bleiben könne. Sie mußten jetzt nothgedrungen auseinandergesprengt oder völlig aneinandergetrieben werden. Leonie schauderte fröstelnd und schloß das Fenster. Sie war erstaunt, als sie auf die Uhr blickte und berechnete, daß seit Ringstetters Abschied wenigstens eine Stunde verflossen war. Zum Ausfahren war's nun auf alle Fälle zu spät. Welsheim war vermuthlich schon nach Hause gekommen, in einer halben Stunde wurde das Diner aufgetragen.

Sie wußte nicht recht, was sie mit sich anfangen sollte. Ohne besonderen Vorsatz trat sie in ihr Toilettenzimmer und musterte die Frühlingsgarderoben, die gestern aus Paris eingetroffen waren. Die auffälligste sagte ihr heute gerade am meisten zu. Sie rief ihre Kammerjungfer Germaine, die sie aus Holland mitgebracht hatte, und sagte ihr, sie wolle sich zum Diner umkleiden.

„Ist denn Gesellschaft?" fragte Germaine, der Leonie erlaubt hatte, auch zu sprechen, ohne gefragt zu sein, und die sogar selbst Fragen zu stellen sich verstatten durfte.

„Nein," antwortete Leonie mit einer Schroffheit, die dem guten Mädchen auffiel.

„Aber für den Herrn allein ist das Kleid doch zu schade," meinte Germaine.

„Ich wünsche es anzuziehen. Also bitte," erwiderte Leonie noch barscher als vorher.

„Wie gnädige Frau befehlen," bemerkte Germaine unterwürfig. Und nach einiger Zeit, während ihre geschickten Hände das Worth'sche Wunderwerk der schlanken

Gestalt der Herrin anschmiegten, setzte sie kleinlaut hinzu: „Gnädige Frau sind heute recht ungehalten. Haben gnädige Frau Verdruß gehabt? Gnädige Frau sehen wirklich recht angegriffen aus!“

Welsheim hatte eine ausnehmend gute Börse gehabt und war seelenvergnügt.

„Ah!“ rief er bewundernd aus, als Leonie in dem lichten Kleide in den Salon rauschte, „das lasse ich mir gefallen! Wirklich famos! Ja, diese Franzosen! . . . Wenn wir erst soweit wären! . . . Laß Dich doch erst einmal ordentlich anschauen. So rasch wird die Suppe nicht kalt werden . . .“

„Bitte, komm!“ sagte Leonie, die sich der Thür zum Speisesaale schon genähert hatte.

„Zu Ehren der neuen Toilette,“ begann Welsheim das Gespräch bei Tisch, „sollten wir eigentlich irgend etwas unternehmen. Für mich allein ist sie wirklich zu schade.“

Leonie mußte bei der Erinnerung daran, daß Germaine vor einer halben Stunde dasselbe mit denselben Worten gesagt hatte, unwillkürlich lächeln.

„Wie Du meinst,“ entgegnete sie mit gespielter Gleichgiltigkeit. Sie war fest entschlossen, sich von ihrem Manne dazu überreden zu lassen, den Abend gemeinsam mit Hall zu verbringen. Aus tausend Gründen hielt sie es für das Richtige, daß ihre erste Begegnung mit ihm unter dem Zwange, den die Gegenwart ihres Mannes ihr auferlegte, stattfände. Zugleich wurde sie auch von dem Verlangen verzehrt, das Mädchen zu sehen, heute noch.

Sie ahnte, daß nur ihr Mann in unverfänglicher Weise ihr dazu verhelfen könne; sie wußte zwar für den Augenblick noch nicht recht, wie das überhaupt zu machen sei, aber sie erhoffte von ihrem oft erprobten Mittel, Welsheim ihre eigenen Wünsche zu suppeditiren, das Beste. Unruhig flatterten ihre Blicke von einem Gegenstand zum andern.

„Wollen wir in irgend ein Theater gehen? . . . Nein? Mir auch recht! . . . In den Circus? . . . Auch nicht? Schön . . . Da fällt mir ein, in den Reichshallen soll jetzt ein gutes Programm sein, ausgezeichnete amerikanische Turner, eine bildhübsche Chansonettensängerin aus Wien, eine sehr lustige Pantomime . . . Was meinst Du? Ich lasse eine Loge holen . . . wir nehmen noch ein paar gute Freunde mit . . .“

„Gleich ein paar?“

„Oder einen guten Freund . . . ganz nach Deinem Belieben . . . Doctor Hall zum Beispiel?“

Leonie furchte die Brauen.

„Weshalb denn nicht?“ fuhr Felix fort, und mit veränderter Stimme setzte er hinzu: „Ich begreife Dich nicht, Leonie! Seit einiger Zeit bist Du gegen unsern armen Doctor geradezu verletzend kalt. Nein, nein! Bestreite es nicht! Ich habe gute Augen, und mir entgeht nichts. Du thust dem armen Menschen wehe! Er verehrt Dich — Du darfst es mir glauben! Sei doch ein bischen freundlicher zu ihm! Dir ist es ein Leichtes, und Du erfreust einen braven Kerl!“

„Du irrst . . . ich habe nicht das Geringste gegen den Doctor . . .“

„Dann wirkst Du jedenfalls unfreundlicher, als es Deine Absicht ist.“

„Das mag sein.“

„Aber es ist mir, offen gesagt, unangenehm. Ich habe für Hall sehr viel übrig, und es würde mir leid thun, wenn Du ihn durch Deine Schroffheiten, die vielleicht gar nicht böse gemeint sind, verscheuchtest. Du siehst ja, Andere, die sich früher so wohl bei uns fühlten, haben es sich auch nicht gefallen lassen und sind schließlich weggeblieben — darunter sehr nette Menschen, die Dir früher ausnehmend gefallen haben. Du hast wirklich einen etwas zu starken menschlichen Verbrauch.“

Leonie zuckte die Achseln.

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen,“ sagte sie mit schläfrigem Ausdruck. „Gehen wir meinethalben in die Reichshallen und holen wir den Doctor ab, wenn Du es durchaus willst. Wir können ja im Wagen vor der Thür warten.“ Ohne ihrem Manne Zeit zu der Einwendung zu lassen, daß es ihm garnicht eingefallen sei, Hugo abholen zu wollen, fuhr sie fort: „Es ist allerdings ein bischen sonderbar, daß wir vor der Wohnung eines Junggesellen vorfahren. Aber ich bin vorurtheilsfrei, und da Du es wünschest . . . deutlicher kann ich dem Doctor freilich nicht zeigen, daß ich nichts gegen ihn habe; hoffentlich wirst Du damit endlich zufriedengestellt sein.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte Welsheim etwas zerstreut, während er das Glas, aus dem er eben getrunken hatte, auf den Tisch setzte und die Serviette an seine Lippen führte. Hatte er denn wirklich Leonie den Vorschlag ge=

macht, Hall abzuholen? Er konnte sich dessen garnicht erinnern, aber es sagte ihm zu, und da Leonie damit einverstanden war, wandte er sich zum Diener: „Um halb acht den Landauer!“

Als Leonie zur festgesetzten Zeit mit einem entzückenden Hut auf dem kunstvoll frisirten Kopfe und einem neiderweckenden Ueberwurfe im Salon erschien und die Handschuhe bedächtig zuknöpfte, sagte sie zu Welsheim, der mit den beiden Operngläsern in der Hand schon seit einigen Minuten auf sie wartete:

„Wir wollen doch lieber direct in die Reichshallen fahren. Jean kann ja den Doctor in unserm Namen bitten . . .“

„Aber nein,“ erwiderte Welsheim etwas ungehalten. „Dazu ist es nun zu spät. Mein Gott, sei doch nicht so zimperlich! Die Sache ist doch völlig harmlos . . . in meiner Gesellschaft.“

„Wenn Du meinst . . . Wohnt Doctor Hall eigentlich hübsch?“

„Ich bin nie in seiner Wohnung gewesen.“

„Sieh Dich ein bischen um, wenn Du bei ihm bist. Es würde mich interessiren, einmal einen Blick in die Werkstatt eines Dichters zu werfen. Man kann eigentlich einen Menschen erst richtig beurtheilen, wenn man gesehen hat, wie er haust.“

„Er wird wohnen, wie die meisten jungen Leute wohnen.“

„In dem Punkte kann ich Dir allerdings nicht widersprechen, daß das Atelier eines Künstlers, das Arbeits-

zimmer eines Schriftstellers etwas Anderes ist, als die Wohnstube des ersten Besten. Es ist, wie Du ganz richtig bemerkst, eine Art Museum, neutrales Gebiet . . ."

„In der That!" bekräftigte Welsheim ein wenig überrascht. Er konnte sich gar nicht entsinnen, eine solche Bemerkung gemacht zu haben. „In der That . . . wie ein Museum."

„Aber erlaube, lieber Freund," fiel Leonie, die gerade den letzten Knopf bewältigt hatte, mit lustigem Eifer ein, während sie ihren Arm in den seinigen legte und Felix zu beschleunigtem Aufbruch antrieb, „der Vorwurf der Zimperlichkeit, den Du mir machst, trifft mich doch nicht, wenn ich ein wenig zögere, in die Höhle des Löwen hinabzusteigen. Er wird mich freilich nicht zerfleischen, der Löwe, ich habe ja an Dir eine starke Stütze und den berufenen Vertheidiger . . ."

„Wie meinst Du?" fragte Welsheim.

Sie waren vor der Hausthür angelangt.

„Brüderstraße, zu Doctor Hall," beschied Felix den harrenden Diener, der nach einer kurzen Verbeugung den Schlag vorsichtig schloß, auf den Bock kletterte und in kerzengerader Haltung seinen Platz neben dem dicken Kutscher einnahm.

„Amüsiren würde es mich natürlich," sagte Leonie, als der Wagen auf den Gummirädern fast geräuschlos und in scharfem Trabe der Stadt zurollte, „den guten Doctor in seinem Heim aufzustöbern. Ich persönlich finde ebenso wenig dabei wie Du. Aber ich weiß nicht, ob die Leute . . ."

„Du wolltest mit hinaufkommen?“ fragte Felix, wiederum einigermaßen überrascht.

„Wenn es Dir Spaß machen würde . . . ich würde es ruhig wagen,“ antwortete Leonie mit ihrem reizendsten Lächeln, während sie ihre kleine linke Hand auf die Rechte ihres Mannes legte und Fingerübungen machte. „Du sollst mir nicht ein zweites Mal vorwerfen, daß ich zu ängstlich sei . . . in Deiner Gesellschaft.“

„Daß Du mit mir einen guten Freund abholst — mir erscheint's durchaus unverfänglich. Ich fürchte nur, wir könnten den guten Doctor einigermaßen in Verlegenheit bringen, wenn wir ihm unangemeldet, so mir nichts dir nichts in's Haus fallen.“

„Das wäre ein köstlicher Spaß,“ lachte Leonie übermüthig. „Mitunter hast Du wirklich ausgezeichnete Einfälle! Würde der gute Doctor Augen machen, wenn er uns auf einmal vor sich sähe! Wie kommt solcher Glanz in seine Hütte! Denn es wird Dir nicht entgangen sein, daß ich mich heute ausnehmend schön gemacht habe . . .“

„Das stimmt,“ versetzte Felix mit stolzem Schmunzeln, während er Leonies Toilette, über die er sich schon gefreut hatte, abermals mit liebevollen Augen musterte. „Du hast Dich heute wirklich ganz besonders angestrengt.“

„Aber nicht mit Rücksicht auf den Doctor,“ lächelte sie. „Das schwöre ich Dir! Nun wirst Du mir am Ende gar noch einreden wollen, daß ich Halls wegen mein interessantestes Frühlingskleid angelegt und mein kokettestes Hütchen aufgesetzt habe . . . Du Undankbarer!“

„Du siehst wirklich wunderhübsch aus!“ rief Felix

in zärtlichem Tone aus und führte die kleine Hand, die noch immer auf seiner Rechten munter fingerte, an seine Lippen.

„Ich verspreche mir einen großartigen Effect davon," fuhr Leonie in derselben heiteren Weise fort, „wenn wir Beide Hand in Hand in das Stübchen des Doctors eintreten."

„Also ist es Dein Ernst? Du möchtest wirklich mit mir . . ."

„Ich möchte?" fiel Leonie ein. „Ich möchte?" wiederholte sie. „Aber Du vertauschest die Rollen, lieber Freund! Wenn Du das geringste Bedenken hast . . . ich kann ja ruhig im Wagen unten warten."

„Du mißverstehst mich! Ich habe gar keine Bedenken."

„Ich bleibe sogar lieber unten, ich wollte Dir nur den Spaß nicht verderben. Wenn Du aber meinst, daß die Leute . . ."

„Ach was! die Leute! Dummes Zeug! Eine Frau wird mit ihrem Manne doch wohl . . ."

„Also gut!" Sie hatte seine Hand gedrückt, und die Beiden betrachteten sich lächelnd. Leonie war froh, daß sie ihre Absicht, noch heute in die Häuslichkeit Hugos einzudringen, durchgesetzt hatte, und Welsheim freute sich über seine anmuthige, elegante, lustige Frau und glaubte nun, daß er sie dazu bewogen habe, mit ihm den Doctor zu überfallen.

Der Wagen hielt vor einem ungastlichen Hause der alten Straße. Felix und Leonie traten ein. Die

Treppen waren durch flackerndes Gas, das ohne Schutz und Dämpfung in einer dreispitzig auslaufenden Flamme brannte, ungenügend beleuchtet. Die Stiegen waren ausgetreten, die Absätze in den einzelnen Stockwerken bildeten ein schmales, fast rechtwinkliges Dreieck, in jedem Schenkel dieses Winkels befand sich je eine weißlackirte Glasthür, deren Scheiben mit billigen Gardinen behangen waren. Es sah in dem Hause ordentlich und sauber, aber überaus dürftig aus. Im zweiten Stock rechter Hand war unter der Klingel mit einem Griff aus weißem Porzellan ein Porzellanschild angebracht, auf dem in großen schwarzen gothischen Buchstaben die Aufschrift stand: „E. Breuer, verw. Regierungsräthin"; darunter befand sich mit Reißzwecken befestigt eine Visitenkarte, auf der „Dr. Hugo Hall" zu lesen war.

Welsheim hatte die Schelle gezogen. Gleich darauf wurde eine Thür der Wohnung geöffnet und die Gardine ein wenig zurückgeschoben. Es entstand eine kurze Pause, wie eine Verlegenheitspause. Leonies Herz klopfte stürmisch, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um ihre Fassung zu bewahren. Die Flurthür ging langsam auf, und auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, in der unvortheilhaften Beleuchtung gespensterhaft bleich, mit schlichtem, ungewöhnlich starkem blonden Haar, dessen Wucht das kleine Köpfchen niederzudrücken schien, mit großen glänzenden Augen. Sie trug ein einfaches dunkles Wollenkleid und eine saubere Schürze mit einem Besatz von gehäkelten Spitzen. Leonie ließ ihre Blicke in fieberhafter Hast über das schwächliche Mädchen fliegen, und

ihre Lippen, die lächeln wollten, verzerrten sich. Martha hatte bei dem Anblick der eleganten vornehmen Dame, die unwillkürlich eine hochmüthige Haltung angenommen hatte, eine höchst unbehagliche Empfindung. Leonie, die sich unter der Braut Hugos eine ganz andere Persönlichkeit vorgestellt hatte, fand die kümmerliche, schmalbrüstige Kleine einfach lächerlich.

„Ist Herr Doctor Hall zu sprechen?“ fragte Welsheim, indem er Martha seine Karte reichte.

„Ich glaube wohl . . . Wollen die Herrschaften gefälligst nähertreten?“

„Ich warte hier,“ sagte Leonie zu ihrem Manne. „Du wirst ja sehen, ob der Doctor mich empfangen kann.“

„Wenn Sie mit meinem Stübchen fürlieb nehmen wollen, gnädige Frau, hier ist's doch zu ungemüthlich.“

„Sehr artig, mein Fräulein,“ entgegnete Leonie, sich leicht verneigend.

Sie folgte ihr in das Hinterstübchen und setzte sich auf den Stuhl, den ihr Martha angeboten hatte. Welsheim war in dem halbdunklen, engen und winkligen Corridor stehen geblieben. Martha kam sogleich zurück, klopfte an die Thür des Vorzimmers und trat auf den Hereinruf, der von innen kam, ein. Unmittelbar darauf erschien Hugo, der mit voller Stimme, die hier überlaut klang, ausrief: „Ist es denn möglich? Das ist aber eine Ueberraschung! Bitte, treten Sie doch ein! Was verschafft mir denn das unverhoffte Vergnügen? . . .“

Die Thür wurde geschlossen. Man vernahm nur noch den Laut der Stimmen, nicht mehr die Worte.

Leonie hatte sich in dem ärmlichen Zimmer schnell umgesehen. Es war nicht viel zu sehen. Alte Möbel, die auch in ihren jungen Tagen nicht schön gewesen waren, gut gehalten, ein Sopha und zwei Sessel mit geschweiftem Holz, mit grünem Ripsbezug und gehäkelten Schutzdecken; auf dem Tisch, dessen bunte Plüschdecke ordentlich zusammengefaltet auf dem geschlossenen Pianino lag, ein Tischtuch mit zwei Gedecken und einer Theetasse; in der Mitte, von der Petroleumlampe hell beleuchtet, ein kleiner Teller mit kaltem Aufschnitt, eine Butterbüchse, ein Brotkorb, eine Flasche Tivolibier. An der Wand der Stich der Madonna della Sedia, darunter die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks und Moltkes. Ueber dem Pianino Beethoven in Steindruck. Ein hängendes Bücherregal mit ein paar Dutzend Büchern in Fabrikeinband, über einem kleinen unbrauchbaren Schreibtisch; nahe dem Fenster ein Blumentisch mit einem Gummibaum, billigen Blumen vom Markte und einem Goldfischbecken. Daneben ein Nähtisch, an den ein Rahmen mit einer angefangenen Stickerei gelehnt war. Leonie wurde in ihrer flüchtigen Musterung dieser Armseligkeit nicht gestört, denn die Frau Regierungsräthin war noch in der Küche mit dem Kochen des Theewassers beschäftigt. Ein merkwürdiges Lächeln, ein Gemisch von Mitleid und Verachtung hob ihre Lippen.

„Und das lebt auch!“ sagte sie, langsam nickend, und die Brauen bis in die Mitte der Stirn hinaufziehend, warf sie die inhaltsschwere Frage auf: „Wozu?“

Da trat Martha in das kleine Zimmer. Sie wurde etwas verlegen, als sie die ungewohnte Erscheinung der jungen Frau in strahlender, übermüthiger, herausfordernder Eleganz in dieser schlichten Dürftigkeit wiederum erblickte und den berauschenden, süßlich matten, krankhaft sinnlichen Gardenienduft einsog, der Leonies Vorsteckstrauße entströmte. Sie fühlte, ohne aufzusehen, wie sie von der Dame mit einer beinahe unhöflich zu nennenden Aufmerksamkeit gemustert wurde. Es war ihr zunächst peinlich, dann unheimlich; und mit einem gewissen abergläubischen Bangen hob sie die Lider und richtete trotzig den festen, ruhigen Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf die Unbekannte. Sie erschrak fast, als sie von den spitzen, scharfen Blicken Leonies getroffen wurde. In diesen kleinen, irrenden Augen mit der zitternden Pupille lag etwas geradezu Feindseliges. Eine unerklärliche Ahnung, die fast die Deutlichkeit einer Warnung hatte, sagte Martha, daß diese vornehme, elegante, schöne Frau ihr Unglück bringen und tiefes Weh bereiten werde. Sie wich unwillkürlich zurück und machte sich mit der Tischdecke auf dem Pianino in überflüssiger Weise zu schaffen, um Leonie den Rücken wenden zu können.

Die Beiden sprachen kein Wort und Beide athmeten mit scharfgeschlossenen Lippen hörbar.

Zum Glück währte dieses peinigende Zusammensein nur wenige Augenblicke, die Martha freilich lang genug erschienen. Hugo öffnete hastig die Thür und rief mit lauter Stimme, als wolle er seine Befangenheit übertönen:

„Das ist ja ungemein liebenswürdig, gnädige Frau! Eben sagt mir Ihr Mann . . . Wenn Sie vor einem bescheidenen und etwas wüsten Junggesellenheim nicht erschrecken . . . dürfte ich Sie bitten? . . .“

Er reichte Leonie den Arm.

„Aber Sie dürfen sich nicht umsehen,“ setzte er hinzu, während er, ohne Martha anzusehen, mit Leonie das Stübchen verließ und die Thür hinter sich schloß.

Martha trat an die Thür und sah sie wie etwas Merkwürdiges an. Sie blieb da stehen, und da stand sie noch, als ihre Mutter mit dem Theetopf aus der Küche kam.

„Hugo hat Besuch . . . einen Herrn und eine Dame . . .“

„Eine Dame?“ fragte Frau Emilie erstaunt. „Wer ist denn das?“

„Ich kenne sie nicht. Ich habe den Namen auf der Karte des Herrn, der ihr Mann zu sein scheint, nicht gelesen. Ich denke mir, es wird Frau Welsheim sein.“

„Ist das der reiche Banquier, von dem Hugo manchmal gesprochen hat?“

„Ja.“

„Wie kommst Du gerade auf den?“

„Ich weiß es nicht . . . Ich denke es mir.“

„Ich wußte überhaupt nicht, daß Herr Welsheim verheirathet ist.“

„Hugo hat aber einmal den Namen der Frau Welsheim genannt, er wurde dabei ganz verlegen. Seitdem hat er nie mehr von ihr gesprochen. Ich glaube, es ist Frau Welsheim.“

„Nun, wir werden's ja erfahren . . . Jetzt setz' Dich! Der Thee hat genug gezogen.“

„Ich glaube sicher, es ist Frau Welsheim,“ wiederholte Martha, als sie sich ihrer Mutter gegenübersetzte. Sie war ganz fahl geworden, auf der dünnen Haut der mageren Wangen flammten unter den Augen zwei rothe Flecken. Sie rührte das Essen kaum an.

Leonie war, als sie an Hugos Arm in das geräumige Arbeitszimmer getreten war, von einer Art von Galgenhumor befallen. Sie triumphirte, daß sie erreicht, was sie gewollt hatte. Es hatte ihr eine kitzelnde Genugthuung bereitet, vor Martha von Hugo mit selbstverständlicher Artigkeit behandelt worden zu sein. Vor Allem hatte es ihr Spaß gemacht, daß Hugo in ihrer Gegenwart seine Braut keines Blickes gewürdigt, zu würdigen gewagt hatte. Das Frohgefühl dieses wohlfeilen Sieges überwog für den Augenblick alles Andere. Sie hatte jetzt alles Ungemach verscheucht, und sie war beinahe heiterer Stimmung, als sie Hugos Zimmer mit spähenden Blicken durchschritt.

„Also so sieht es bei einem Gelehrten und Dichter aus!“ sagte sie lächelnd.

Es war ein zweifenstriges Zimmer mit einem breiten Arbeitstisch, der quer vor dem einen Fenster stand, einem hohen mächtigen Bücherreck aus gestrichenem Holz, das beinahe die ganze Breite der den Fenstern gegenüberliegenden Wand einnahm, mit anspruchslosen, nicht schlechten Möbeln. Die Thür zu dem kleinen einfenstrigen Schlafzimmer nebenan war geschlossen. Das Bücherreck war ganz gefüllt, mit zum größten Theil ungebundenen Schriften,

die in den vier oberen Reihen in systematischer Ordnung aufgestellt waren. In den beiden unteren Schossen waren die Sachen untergebracht, die an Hugos früheres Studium erinnerten: da stand ein Mikroskop, da lagen Herbarien und botanische Fachzeitschriften. Hier war auch an den beiden Ecken eine Art von Decoration angebracht, zur Rechten ein Büschel des schönen Pampasgrases, dessen goldig glänzende, mild crêmefarbene Federchen mit der Zeit durch Staub und Cigarrenrauch aschgrau geworden waren; auf der Linken hing beinahe von Manneshöhe ein sonderbares Pflanzengewebe in dichten Strähnen bis auf den Fußboden herab, von matt graugrünlicher Färbung, kraus verwüsteltes Moos, leicht gewellt, von schwermüthiger, aber schöner Wirkung, wie ein Wittwenschleier.

„Was ist denn das?" fragte Leonie, die mit ihren kleinen behandschuhten Fingern die vegetabilischen Flechten vorsichtig betupfte.

„‚Hängendes Moos' nennen es die Laien. ‚Tillandsia usneoides' ist der botanische Name."

„Sehr hübsch . . . wo wachsen denn diese Pflanzen?"

„In den südlichen Staaten der Amerikanischen Union und in Mexico kommen sie sehr häufig vor — als malerisch sehr schöner, aber verderblicher Schmuck der Bäume, namentlich der immergrünen Eichen und Cedern. Die Bäume, an die sie sich ansetzen, gehen gewöhnlich zu Grunde."

„Es sind also Schmarotzer?" fragte Leonie.

„Das eigentlich nicht. Aber Sie dürften sie getrost Schmarotzer nennen. Um Ihnen das Wesen der Tillandsia

wissenschaftlich correct zu bezeichnen, müßte ich Ihnen eine Vorlesung halten, die Sie kaum interessiren möchte."

„Im Gegentheil . . . es interessirt mich sehr!"

„Nun, ich kann's ja kurz machen. Parasiten oder Schmarotzer im eigentlichen Sinne nennen wir Botaniker solche Pflanzen, die eigene Saugfortsätze in's Gewebe der Wirthspflanze hineinsenken und aus deren Gewebe den Nahrungssaft aussaugen. Das thun die Tillandsien nicht. Sie hängen sich an die Pflanze und wachsen nur auf den occupirten Theilen, ohne in deren Gewebe einzudringen. Wohl aber entzieht die Tillandsia, das überwuchernde und überspinnende hängende Moos, das Sie da sehen, dem überwachsenen Theile des Baumes, an den es sich angesetzt hat, Licht und Luft, also die Kohlensäure, aus der der Pflanzentheil sich aufbaut, sie erstickt ihn also und hungert ihn aus."

„Merkwürdig! Und der Baum stirbt?"

„Der Baum stirbt, aber die Tillandsia hat ein äußerst zähes Leben und wuchert auf der Baumleiche fröhlich weiter. Jeder kleine Theil, der vom Wind abgerissen zu einem anderen noch freien Pflanzentheile gelangt und dort haften bleibt, wächst wieder zu einem solchen Alles überspinnenden Geflecht heran und entzieht der betroffenen Pflanze Luft und Licht. Aber die Bäume, an denen diese schönen Schleier herabwallen, sehen ganz wundervoll aus — herrlich in ihrem langsamen Dahinsiechen, zu dem ihnen die Tillandsia, die sie mordet, gewissermaßen den wehmüthigen Trauerschmuck selbst schenkt."

„Sonderbar, wie starke Uebereinstimmungen in den verschiedenen Reichen der Natur bestehen.“

„Sonderbar wäre es, wenn es anders wäre. Das Leben ist überall dasselbe, immer und ewig der Kampf um's Dasein, die Abwehr des feindlichen Angriffs, die Eroberung der Macht der Anderen — dieses unausgesetzte Ringen, Angreifen, Vertheidigen, Behaupten und Unterliegen ist eben nur an verschiedene Bedingungen gebunden. Der Mensch macht es wie das Thier, wie die Pflanze, und wir sind wahrscheinlich nur nicht hellsichtig genug, um das Gleiche beim Stein wahrzunehmen.“

„Ja, ja, das wird wohl so sein,“ fiel Welsheim ein, den die Unterhaltung zu langweilen anfing, der an die Pferde unten und an das Programm der Reichshallen dachte. „Und was wir Ihnen noch sagen wollten: wir wollen uns die Pantomime in den Reichshallen ansehen... Sie kommen doch mit? Ich habe eine Loge holen lassen. Unser Wagen steht vor der Thür.“

„Gewiß, sehr gern . . . danke vielmals . . . Einen Augenblick . . .“

„Wie viel Plätze hat denn die Loge?“ fragte Leonie.

„Sechs, glaube ich . . . Weshalb fragst Du?“

„Eine Idee . . .“ Und sich zu Hugo wendend, der schon die Thürklinke ergriffen hatte, um Hut und Ueberzieher aus dem Nebenstübchen zu holen, sagte sie in leichtem Tone: „Wer ist denn das hübsche junge Mädchen, das uns die Thüre geöffnet und mich so artig bewillkommnet hat?“

Hugo fühlte, daß er etwas bleich wurde. Er hatte

es kommen sehen, daß diese Frage an ihn gestellt werden würde. Deshalb hatte er jetzt zum Aufbruch gedrängt. Nun war es ihm aber ganz angenehm, daß die Unannehmlichkeit sogleich abgethan wurde.

„Fräulein Martha Breuer," antwortete er ruhig. „Die Tochter der Frau Regierungsräthin Breuer, bei der ich schon seit Jahren wohne."

„Ein zartes niedliches Geschöpf . . . Wird Ihnen die Nachbarschaft mit einem so jungen und so niedlichen Mädchen nicht manchmal ein bischen . . . wie soll ich sagen? . . . ein bischen unheimlich?"

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Ueber kurz oder lang werde ich Ihnen auch sagen dürfen, weshalb nicht. Für den Augenblick habe ich besondere Gründe, Sie zu bitten, auf einer weiteren Erörterung nicht bestehen zu wollen . . . Wenn ich Sie also um eine Minute Geduld bitten darf . . ich will mir nur meinen Hut holen."

„Holen Sie Ihren Hut!"

Sobald Leonie mit Felix allein war, flüsterte sie ihm schnell zu: „Die Kleine sah so traurig, so gedrückt aus . . . Du solltest sie und ihre Mama einladen, mit uns zu kommen . . . wir haben ja Platz genug!"

Ehe Welsheim, dem Leonie heut eine Ueberraschung um die andere bereitete, noch antworten konnte, war Hugo mit dem Hute in der Hand und dem Ueberzieher über dem Arm zurückgekehrt.

„Ich wäre bereit . . .".

„Meine Frau meint," begann Welsheim, aber er brach den Satz jäh ab, als er sich von Leonies unwilligem

Blick getroffen fühlte. „Das heißt, die Idee ist eigentlich von mir, aber meine Frau hat nichts dagegen . . . Ich denke mir, es würde Fräulein Breuer . . . und der Frau Räthin natürlich auch . . . es würde den Damen am Ende Spaß machen, sich auch . . . wir haben ja Platz genug in der Loge . . . und im Wagen zum Nothfall auch, wenn wir ein bischen zusammenrücken . . . ich könnte mir ja auch auf dem Schloßplatz eine Droschke nehmen . . ."

Hugo hatte überrascht zugehört . . . Eine Einladung an Martha und Mutter? . . . Er durchschaute Alles. Leonie hatte erfahren, in welchem Verhältnisse er zu Martha stand, und wollte sich seine Braut ein bischen näher ansehen. Daher der unerwartetete Besuch, den der sonst so gescheidte, seiner Frau gegenüber aber strafbar kindliche und mit Blindheit geschlagene Welsheim ermöglicht hatte . . . Jetzt nur keinen taktischen Fehler, keinen Widerspruch, der zu Weiterungen führen würde, sagte sich Hugo. Und mit verbindlichem Lächeln bemerkte er laut: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig! Wenn Sie erlauben, vermittle ich sogleich die Bekanntschaft. Ich hoffe, daß die Damen Ihre so überaus artige Einladung annehmen werden . . ."

Er hoffte nicht nur das Gegentheil; er war davon sogar fest überzeugt.

Die Drei traten auf den engen Corridor. Hugo öffnete, nachdem auf sein Klopfen „Herein!" gerufen worden war, die Thür des Hinterstübchens und rief schon auf der Schwelle: „Die Damen sind mit dem Abendessen fertig? Um so besser! Ich möchte die Herrschaften mit=

einander bekannt machen. Herr und Frau Welsheim, Frau Regierungsräthin Breuer, Fräulein Breuer." Während sich die Vorgestellten förmlich gegeneinander verneigten, fuhr Hugo fort: „Wir wollen in die Reichshallen gehen. Herr Welsheim hat eine Loge. Wir sind bis jetzt nur Drei . . . ja, und das Weitere muß ich Herrn Welsheim überlassen."

„Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ich mir erlaube . . ." begann Welsheim etwas stockend, „aber ich denke mir: die Freunde unserer Freunde . . . es soll wirklich sehr hübsch sein . . . in den Reichshallen . . . und wenn die Damen sich einiges Vergnügen von der Vorstellung versprechen könnten . . . wir würden sehr glücklich sein, meine Frau und ich, wenn Sie ganz sans gêne den Abend mit uns in unserer Loge verbringen wollten."

„Wir würden uns sehr freuen," flötete Leonie mit ihrer süßesten Stimme, um die Verlegenheitspause, die eingetreten war, zu füllen.

Frau Emilie Breuer sah auf ihre Tochter, auf deren fahlen Wangen die rothen Flecken brennend erglühten, und antwortete:

„Wir sind Ihnen für Ihre Freundlichkeit, die wir vollkommen zu schätzen wissen, sehr verbunden . . . meine Tochter und ich . . . aber Sie sehen ja, wir sind auf den Besuch eines Theaters so wenig vorbereitet, daß wir mit wirklichem Bedauern dankend ablehnen müssen."

„Wegen der Toilette?" fragte Leonie heiter. „Aber Sie wissen doch, daß man da keine Toilette macht. Ich bin zufällig viel zu geputzt! Sie sind richtig angezogen,

ich nicht! Wenn ich Ihnen zu auffallend, zu elegant erscheine . . . ich fahre schnell nach Hause, in zehn Minuten bin ich umgezogen, ich komme eine halbe Stunde später. Es ist eine Kleinigkeit!"

„Ich weiß gar nicht, wie wir Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken sollen, aber es geht wirklich nicht! . . Nicht wahr, Martha?"

Martha blieb ihrer Mutter die erwartete Zustimmung schuldig. Ein schmerzhaftes Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, preßte ihr Herz zusammen, etwas eisig Kaltes, das ihr fast den Athem benahm. Ihre Nasenflügel zitterten ein wenig, die Zunge wurde ihr trocken, sie hatte einen bitteren Geschmack im Munde. Hastig hob und senkte sich ihre schmale, flache Kinderbrust. Alle Glieder thaten ihr weh. Sie fühlte ganz deutlich: das ist das Weib, das mir mein Glück stehlen will, mir vielleicht schon gestohlen hat! Sie war eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Aber es bereitete ihr ein unerklärliches Wohlgefühl, in ihrem Schmerze zu wühlen, die Qualen, die sie erduldete, zu verschärfen. Sie begriff Leonies Verlangen und theilte es.

Zu ihrer Mutter und Hugos größter Ueberraschung antwortete sie: „Ganz offen gestanden, mir würde es Freude machen . . . und da die Herrschaften so ungemein freundlich sind . . . wenn Du es erlaubst, nehme ich die Einladung an . . . Es ist natürlich nicht nöthig, daß die gnädige Frau erst noch einmal nach Hause fährt . . . Sie müssen eben mit mir fürlieb nehmen, wie ich bin."

Martha und Leonie warfen gleichzeitig einen flüchtigen Seitenblick auf Hugo. In diesem Momente bestand zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen eine gewisse Gemeinsamkeit. Es bereitete Beiden ein sonderliches schadenfrohes Behagen, sich an der peinlichen Befangenheit Hugos, die er bei aller Selbstbeherrschung doch nicht völlig meistern konnte, zu weiden.

„Aber Sie sehen ja allerliebst aus!" ermunterte Leonie in dem angenehmen Bewußtsein ihrer unerreichbaren Ueberlegenheit.

„Wenn es Dir so viel Spaß macht . . . meinetwegen!" versetzte die Räthin. „Aber mich müssen die Herrschaften entschuldigen. Ich kann wirklich nicht mitkommen!"

„Wie schade!" rief Leonie. „Sie dürfen uns Ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen. Wir begleiten sie natürlich nach Hause."

Martha eilte in das Zimmer neben der Küche, in dem sie und ihre Mutter schliefen. Sie legte die Schürze ab, setzte ihren Hut auf, ohne auch nur in den Spiegel zu sehen, und zog das im vorigen Jahre in einem großen Mantelgeschäft zu herabgesetzten Preisen erstandene Jaquet an, Fabrikwaare, die eine schäbige Eleganz heuchelte. Sie wußte, daß sie in der äußeren Erscheinung den Kampf mit Leonie nicht aufnehmen könne; bei der Vergegenwärtigung des Toilettenluxus, den die reiche Frau entfaltete, mochte sie sich gar nicht ansehen. Sie wollte gar nicht so schön sein, weil sie fühlte, daß sie

nicht so schön sein konnte; sie wollte nur mitgenommen sein.

„Ich gönne es dem Kinde,“ sagte Frau Emilie, als Martha gegangen war; „es kommt so wenig hinaus!“

Hugo hatte das Verzwickte der Situation sogleich erkannt, er fühlte, daß er etwas thun müsse, um sie zu vereinfachen, und mit lächelndem Munde sagte er, zu Leonie gewandt: „Sie wissen gar nicht, wie tief Sie mich durch Ihre Freundlichkeit gegen Fräulein Martha verpflichten. Ich will's Ihnen sagen, obgleich wir eigentlich übereingekommen sind, davon noch nicht zu sprechen . . . aber es würde Ihnen sonst Manches ein bischen sonderbar vorkommen können. Also: Sie dürfen mir gratuliren . . . ich bin schon seit längerer Zeit mit Fräulein Breuer verlobt.“

„Ist es denn möglich!“ rief Welsheim aus. „Und das erfahren Ihre besten Freunde nur zufällig?!“ Er schüttelte fortwährend Hugos Hand. „Donnerwetter! Sie können aber schweigen, alter Freund! Also von ganzem Herzen das Schönste, Beste . . . Freut mich ganz riesig . . .“ Er ließ endlich Hugos Hand los und näherte sich der Räthin, die inzwischen mit Leonie unter gegenseitigem nichtssagendem Lächeln einen Händedruck ausgetauscht hatte. „Auch Sie, Frau Räthin, wollen mir gestatten . . . Freut mich wirklich unbändig!“

„Sie wissen, werther Freund,“ sagte Leonie, „daß wir an Ihrem Glücke aufrichtig theilnehmen.“

Er erfaßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und drückte sie — nicht wie man für einen Glückwunsch

seinen Dank kundgiebt. Er drückte sie mit Leidenschaft, mit Begehrlichkeit, als wollte er sagen: zweifle nicht an mir, ich werde Alles aufklären, zwischen uns bleibt es beim Alten! Und Leonie erhörte seine flehende Bitte und preßte ihre Fingerspitzen so tief in seine Handfläche, daß er ihre langen Nägel unter dem Leder des schwedischen Handschuhs deutlich fühlte. Ein doppeltes Verbrechen war begangen.

„Und da ist sie ja schon, die liebe kleine Braut!" rief Welsheim der eintretenden Martha entgegen. „Ja, mein Fräulein, wir wissen Alles! Und wir wünschen Ihnen von Herzen Glück. Sie bekommen einen braven, tüchtigen . . . einen talentvollen Mann . . . ja, wir kennen unser Doctorchen . . . wir sind wohl seine besten Freunde . . . Freut mich wirklich ganz ungemein! Und wenn's heute eine halbe Stunde später wird, meine verehrte Frau Räthin, oder ein Stündchen — dann werden Sie sich nicht beunruhigen. Ihr Fräulein Tochter ist gut aufgehoben! Und das lassen wir uns nun einmal durchaus nicht nehmen: auf das Wohl des Bräutigams müssen wir anstoßen, und die Stöpsel müssen knallen."

„Die Braut unseres Freundes Doctor Hall darf meiner wahrsten Sympathie versichert sein, ich gratulire Ihnen aufrichtig! Hoffentlich werden auch Sie sich wohl bei uns fühlen," sprach Leonie mit gleißnerischem Lächeln und reichte Martha die Hand, die von dem Verrathe an Martha noch warm war.

Martha empfand die Lüge, die in ihre eisige, hagere Hand gedrückt wurde, ganz deutlich, ihr großes feuchtes

Auge richtete sich strafend und vorwurfsvoll auf Leonie, und ihre Stimme klang heiser und zitterte, als sie mit erzwungenem Lächeln entgegnete: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau!“

„Nun aber . . . verzeihen Sie, wenn ich zum Aufbruch mahne!“ rief Welsheim. „Wahrhaftig, schon drei Viertel auf neun!“ fuhr er fort, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Wenn wir überhaupt noch etwas sehen wollen, müssen wir uns sputen.“

Die Vier verabschiedeten sich von der Frau Räthin, die ihnen noch nachrief: „Aber nicht gar zu spät!“ — worauf Welsheim, der schon im ersten Stock angelangt war, lachend erwiderte: „Heute stehen wir für nichts!“ Und zehn Minuten später nahmen sie in der Loge Platz: Welsheim hinter Martha, Hall hinter Leonie.

III.

Von den Insassen in der Loge war nur Einer, der sich für die Vorgänge auf der Bühne interessirte: das war Welsheim. Die drei Anderen hatten ganz Anderes zu thun.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen den beiden Damen, die auf den Vorderstühlen saßen, war kaum denkbar. Leonie strahlte im Luxus ihrer glänzenden Toilette. Sie fühlte sich wie zu Hause, vollkommen ungezwungen und frei, und musterte mit der durch die Gewohnheit erlangten Sicherheit durch ihr kleines Perlmutter-Duchesseglas die verschiedenen Logen und Parquetreihen — lediglich um sich darüber zu vergewissern, ob sie von Bekannten beobachtet werden könne. Sie schien befriedigt zu sein: sie sah nur fremde Gesichter.

Neben der schönen Weltdame wirkte Martha wie eine verschüchterte Gouvernante, die man aus Gnade und Erbarmen mitgenommen hat — unbeholfen und ängstlich. Sie kam sich jetzt im hellen Lichte der mächtigen Gaskrone so ärmlich, so geduldet vor. Während Leonie in lässiger Haltung, nach vorn gebeugt, den Ellbogen auf

die Ballustrade stützte und in der vom knappen, vorzüglich sitzenden Handschuh umspannten Hand das reizende kleine Opernglas vor den Augen hielt, saß Martha gerade auf ihrem Sessel, wie ein Schulkind auf der Bank, und hatte die Hände auf den Schooß gelegt, weil sie bemerkt hatte, daß die oft getragenen, tieffaltigen dunkelbraunen Handschuhe an den Fingerspitzen eine verdächtige hellere Schattirung angenommen hatten. Das prächtige Kleid ihrer Nachbarin streifte ihr altes dunkles Wollenkleid. So verhaßt ihr der Anblick war, sie konnte nicht umhin, die Kostbarkeit des Stoffes, die leuchtende Schönheit der Farbe zu bewundern. Und leise seufzend hob sie das Auge, und es überkam sie ein Gefühl des Neides, als sie die in vornehmer Nachlässigkeit dasitzende Frau betrachtete, den entzückenden Umhang, der etwas herabgeglitten war, um die anmuthige Rundung der Schultern zu zeigen, das graziöse Hütchen, das federleicht auf dem von Künstlerhand geordneten Haar saß. Du lieber Gott! Das kleine Hütchen kostete mehr, als sie das ganze Jahr für den Aufwand ihrer Kleidung verausgaben durfte. Und diese herrlichen Brillantenboutons in den kleinen rosigen Ohren, und dieser Gardenienstrauß auf der Brust mit seinem penetranten Dufte sinnlicher Corruption . . . Ja, diese Frau durfte lächeln, durfte ihre wundervollen kleinen Zähne zeigen! Sie war glücklich, reich, gefeiert. Sie war das Bild des Wohllebens, der Gesundheit. Ihre runden Wangen waren blühend und frisch! . . .

Wie jämmerlich kam sich die arme Martha in ihrer dunklen Dürftigkeit daneben vor! Sie hatte sich zuviel zu-

gemuthet. Sie fühlte sich niedrig, beschämt, kreuzunglücklich — ohnmächtig gegenüber einer Gegnerin, deren Kriegskasse gefüllt war, und die in ihrem Arsenal Waffen von unerreichbarer Ueberlegenheit besaß.

Was Martha geahnt hatte, wurde ihr nun zur Gewißheit. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hugo, den sie allein zu besitzen vermeint hatte, ganz und gar im Banne dieses übermüthig stolzen Weibes mit den unruhigen wasserblauen Augen war . . .

Wie glühend sie diese Leonie haßte, die sich jetzt nicht einmal mehr die Mühe gab, Freundlichkeit oder auch nur oberflächliche Theilnahme für sie zu heucheln, für die sie gar nicht mehr zu existiren schien, und die in geradezu schamloser Weise das laute Spiel des Orchesters dazu benutzte, um Hugo Verfängliches zuzutuscheln, arglos lächelnd und mit dem Fächer geschickt manövrirend. Ja, es waren sicherlich Verfänglichkeiten, die Leonie ihm zufächelte, wenn sie sich an den Rücken des Sessels lehnte und den Kopf nach hinten warf! Martha horchte mit fieberhafter Anspannung auf, aber sie vernahm nur abgerissene Laute der Beiden und das laute Klopfen ihres eigenen Herzens, das seine Blutwellen durch den armseligen Körper jagte, an den Pulsen der Handgelenke, am Halse, an den Schläfen hart hämmerte.

Was hatten sie sich nur zu sagen? Was besprachen sie?

„Sie haben — es giebt kein anderes Wort: eine nichtswürdige Komödie mit mir gespielt, mein Lieber! Und jetzt, da Sie mir nicht mehr gefährlich sein können, will ich Ihnen ehrlich bekennen, daß Sie mir gefährlich gewesen

sind. Denn ich Thörin habe geglaubt, daß Sie mich liebten. Was haben Sie sich denn eigentlich bei Ihren Bewerbungen gedacht? Haben Sie sich etwa eingeredet, daß ich eine jener Frauen bin, die man gelegentlich einmal zur Geliebten nimmt? Dann haben Sie sich in mir getäuscht. Ich bin ein bischen ernsthafter, als ich wirke."

Das Haus ertönte von dem schallenden Beifall, der den halsbrecherischen Luftsprüngen eines wundervoll gewachsenen, kaum dem Kindesalter entrückten Mädchens, das von einem schwebenden Trapez zum andern flog, gespendet wurde. Welsheim war ganz hingerissen von der Grazie und Sicherheit der jungen Künstlerin, und Hugo klatschte mit, während er, sich nach vorn beugend, mit zitternder Stimme erklärte:

„Ich habe Ihnen gegenüber niemals gelogen, weder in Worten noch in Handlungen. Ich habe nie daran gedacht, Sie zu unterschätzen. Die Frivolität, die Sie bei mir voraussetzen, liegt mir fern. Was ich durchgemacht habe, seit ich Sie kenne — ich kann's Ihnen nicht sagen . . . hier am allerwenigsten. Vielleicht werden Sie doch einmal einsehen, daß Sie mir schweres Unrecht anthun!"

„Und Ihre Braut?"

„Ich kann jetzt nicht davon sprechen! Es ist unmöglich! Ich weiche der Auseinandersetzung nicht aus! Im Gegentheil: ich bitte Sie inständig, mir die Gelegenheit dazu zu verschaffen."

Vom Beifall der Stammgäste begrüßt, betrat jetzt die Wiener Volkssängerin die Bretter, eine stattliche Er=

scheinung, nicht mehr ganz jung, aber mit jugendlichen Bewegungen, flott und fesch in ihrem Auftreten, die die Schönheiten des lieben Wien in allen denkbaren Varianten pries. Während des Gesanges, der von der Kapelle discret begleitet und vom Publikum aufmerksam belauscht wurde, stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden, und Hugo benutzte die Gelegenheit, um Martha, die zum Erschrecken bleich aussah, einige gleichgiltige Worte zu sagen. Martha fühlte sich von der Vernachlässigung ihres Bräutigams tödtlich verletzt. Ohne zu verstehen, was die Beiden sich zuflüsterten, wußte sie ganz genau, daß ein schnöder Verrath an ihr begangen wurde. Sie war vor schmerzhafter Aufregung fast besinnungslos und machte eine schroff abwehrende Bewegung. Es empörte sie, daß ihr jetzt ein Almosen hingeworfen wurde.

Bei der nächsten Nummer des Programms, japanische Akrobaten und Gaukler, war das Orchester wieder so laut, daß das unterbrochene Gespräch von Hugo wieder aufgenommen werden konnte.

„Ich begreife ja vollkommen, daß Sie an mir haben irre werden müssen," sagte er, seinen Bart streichelnd und mit der Hand seine Lippen bedeckend. „Es ist mir lieb, daß Alles so gekommen ist, denn nun werde ich den Muth finden, Ihnen etwas zu sagen, was mir auf der Seele brennt. Und es wird und muß mir gelingen, den Irrthum aufzuklären."

„Ich glaube es kaum."

„Sie müssen mir Gehör geben! Wann kann ich Sie sprechen — ungestört?"

Leonie fächelte sich und blickte auf die Bühne.

„Ich bitte Sie inständig, sagen Sie mir, wann und wo?"

„Morgen Mittag halb eins bei mir," antwortete Leonie, den Fächer in demselben Tempo wie vorher bewegend und ohne den Blick von der Bühne abzuwenden.

Martha hustete hart und trocken. Sie hatte Leonies Antwort gehört. Es durchschnitt ihr das Herz und wühlte grausam in der schmalen, kranken Brust. Und wiederum entflammte auf den Backenknochen die unheimliche Röthe. Sie drückte ihr Taschentuch fest an den Mund, um den Schall des heftigen Hustens zu dämpfen. Als sie es vom Munde nahm, war es röthlich befleckt. Sie allein sah es, und ein Lächeln von unendlicher Traurigkeit hob ihre Lippen.

„Das ist aber eine böse Erkältung!" bemerkte Welsheim mit Theilnahme. „In der Conditorei finden wir vielleicht Pastillen, jedenfalls Bonbons . . ." Er wollte sich erheben.

„Ich bitte Sie dringend," entgegnete Martha, „bemühen Sie sich nicht! Es ist schon vorüber!"

Ihre Stimme klang so seltsam hohl, daß es Hugo auffiel.

„Dir scheint wirklich nicht wohl zu sein. Kann ich irgend etwas für Dich thun?"

„Bringe mich an eine Droschke . . . Es thut mir unendlich leid, wenn ich das Vergnügen des Abends störe," fügte sie hinzu, sich mehr an Welsheim als an Leonie

wendend. „Aber ich muß Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich gehe. Es ist mir hier zu heiß und zu viel Rauch. Um meine Lunge ist es nicht zum Besten bestellt, ich muß mich in Acht nehmen. Es ist noch früh, ich komme vor Thoresschluß nach Hause. Ich habe nur eine Bitte: incommodiren Sie sich meinethalben nicht!"

Sie hatte sich erhoben.

„Davon kann natürlich nicht die Rede sein," erklärte Welsheim. „Wir haben Ihrer Mama versprochen . . . Unser Wagen . . ."

Martha hatte sich an Welsheim vorübergedrängt und war mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich, bitte!" an die Logenthür getreten. Ihr Aufbruch war so plötzlich, daß man an eine acute Aeußerung ihrer Krankheit glauben mußte. Sie verließ die Loge mit einer hastigen Verbeugung. Hugo war aufgestanden, hatte seinen Hut ergriffen und rief:

„Ich hoffe, bald zurückzukommen und sie Ihnen wiederzubringen. Es hat nichts auf sich, es geht schnell vorüber." Er folgte ihr.

Auch Welsheim schickte sich an, die Loge zu verlassen.

„Du wirst mich doch hier nicht allein lassen?" sagte Leonie. „Du hörst ja, es ist nichts von Bedeutung."

Der Vorsicht halber nahm Hugo für alle Fälle an der Thür eine Contremarke.

Martha hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich nicht würde beherrschen können, wenn sie mit Hugo jetzt zusammenblieb. Und sie wollte sich nicht verrathen.

„Laß mich allein nach Hause fahren!“ bat sie, als sie vor der Droschke standen, deren Kutscher sich gemächlich zur Abfahrt vorbereitete. „Mir ist schon wieder ganz wohl in der freien Luft. Du erweisest mir einen Gefallen, wenn Du mich nicht begleitest.“

„Aber das ist doch unmöglich! Du wirst einsehen . . .“

„Weshalb soll es unmöglich sein? Das Haus ist noch offen. Du verpflichtest mich, wenn Du von der Geschichte kein Aufheben machst. Ich bin jetzt am liebsten allein.“

„Aber Martha . . .“

„Quäle mich doch nicht! . . . Daß Du mich gern begleiten würdest, daran werden Deine Freunde ja keinen Augenblick zweifeln. Sie werden verstehen, daß Du meinen ernstgemeinten Wunsch erfüllt hast . . . Also bitte, kein Wort mehr! . . . Kutscher, Brüderstraße!“

Sie zog die Wagenthür fest an und grüßte mit der Hand, als sich das Pferd zu einem bequemen Trab entschloß. Dann aber warf sie sich zurück, weinte und schluchzte so heftig, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde, weinte um ihn, den sie verloren hatte.

Zum Glück hatte die Räthin das Licht schon gelöscht, als Martha vorsichtig in das Schlafzimmer trat. Die Mutter fuhr aus dem Halbschlaf auf: „Schon da? Was ist denn geschehen?“

„Nichts, Mama. Im Theater war so stickige, schlechte Luft, daß ich meines dummen Hustens wegen nicht länger bleiben mochte. Es war übrigens langweilig. Hugo hat mich begleitet . . . Schlaf wohl, Mama, gute Nacht!“

Sie beugte sich über ihre Mutter und küßte sie. Ohne Licht anzuzünden, entkleidete sie sich. Als sie im Bett lag, vergrub sie ihr Gesicht in das Kopfkissen und zog die Decke über sich, um unbemerkt weinen zu können. Ihre Mutter war, wie sie an den ruhigen, regelmäßigen Athemzügen erkannte, eingeschlafen.

Hugo mochte sich keine Rechenschaft davon ablegen, daß Martha ihn nicht besonders dringlich darum hatte zu bitten brauchen, sie nicht nach Hause zu begleiten. Es drängte ihn gewaltsam zu Leonie. Es war doch gut, daß er eine Contremarke genommen hatte.

Ein Lächeln der Befriedigung überflog Leonies Lippen, als Hugo in die Loge zurückkehrte. Er aber hatte eine Empfindung der Befangenheit und Scham und brachte ziemlich schwerfällig und unbeholfen die Erklärung hervor, daß Martha ihm geradezu befohlen habe, umzukehren. Es ginge ihr übrigens wieder vollkommen gut, sie fürchte nur die vom Tabaksqualm verdorbene Luft, sie sei heiter und vergnügt nach Hause gefahren und habe ihn noch beauftragt, den Herrschaften zu danken und insbesondere die gnädige Frau herzlich zu grüßen.

Leonie schloß dankend die Augen.

Es war Hugo unmöglich, die rechte Stimmung wiederzufinden. Eine unerklärliche Macht hatte ihn in Leonies Nähe getrieben. Nun, da er sie fühlte, wenn seine Hand auf der Lehne ihres Sessels ruhte, da er sie in ihrem vollem Liebreiz vor sich sah und den betäubenden Duft ihrer Gardenien einsog, da sein Verlangen gestillt war, da er zwangloser als vorher mit ihr hätte plaudern

dürfen — denn Welsheim hatte Auge und Ohr nur für das, was auf dem Podium vorging —, nun verstummte er und wurde von einer tief verstimmenden Unbefriedigung beherrscht, die er nicht abschütteln konnte. Er machte sich Vorwürfe. Er dachte an Martha, die jetzt in der alten Droschke allein ihrer unerfreulichen Behausung zufuhr. Er suchte nichts mehr zu beschönigen. Er sagte sich, daß er sich gegen ein armes krankes Kind, das er aus seiner Seelenruhe aufgescheucht hatte, in unverantwortlichster Weise benahm. Wenn ein Irrthum begangen worden war, so war es ausschließlich seine Schuld, und er allein hatte dafür zu büßen. Die Wahrheit, daß er sie nicht so liebe, wie er sich und ihr eingeredet hatte, durfte er ihr nicht eingestehen: es würde ihr das Herz gebrochen haben. Er traute sich Willenskraft genug zu, um diese Wahrheit ewig verborgen vor ihr zu halten. Sie sollte nicht leiden, die Aermste! Und wer weiß, das gerechte Geschick würde ihn für seinen Heroismus am Ende doch noch belohnen und ihn glücklich machen in der Erfüllung seiner sittlichen Pflicht. Er würde Martha anders lieben, als er zu lieben einst geträumt hatte, aber vielleicht nicht schlechter.

Sein Entschluß war gefaßt: er wollte sich dem verhängnißvollen Einflusse Leonies entziehen, so sehr er darunter auch leiden mochte. Sein Leben sollte fortan lediglich den Pflichten gehören, die er Martha gegenüber übernommen hatte. Freilich würde er einen harten Kampf zu bestehen haben . . . um so verdienstlicher und edler der Sieg. Nur sich selbst, nur seine eigenen Gelüste hatte er zu bekämpfen: er wußte, daß die stolze Leonie keinen Versuch machen würde,

ihn zurückzuhalten, wenn er zu gehen entschlossen war. Er brauchte ihr nur anzudeuten, daß er sich in seinem Gewissen beunruhigt fühle, daß er den ferneren Verkehr mit ihr als ein Unrecht gegen seine Braut betrachte, um sicher zu sein, von ihr selbst den Laufpaß zu erhalten. Noch hatten sie nur in Gedanken und Worten gesündigt, noch waren nicht Fesseln zu sprengen, die sie durch geheime schuldige Thaten aneinandergeschmiedet hatten. Noch war es möglich, daß sie sich über Jahr und Tag einander gegenübertreten konnten, ohne die Augen niederzuschlagen, daß sie über das Geschehene wie über eine holde Jugendeselei lachen durften.

Es mußte sein!

Er gab sich keinen Täuschungen darüber hin, daß das Ausscheiden Leonies aus seinem Dasein eine erschreckliche Leere schaffen würde. Der Reiz ihrer Erscheinung war nur der erste Vermittler gewesen. So empfänglich seine Sinne auch für die äußeren Vorzüge waren, für Leonies eigenartige Schönheit, für die vom Wohlstande ihr gewährten Bedingungen, diese Schönheit mit ausgesuchtester Sorgfalt zu pflegen und durch den Geschmack und Luxus und durch die ausgeklügeltsten Toilettenkünste zu heben, für die behagliche und prächtige Umrahmung ihrer Häuslichkeit — nicht das war es gewesen, was ihn an Leonie gefesselt, was sein Herz und seine Seele ihr zugewandt hatte. Es war ihr feinfühliges Verständniß für seine geistigen Bestrebungen und Leistungen, ihre ungeheuchelte Theilnahme an dem, was er schuf, ihre stete Anregung und Förderung. Er gestand sich ganz ehrlich, daß er das Schauspiel, an dem er jetzt mit reinster

Schaffensfreude arbeitete, und das seiner Vollendung zureifte, ohne sie so, wie es sich in den letzten Wochen gestaltet hatte, niemals hätte schreiben können. Er fühlte einen mächtigen Drang, ihr jede Zeile, die er niedergeschrieben hatte, vorzulesen. Niemals sagte sie eine Banalität, jede ihrer Bemerkungen traf in's Schwarze. Ihren Bedenken wußte sie die verbindlichste und klügste Form zu geben, sie verstand es, ihn zu überzeugen, ohne ihn jemals durch eine Schroffheit zu verletzen. Ihr Lob war warm wie Sonnenschein, der Verkehr mit ihr war ihm eine unausgesetzte Aufmunterung.

Hugo konnte nicht ahnen, daß Martha ebenso richtig und vielleicht noch tiefer mit seiner Arbeit fühlte. Martha war im Ausdruck aller ihrer Empfindungen unbeholfen. Sie besaß für ihre Gefühle nur ein höchst mangelhaftes Vocabular. Sie wagte nicht zu tadeln, sie verstand nicht zu loben. Sie hörte ihm mit ihren seltsam leuchtenden Augen aufmerksam zu, lächelte befriedigt oder verlegen, schwieg oder sagte Nichtssagendes. Und so stellte sich bei Hugo regelmäßig eine lähmende Verstimmung ein, wenn er seiner Braut die eben geschriebene Scene vorlas, während er von Leonie mit gehobener Arbeitsfreudigkeit an sein Pult zurückeilte. Martha belastete ihn mit Blei, Leonie gab ihm Schwingen. So war es gekommen, daß Hugo seit einiger Zeit überhaupt darauf verzichtet hatte, Martha, von der er meinte, daß sie ihn ja doch nicht verstände, mit dem, was er schuf, bekannt zu machen, während ihm Leonies echte, kluge und mittheilsame Theilnahme der Sporn zu fröhlichster Thatkraft geworden war.

Aber gleichviel! Auch damit hatte er sich nun abzufinden, nachdem er es als seine Pflicht erkannt hatte, dem unerträglichen und unmöglichen Doppelspiel ein Ende zu machen und der armen Martha gegenüber zu handeln, wie er als ehrlicher Mann handeln mußte. Er gab die Hoffnung nicht auf, Martha mit der Zeit heranzubilden und zu seiner Höhe zu erheben.

Alles das schoß durch Hugos Hirn, als er jetzt wieder hinter Leonie saß, nun ernst und schweigsam. Schweigsam seit einigen Minuten, die Leonie eine Ewigkeit dünkten.

Ohne Hugos Gesicht sehen zu können, errieth sie, was in ihm vorging. Sie wollte sich indessen von der Richtigkeit ihrer Vermuthungen noch überzeugen. Wenn sie sich doch täuschen möchte!

„Da wir leider auf das Vergnügen verzichten müssen," begann sie vorsichtig, „Fräulein Breuer heut Abend in unserer Gesellschaft zu sehen, hat unser Zusammenbleiben nach der Vorstellung eigentlich keinen Zweck mehr — es fehlt ihm der Mittelpunkt. Ich denke, wie verschieben die intime Feier auf einen andern Tag . . ."

„Die Feier, meinethalben!" fiel Welsheim ein. „Aber wir können doch gemüthlich zusammenbleiben und irgendwo ein Glas Wein trinken . . ."

Hugo schwieg.

„Was meinen Sie?" fragte Welsheim.

„Ich kann der gnädigen Frau eigentlich nicht Unrecht geben," antwortete Hugo trocken.

Leonie erbleichte ein wenig, sie preßte die Lippen zusammen und athmete durch die Nase. Sie hatte sich also nicht getäuscht! Wie würde er sonst, gestern noch, noch vor ein paar Stunden, alles Erdenkliche gethan haben, um das Zusammensein mit ihr zu verlängern! Und jetzt, da er nur ein Wort zu sagen brauchte, um das zu erreichen, war er außer Stande, dieses eine Wort über seine Lippen zu bringen, und er beeiferte sich, durch die Thür, die Leonie ihm geöffnet hatte, zu entschlüpfen.

Nach einer kurzen Pause nahm Leonie wieder das Wort: „Uebrigens muß ich gestehen, daß meine Wißbegier befriedigt ist. Ich denke, wir brechen auf . . .“

Hugo schwieg wiederum.

„Aber das Beste kommt ja erst! Die Pantomime!“ warf Welsheim ein.

Leonie wartete eine Secunde, ob Hall sich melden würde. Da er in seinem Schweigen beharrte, sagte sie mit gespielter Mattigkeit: „Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . . Mir wär's lieber . . .“

„Wenn Du Dich unwohl fühlst, ist mir Dein Wunsch natürlich Befehl. Ist es aber keine zu starke Zumuthung . . . mir würde es Spaß machen, mir die Pantomime anzusehen . . .“

Jetzt mischte sich endlich Hugo ein: „Da die gnädige Frau abgespannt zu sein scheint . . . wir versäumen sicher nicht viel, wenn wir uns die Pantomime schenken. Es ist ja immer die alte Geschichte: Prügel, Fußtritte, Stolpern und Fallen . . .“

„Also gehen wir!" sagte Leonie, indem sie sich unwillig erhob.

Welsheim schickte sich in das Unvermeidliche und folgte mit Bedauern seiner Frau, der Hugo den Arm geboten hatte.

„Also es bleibt dabei," flüsterte er ihr zu, als sie die Treppe hinabstiegen, „morgen Mittag halb eins?"

Leonie schloß zustimmend langsam die Augen.

Welsheims Einladung, seinen Wagen mit zu benutzen, lehnte Hall dankend ab. Er wolle noch ein paar Freunde und Collegen aufsuchen, die er in einer in unmittelbarer Nähe gelegenen Restauration sicherlich finden werde.

Leonie heuchelte Kopfweh, wie immer, wenn sie nicht sprechen wollte.

Als sie zu Hause angekommen waren, wo in dem kleinen Speisezimmer, in dem nur in den ziemlich seltenen Fällen, daß sie keinen Gast hatten, die Mahlzeiten eingenommen wurden, die Vorbereitungen zum Abendessen getroffen waren, bat Leonie ihren Mann, sie zu entschuldigen, daß sie ihm nicht Gesellschaft leiste, sie fühle sich wirklich recht elend und wolle sich gleich zur Ruhe begeben. Sie fügte sogleich hinzu, Felix brauche sich durchaus nicht zu beunruhigen. Ein paar Stunden Ruhe, und Alles würde vorüber sein. Sie bot ihrem Mann die Stirn zum Kusse und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, das neben dem ihres Gatten lag. Sie schloß die Verbindungsthür.

Germaine hatte der gnädigen Frau Hut und Ueberwurf abgenommen und harrte nun der weiteren Befehle der Herrin.

Es war ein großer Raum, dem Garten zu gelegen, in hellen Farben gehalten. Auch die Möbel waren aus lichtem Ahorn gefertigt; das breite Bett stand in einer tiefen Nische mit verschließbaren Vorhängen, die in Uebereinstimmung mit den Bezügen der niedrigen Polstermöbel aus einem leichten Seidenstoff in zarten Tönen mit einem Blumenmuster im Zopfstile gefertigt waren. Am Fuße des Bettes stand eine Ottomane mit einem schwellenden Kissen und einer federleichten Decke aus Eiderdaunen. Dort pflegte Leonie am Nachmittage hinter den halb herabgelassenen Vorhängen zu ruhen. Gegenüber zwischen den beiden breiten Fenstern befand sich eine mächtige Chiffonnière, mit einem großen Spiegel in der Mitte, der bis auf den Fußboden hinabreichte, an beiden Seiten größere und kleinere Kasten, die einen verschließbar, die anderen offen, in denen allerhand Krimskrams untergebracht war: Handschuhe, Fächer, Taschentücher, Fichus, der einfache Schmuck, den sie gewöhnlich trug, auch Briefe und Schreibereien, leichte Lectüre aller Art, alles Mögliche mit einem Worte. An jeder Seite des Spiegels waren dreiarmige Leuchter angebracht, in denen jetzt die Kerzen brannten, denn Leonie liebte auch am Abend Tageshelle.

Sie hatte eine Weile auf der Couchette gesessen und ziemlich gedankenlos auf die Rosensträuße und den kastanienbraunen Rand des Aubussonteppichs geblickt. Sie erhob sich nun mit einer gewissen Anstrengung und winkte ihrer Germaine, die kerzengerade in einer Ecke stehen geblieben und bemüht gewesen war, ihre Anwesenheit nicht durch die leiseste Bewegung, nicht durch einen Athemzug zu verrathen.

Germaine getraute sich nun, während sie das Kleid der Herrin abstreifte, mit gutmüthigem Ausdruck zu bemerken:

„Gnädige Frau sollten immer nur helle Kleider tragen. Gnädige Frau sehen heute Abend zu schön aus.“

Leonie lächelte müde.

„Gnädige Frau scheinen aber etwas abgespannt zu sein. Vielleicht trinken gnädige Frau eine Tasse Thee? Das thut so gut! Und es ist ja noch früh. Kaum elf Uhr.“

Während sie das sagte, hatte sie das Kleid wie liebkosend in die richtigen Falten gestreichelt und trug es nun in das anstoßende Toilettenzimmer, um es in dem riesigen Schranke an dem dafür schon bestimmten Platz aufzuhängen.

Leonie hatte nicht geantwortet.

Germaine war zurückgekommen, kniete vor ihr nieder, zog die koketten Halbschuhe von Leonies kleinen Füßchen und legte ihr die Pantoffeln an.

„Darf ich der gnädigen Frau eine Tasse Thee bringen?“ wiederholte Germaine, wie verliebt zu Leonie aufblickend.

„Nein, ich danke . . . Sie können gehen.“

Germaines Gesicht nahm den Ausdruck großer Verwunderung an.

„Wollen sich denn die Gnädige allein die Haare lösen?“

„Ja! Gute Nacht!“

„Soll ich nicht wenigstens die Lichter am Spiegel löschen?“

„Ich thue es schon selbst.“

„Wünsche der gnädigen Frau recht wohl zu ruhen,“ sagte Germaine ganz betroffen. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, schüttelte sie den Kopf. Das war ja etwas ganz Ungewöhnliches! „Ach Gott!“ seufzte sie mit einer gewissen Bangigkeit und begab sich nachdenklich in ihr Stübchen.

Leonie blieb lange Zeit halb entkleidet auf dem niedrigen Polster sitzen. Sie fühlte eine merkwürdige Schwere im Kopfe, eine dumpfe Denkfaulheit, ein allgemeines Unbehagen. Sie dachte eigentlich an gar nichts Bestimmtes. Sie war wie von einem wirren Traum befangen. Auf ihrer Stirn zeichnete sich immer schärfer und schärfer eine Falte, die senkrecht zwischen den dunklen Brauen zum Haaransatze aufstieg.

Mühsam erhob sie sich endlich und ging träge in das Toilettenzimmer, ohne den leichten Schlafrock, den Germaine bereit gelegt hatte, überzuwerfen. Sie setzte sich an den Toilettenspiegel, ohne sich, wie sonst, aufmerksamer zu betrachten. Sie nahm eine Nadel um die andere aus dem üppigen, weichen, fast schwarzen Haar, das sich in welligen Strähnen löste und in sanften Ringeln auf ihren Nacken und die entblößten Schultern herabfiel. Dann warf sie den Kopf nach hinten und schüttelte ihn, so daß das volle Haar nun wie ein Mantel in gleichmäßiger Dichtigkeit sie umwallte. Sie bemerkte gar nicht, wie schön sie jetzt war. Gleichgiltig löschte sie die Kerzen und trat in das hellbeleuchtete Schlafzimmer zurück. Sie setzte sich wieder auf die Ottomane und verfiel auf's Neue in ihre unerfreulichen Grübeleien.

Allmählich lichtete sich die Wirrniß. Aus der nebelhaften Verschwommenheit trat eine Gestalt in scharfen Umrissen und hellem Lichte hervor: Hugo!

Der vertraute Verkehr, der unausgesetzte geistige Austausch mit ihm war ihr zur Gewohnheit geworden. Sie hatte es als etwas Selbstverständliches zu betrachten sich gewöhnt, daß sie Hugo fast täglich sah, mit ihm Alles besprach, was für ihn von Interesse sein konnte und was sie selbst betraf — Dinge, von denen sie keinem Anderen gegenüber sprechen mochte —, daß sie seine Werbungen, die mitunter, durch die Gelegenheit geschürt, ziemlich stürmisch wurden, mit erdichteter Freundschaft und Schwesterlichkeit milde zurückwies. Hugo gehörte zu ihr und ihrem Dasein mehr als irgend ein Anderer. Und jetzt stand sie der Möglichkeit gegenüber, ihn zu verlieren, ja der Wahrscheinlichkeit! Ein böses Lachen umspielte ihren Mund. O über die Undankbarkeit der Männer! Sie hatte ganz Recht, mit ihnen allen wie mit Marionetten zu spielen! Unrecht hatte sie nur gehabt, zu Gunsten dieses Einzigen eine Ausnahme zu machen. Er war auch nicht mehr werth, als die Anderen alle!

Ja wahrhaftig, der beste von ihnen allen war noch ihr Mann, der glücklich war, wenn er ihr einen Wunsch von den Augen ablesen konnte, der sie auf Händen trug. Wäre er nicht ihr Mann gewesen, so hätten sie die Beweise seiner Verehrung vielleicht sogar rühren können. Daß sie ihm aber als unwissendes Kind auf Gnade und Ungnade zu eigen gegeben war, daß sie ihm angehörte, ohne Liebe — das war es, was sie ihm nicht vergeben konnte,

was sie innerlich aufbrachte, was sie mit Widerwillen erfüllte, ja ein Gefühl des Ekels in ihr hervorrief. Jetzt fühlte sie, daß die Reinheit ihres Umgangs mit Hugo ihr zu einem nothwendigen idealen Gegengewicht gegen die rechtmäßig erworbene Intimität ihres Mannes, die ihr nun wie eine abscheuliche Unkeuschheit erschien, geworden war. Sie bedurfte des liebenden Freundes, um an der Seite des ungeliebten Mannes athmen zu können. Daß sie Felix nicht liebte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, als Hugo ihr nahe gerückt war. Und für diese Erkenntniß, so qualvoll sie war, war sie dem Freunde dankbar aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Willig ertrug sie seine Launen, die Wallungen seiner lästigen Eifersucht. Was sollte aus ihr werden, wenn er ihr fehlen würde?

Mußte es denn wirklich sein? Konnte es sein?

Sie hob den Kopf, den sie in ihren trübseligen Betrachtungen allmählich auf die Brust hatte sinken lassen, und ihr Blick traf von ungefähr ihr Bild im Spiegel gegenüber. Es machte einen so unerwarteten Eindruck auf sie, daß sie das Auge fester als gewöhnlich auf das Spiegelbild richtete. Die Frau, die sie in voller Beleuchtung da erblickte, auf dem hellen Polster etwas nach vorn gebeugt, mit dem aufgelösten vollen Haar, das sich zufällig so gelegt hatte, daß es die rechte Schulter und den wunderbaren Arm frei ließ, im Spitzenhemd, das von dem dunkelfarbigen Atlascorsett umspannt war, mit den graziösen Pantoffeln, die auf dem kleinen Fuß tanzten — ja, die Frau war schön und begehrenswerth.

Sie erhob sich und trat ganz dicht an den Spiegel heran. Sie lächelte und schüttelte mit kindischer Freude den dunkeln natürlichen Mantel, der vom Scheitel herabfiel. Ohne es zu wollen, nahm sie die kecke Positur einer spanischen Tänzerin an, die sich zum Bolero anschickt und hob unwillkürlich die eine Seite ihres Rockes etwas auf, um mit Wohlbehagen ihre zarten Knöchel unter der verschönenden Umhüllung des hellen straffen Seidenstrumpfs zu betrachten. Und den Kopf langsam nach hinten beugend, mit halbgeschlossenen Augen, öffnete sie lächelnd den Mund und hauchte: „Hugo!"

Mußte sie ihn denn wirklich verlieren? Konnte es sein?

Zu Tode erschreckt fuhr sie mit einem leisen Aufschrei zusammen. Die Thür öffnete sich, und Welsheim erschien auf der Schwelle. Mit einem Sprunge war sie in die Nische geflüchtet und warf nun in fieberhafter Hast den Schlafrock über.

„Ja, was ist denn das?" fragte er in höchstem Erstaunen. „Ich denke, Du liegst seit einer Stunde in tiefem Schlafe, und als ich vorsichtig in mein Zimmer trete, sehe ich durch die Thürspalte den Lichtschimmer . . ."

„Wie kann man Einen nur so erschrecken!" rief Leonie unwillig. „Ich zittere an allen Gliedern!" Und in steigender Entrüstung fuhr sie fort: „Es ist doch unerhört, daß eine Frau auch nicht ein Plätzchen hat, so groß wie eine Hand, an dem sie nicht zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überfallen werden darf."

Leonie hatte sich noch nie zu einer Heftigkeit Felix

gegenüber hinreißen lassen. Sie hatte bisher mit Kühle und Gelassenheit Alles durchgesetzt.

Welsheim sah ganz verdutzt auf die weiße Gestalt, die sich hinter dem Vorhange vor ihm verbarg.

„Verzeihe," stammelte er betroffen. „Aber es ist doch ganz natürlich, daß ich hier eintrete . . . Du klagst über Unwohlsein . . ich sehe Licht . . . ich bin beunruhigt und trete ein . . . es ist doch ganz natürlich!"

„Nun ja!" lenkte Leonie ein. „Aber Du hast mich so furchtbar erschreckt . . . Ich habe bis jetzt auf dem Divan gelegen . . . ich fühlte mich so unwohl . . . ich wollte mich gerade zur Ruhe begeben, als Du unerwartet . . ."

„Verzeihe! . . . Und wie geht es Dir denn jetzt?"

„Besser, ich danke."

„Na, dann schlafe recht wohl!"

Er hatte sich Leonie genähert, seinen Arm um sie gelegt und drückte sie an sich. Leonie suchte sich der Umarmung sanft zu entwinden.

„Ich bitte Dich!" sagte sie leise.

Er schloß sie noch fester an sich und küßte sie.

„Ich bitte Dich!" wiederholte sie.

„Und Du hast mir verziehen?" flüsterte Felix zärtlich, Leonie noch immer in seinem Arm haltend.

„Ja, aber ich bitte Dich, laß mich jetzt allein. Ich bin matt zum Umsinken."

„Gute Nacht denn!" flüsterte Felix, sie abermals zärtlich küssend.

„Gute Nacht!“ erwiderte Leonie und athmete tief auf, als Felix sie freigab.

„Soll ich die Lichter ausmachen?“

„Nein, ich danke. Ich will sie brennen lassen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Als Felix die Thür hinter sich geschlossen hatte, schauderte Leonie zusammen. Mit einem wahren Ekel warf sie den Schlafrock ab, der in seinen Falten noch die Spuren seiner Umarmung wies. Sie entkleidete sich hastig und geräuschlos, als habe sie Angst, dem nebenan ihre Gegenwart zu verrathen, ließ die Kerzen brennen und gab sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Haar aufzustecken. Sie zog die Vorhänge ihrer Nische so fest zu, daß kein Lichtschimmer durchdrang, und huschte ins Bett.

Noch einige Minuten lag sie angstvoll mit klopfendem Herzen da, dann beruhigte sie sich allmählich und schlief ein . . .

Zu verhältnißmäßig früher Stunde, viel früher, als Martha erwartet hatte, hörte das fiebernde arme Kind den Schlüssel in der Corridorthür. Hugo hatte sich geraden Wegs von den Reichshallen nach Hause begeben.

„Gott sei Dank,“ seufzte sie leise und preßte ihre Handfläche auf die linke Seite, als wolle sie den harthämmernden Schlag ihres Herzens dämpfen.

IV.

Mit wirklicher Theilnahme erkundigte sich Hugo am anderen Morgen nach Marthas Befinden.

„Oh, es geht mir wieder ganz gut,“ sagte sie, aber die erschreckende Bleiche ihres Gesichts und die dunklen, bräunlichen Ringe um ihre schönen Augen straften sie Lügen. „Sage Mama nicht,“ flüsterte sie schnell, „daß ich allein nach Hause gefahren bin.“

„Ich habe mir ernsthafte Vorwürfe gemacht, daß ich Dich nicht begleitet habe.“

„Mir war's lieber so.“

„Richtig war es nicht!“ versetzte Hugo und schlug die Augen nieder.

„Habt Ihr Euch noch gut unterhalten?“

„Frau Welsheim hat die Sitzung schnell aufgehoben, und mir war's so am liebsten. Ich bin bald nach Dir nach Hause gekommen.“

„Ja, ich war noch wach und habe Dich kommen hören.“

„Gefallen Dir Welsheims? Wir müssen in den nächsten Tagen unseren Gegenbesuch machen.“

„Wenn Du meinst . . .“

„Es sind liebe Leute, und wenn Du sie näher kennen lernst . . .“

„Ich zweifle nicht an ihrer Liebenswürdigkeit. Ich fürchte nur, wir passen nicht recht zusammen. Sie sind sehr reich, ich bin arm. Halte mich nicht für eitel, wenn ich Dir sage: der Luxus der eleganten Dame beschämt mich ein wenig.“

„Das begreife ich vollkommen. Das Mißverhältniß zwischen dem Leben, das Welsheims führen dürfen, und dem Dasein, das uns beschieden ist, ist auch die hauptsächliche Veranlassung dazu gewesen, daß ich Eure Bekanntschaft nicht früher vermittelt habe. An einen gegenseitigen intimeren Verkehr habe ich nicht gedacht. Ich habe nur die Erfüllung der Pflichten der Artigkeit im Auge . . .“

„Ich thue das, was Du für das Richtige hältst . . . Hast Du heute etwas Besonderes vor?“ fragte Martha mit vollkommener Selbstbeherrschung in unverfänglichem Tone.

„Nichts Besonderes,“ gab Hugo zur Antwort. „In der Mittagsstunde muß ich auf kurze Zeit ausgehen . . .“

Martha sah ihn ruhig an. Nichts verrieth, was in ihr vorging.

„Mit einem Freunde, den ich gestern Abend getroffen habe, habe ich eine Verabredung,“ fühlte sich Hugo veranlaßt hinzuzusetzen.

„Gestern Abend?“ wiederholte Martha, „Du sagtest mir doch, daß Du von den Reichshallen direct . . .“

Hugo verbarg seine Verlegenheit, die er als ertappter Lügner empfand, hinter gespielter Lustigkeit.

„Du inquirirst ja wie ein Untersuchungsrichter. Wenn ich gestern sagte, meinte ich natürlich vorgestern . . . Weswegen fragst Du überhaupt?“

„Ich wollte Dich bitten, mit mir einen Spaziergang zu machen. Das Wetter ist so schön, und ich glaube, es würde mir gut gethan haben.“

„Den ganzen Nachmittag stehe ich zu Deiner Verfügung!“

„Laß es nur gut sein,“ versetzte Martha ohne alle Bitterkeit. „Ich sehnte mich gerade nach der Mittagssonne. Wenn Du mich nicht begleiten kannst, gehe ich vielleicht allein . . . ich habe ohnehin einige kleine Besorgungen: ich muß mir Seide und Wolle zum Sticken holen, die Noten umtauschen . . .“

„Das könntest Du doch auch am Nachmittag besorgen . . .“

„Wir haben ja noch Zeit, darüber zu sprechen,“ lächelte Martha . . .

Hugo war es peinlich gewesen, Martha vor seiner verabredeten Zusammenkunft mit Leonie noch einmal zu begegnen, — die erste Nothlüge war ihm schon schwer genug geworden und ungeschickt genug ausgefallen. Er schlich sich so geräuschlos wie möglich aus seiner Wohnung. Dieser Vorsicht hätte es gar nicht bedurft. Es war keine Gefahr vorhanden, daß Martha ihn hören würde, sie hatte bereits eine Viertelstunde vor ihm die Wohnung verlassen, mit eben so klopfendem Herzen und eben so leise.

Aus einer gelegentlichen Aeußerung Welsheims hatte sie gestern Abend erfahren, daß er in der Victoriastraße wohne; sie hatte im Adreßbuche nachgesehen und sich versichert, daß sie richtig gehört hatte. Sie nahm nun die erste Pferdebahn, die sie zur Potsdamerbrücke führte. Es war etwa ein Viertel auf eins, als sie in die Victoriastraße einbog. Sie ging langsam an dem Hause vorüber, in dem die Verhaßte ihren Geliebten jetzt erwartete. Wenn er ihr hier begegnen würde, — ihr war's einerlei! Mochte er dann vor Scham in den Boden sinken, mochte er im Gefühle des an ihr begangenen Unrechts den Bruch herbeiführen, — sie war auf Alles gefaßt. Sie wollte klar sehen um jeden Preis, wollte sich nicht länger belügen lassen, — das war ihr einziges Verlangen, dessen Erfüllung der Trotz, der sich dieses sonst so weichen und duldsamen Mädchens bemächtigt hatte, ihr gewährleistete. Sie ging langsam die ganze Straße bis zum Thiergarten hinab, dann überschritt sie den Fahrdamm und kehrte um. Wiederum betrachtete sie das Haus mit fiebernder Aufmerksamkeit. Wenn auch die gestickten Gardinen und die schweren Draperien den Blick in das Innere wehrten, so blickte sie doch mit weitgeöffneten Augen hinauf, und ihre Phantasie lüftete die festgeschlossenen Vorhänge. Sie sah die prachtvollen Räume viel feenhafter und verführerischer, als sie in Wirklichkeit waren, und sah auf dem Divan ausgestreckt ein unheimlich schönes Weib mit herrlichem schwarzem Haar, mit merkwürdigen Augen, wie sie den fabelhaften Geschöpfen des Meeres angedichtet werden, sah, wie sie verlangend die Hände ausstreckte . . .

Martha klopfte das Herz zum Zerspringen; das widerwärtige Bild, das ihre erhitzten Sinne ihr vorgegaukelt hatten, zerrann auf einmal, um dem noch widerwärtigeren Bilde der Wirklichkeit Raum zu geben. Sie sah, kaum fünfzig Schritte von sich, auf der gegenüberliegenden Seite, wo Welsheims Haus stand, Hugo, der ziemlich schnellen Schrittes daher kam und, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, sich noch mehr beeilte.

Er hatte Martha nicht gesehen. Schnell entschlossen durchschritt sie den kleinen Vorgarten des Hauses, vor dem sie gerade stand, und zog die Glocke. Man öffnete ihr die Thür, aber sie blieb eine Weile davor stehen . . . Nun hatte sie sich überzeugt, Hugo war eingetreten.

Die Portierfrau, die den Kopf durch das Fensterchen gesteckt hatte, antwortete auf ihre Frage: ob hier eine Frau Regierungsräthin Breuer wohne, verneinend, setzte aber hinzu, im Nebenhause wohne eine Frau Räthin; ob die Breuer heiße, könne sie nicht sagen. Martha dankte und entfernte sich.

Obwohl sie nur das gesehen hatte, was sie zu sehen ganz sicher gewesen war, war sie doch, nachdem sich das Erwartete nun erfüllt hatte, wie betäubt.

Mit dumpfem Kopfe ging sie durch den Thiergarten, der an dem milden Frühlingsmittag sehr belebt war, über die Linden langsam nach Hause, fast ohne Bewußtsein, wie eine Nachtwandlerin, ohne einen Blick auf ihre Umgebung zu werfen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte führten. Sie war ganz verwundert, als sie auf einmal merkte, daß sie richtig angekommen war. Sie

sagte ihrer Mutter, daß sie gar nicht dazu gekommen sei, in der Musikalienhandlung die Noten umzutauschen. Das schöne Wetter habe sie zu einem kleinen Spaziergange verlockt. Aber sie habe ihre Kräfte überschätzt. Plötzlich sei eine große Mattigkeit über sie gekommen. Nur mit Mühe habe sie sich bis hierher geschleppt. Nun fühle sie sich so abgespannt, daß sie ein wenig in dem kleinen Stübchen neben der Küche ausruhen wolle.

Frau Emilie bedauerte das arme Kind, legte ihr ein Kopfkissen unter, breitete das Plaid über ihre Füße und ließ das grüne Rouleau herunter. Dann entfernte sie sich behutsam. Martha blickte unverwandt auf die geschmacklose Malerei dieses Rouleaus: ein verliebtes Paar in mittelalterlicher Tracht, von einem Altan, der in einen kornblumenblauen See gebaut war, Schwäne fütternd. Sie starrte auf das Bild, das sie tausendmal gesehen hatte, ohne es anzublicken. Erst heute fiel ihr die Albernheit und Häßlichkeit auf. So lag sie lange da, mit weit offenen Augen die kindisch gemalte Gruppe betrachtend, unfähig, einen Gedanken zu fassen; sie fühlte auch nichts, — nicht einmal die schmerzhafte Empfindung, die ihre Hand unwillkürlich an die linke Seite der Brust führte und sie dort drücken ließ . . .

Martha hatte mit ihres Geistes Augen ahnungsvoll die Erscheinung ihrer Nebenbuhlerin richtig erschaut.

Hugo war ganz betroffen, als er, in das kleine Boudoir neben dem Erkersalon geführt, Leonie gegenübertrat.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so empfange,“

sagte sie ruhig, während sie sich auf die Chaiselongue setzte und Hugo einlud, auf dem ihr nächststehenden Sessel Platz zu nehmen. „Ich habe mich in der Zeit geirrt und bin mit meiner Toilette nicht fertig geworden. Ich wollte Sie nicht warten lassen.“

Sie hatte in der Erinnerung an das Bild, das ihr gestern der Spiegel gezeigt hatte, ihre Haare nicht aufgesteckt, die wiederum in wundervollen schwarzglänzenden Wellen bis über die Hüfte hinabflossen. Hugo blickte mit ehrlicher Bewunderung auf die Pracht und Fülle dieser Haare. Er sah jetzt zum ersten Male die schöne Rundung des Kopfes, die sonst durch die modische Frisur unkenntlich gemacht wurde. Leonie trug einen Schlafrock in orientalischem Schnitt aus crêmefarbenem Cachemir, mit sehr weiten Aermeln, die bei jeder Bewegung die Hälfte des nackten Armes und mehr noch dem Blicke darboten. Um die Hüfte war eine starke aus Seide gewirbelte Schnur mit Quasten von derselben gelblich weißen Farbe geschlungen.

Hugo blickte schweigsam auf die schöne Frau. So verführerisch liebreizend, so morgenfrisch hatte er sie nie gesehen. Er schwieg so lange, daß Leonie auf's Neue das Wort nehmen mußte.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wir werden nicht gestört werden. Felix ist auf der Börse. Ich habe mir jeden andern Besuch verbeten. Was haben Sie mir nun zu sagen?“

„Ich bitte Sie, hören Sie mich nachsichtig an! Und werden Sie nicht ungeduldig! Ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ich habe Ihre Bekanntschaft gesucht —

ich gestehe es ehrlich: aus Neugier. Man hatte mir viel von Ihrem Hause, von Ihren Eigenschaften als Wirthin erzählt. Ich wollte Sie und Ihre Gesellschaft beobachten, wollte bei Ihnen lernen — wenn ich mich zugleich dabei amüsiren würde, um so besser! Ich war damals schon verlobt. Aus materiellen Gründen waren wir, Fräulein Martha und ich, übereingekommen, die Verlobung erst unmittelbar vor unserer Vermählung bekannt zu machen. Ich hatte keine Veranlassung, hatte nicht einmal das Recht, damals mit Ihnen von der Sache zu sprechen."

„Damals! . . . Aber dann?"

„Sie wissen, wie unbegreiflich schnell wir uns einander näherten. Als ich mit Ihnen zwei-, dreimal zusammengetroffen war, hatte ich mit Ihnen schon Dinge besprochen, wie sie nur in vollster Intimität zur Sprache kommen. Mein Vertrauen zu Ihnen war grenzenlos. Ich fühlte das mächtigste Bedürfniß, Sie in die geheimsten Verborgenheiten meiner Seele blicken zu lassen. Ich hatte nie ein solches Verständniß, ein solches Mitfühlen gefunden, niemals eine solche Anregung. Was soll ich nach Umschreibungen suchen! Ich war in Sie verliebt! Meiner Braut hatte ich in meinem Herzen die Treue gebrochen! Hätten auch Sie mir die Beweise Ihrer Liebe gegeben . . Sie haben es nicht gethan! . . . Ich kämpfte mit mir. Sollte ich ihr die Wahrheit sagen? Sie würde das schwache Kind vernichtet haben. Und vielleicht täuschte ich mich über meine Gefühle! Vielleicht war es doch nur ein vorübergehender Rausch . . . Vielleicht brachte mich Ihre leidenschaftslose Ruhe wieder zur Vernunft. Ich hatte nicht

den Muth, dem armen Geschöpf den tödtlichen Streich zu versetzen. Und sollte ich's Ihnen sagen?"

„Ja!"

„Nein! Denn ich liebte Sie bis zum Wahnsinn. Ich konnte nicht ohne Sie athmen . . . Sie aber hatten meine Werbungen als Liebender zurückgewiesen, hatten mir nur gestattet, Sie als Freundin zu verehren . ."

„Ach so!" griff Leonie jetzt mit bitterm Lächeln ein. „Und die Freundin hatte keinen Anspruch auf Ihr Vertrauen! . . . Fühlen Sie denn nicht, wie jämmerlich Ihre Argumente sind, wie Sie sich winden und drehen? Sie lassen Ihre Braut in dem Wahn, daß Sie sie lieben. Sie thun Alles, was Sie vermögen, um mich glauben zu machen, daß Sie mich lieben. Lüge hüben, Lüge drüben! Und nun wollen Sie mir auseinandersetzen, daß das Alles ganz in Ordnung ist? Strengen Sie sich nicht weiter an! Wir sind mit einander fertig. Und wenn Sie mir noch einen letzten guten Rath gestatten wollen, so ist es der: haben Sie nun wenigstens den Muth, auch Ihrer Braut klar zu machen, daß Sie mit ihr fertig sind! Sie haben mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie Ihre Braut geopfert haben würden, wenn ich Ihre Geliebte geworden wäre."

„Wenn Sie es geworden wären!" rief Hugo, durch den höhnischen Ton Leonies gereizt. „Ja, was dann geschehen wäre, — ich weiß es freilich nicht! Aber Sie sind's nicht geworden! Sie sind mir im wahrsten Sinne des Wortes eine Freundin gewesen, eine theilnahmvolle, fördernde Freundin, der ich, was immer geschehen mag, stets

dankbar sein werde. Was wollen Sie also? Sind Sie meine Freundin, so können Sie in meiner Braut keine Nebenbuhlerin erblicken. Daß ich Ihnen meine Verlobung verschwiegen habe, darf Sie dann verwundern, verstimmen, vielleicht sogar verletzen, aber Sie haben nicht das Recht, mir eine Treulosigkeit, eine Lüge vorzuwerfen."

„Ich bin doch eine begehrlichere Freundin gewesen, als Sie sich denken, mein Lieber. Ich habe Alles von Ihnen gewollt: all Ihre Zuneigung, all Ihr Empfinden, Ihr ganzes Herz! Und ich habe Ihnen Alles dafür gegeben, Alles, was mir gehörte, — meine Seele! Was nicht mehr mir gehörte, habe ich dem, dem es zu eigen ist, allerdings nicht wieder gestohlen, um es Ihnen heimlich zu geben, wie ein Dieb dem Hehler. Das ist's, was Sie mir jetzt zum Vorwurf machen, was Sie in ihrer sittlichen Auffassung berechtigt, seit langen Monden vor mir etwas zu verschweigen, was Ihnen auf den Lippen brennt, was Sie, wie Sie ganz genau wissen, mir sagen mußten! Fechten Sie nicht mit hohlen Worten! Ihre Verlobung war eine Treulosigkeit an mir, Ihre Freundschaft eine Treulosigkeit an Ihrer Braut."

„An meiner Braut habe ich mich versündigt! Ja Ich will's auch ehrlich bekennen, und sie wird mir vergeben."

„Was!" rief Leonie fast entsetzt. „Sie wollen das arme thörichte Ding durch Ihre Sophistereien bethören? Wollen ihr die kindische Fabel von dem vorübergehenden Rausch auftischen, die Sie in Ihrer schuldbewußten Befangenheit eben vor mir zum Besten gegeben haben?

Wollen sie an eine Verirrung glauben machen? Wollen den reuigen Sünder spielen, der den rechten Weg zu ihrem Herzen wiedergefunden hat? . . Sie sollten sich schämen! Ob Sie mich je geliebt haben . . ich weiß es nicht. Ich habe es geglaubt! Daß Sie aber das blasse Mädchen nicht lieben, daß weiß ich so gewiß, wie ich weiß, daß Sie mir jetzt Abscheu einflößen! Gehen Sie!"

Sie hatte sich erhoben, und auch Hugo war aufgestanden. In ihren kleinen Augen blitzte Zorn und Haß. Alles empörte sich in ihr bei dem Gedanken, daß er jetzt, der Fesseln, die ihn an sie gebunden hatten, ledig, zu ihr, dem kranken unbedeutenden Wesen zurückkehren würde. Ah, die unerfahrene Thörin, die einfach in ihn vernarrt war, würde ihm beim ersten Kusse glauben und verzeihen. Mit der würde er spielend fertig werden . . . Es wühlte grausam in Leonies Brust, ihr Herz krampfte zusammen, sie war fast von Sinnen vor Eifersucht. Sie lachte hohl auf, als sie einen Blick auffing, der nach dem Hute spähte . . . er wollte gehen, wie sie es ihm befohlen hatte! Er konnte so von ihr gehen!

„Sie verjagen mich! Ich muß gehorchen! Wenn ich später einmal . ."

Leonie schüttelte heftig den Kopf, den die dunklen Locken wundersam umspielten.

„Nie!" rief sie mit fast kreischender Stimme.

„Und so soll ich von Ihnen scheiden? Ohne Ihnen auch nur ein Wort des Dankes sagen zu dürfen für Alles . . ."

Leonie schüttelte wiederum die dunkel glänzenden Wellen.

„Gehen Sie!“ wiederholte sie, jetzt mit leiser Stimme. „Ich hasse Sie!“

Sie standen sich dicht gegenüber. Der berauschende Duft, der dem herrlichen Haar entströmte, umnebelte Hugos Sinne. Er hörte ihre hastigen Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Eine schmerzhafte Falte zeichnete sich auf ihrer Stirn. Ein klagender, vorwurfsvoller — ein trauriger und unendlich zärtlicher Blick traf ihn — traf ihn mitten in's Herz. Und dieser Blick entzündete die Gluth, die der verliebte Thor zu ersticken gewähnt hatte, wiederum zu lodernder Flamme. Er dachte an nichts mehr auf dieser weiten Welt als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte. Er hatte alles Andere vergessen, alle bösen Worte, die er gehört, alle guten Absichten, die er mitgebracht hatte. Ihm war zu Muthe, als ob eine unsichtbare Faust seinen Kopf duckte. Auch er athmete schwer, und mit offenen Lippen schlürfte er den Athem aus ihrem Munde. Sie blieb regungslos. Er lächelte sonderbar. Als aber sein Arm sich um ihre schmiegsame Hüfte legte, als er die schlanke Gestalt sanft an seine Brust zog und dann fest an sich drückte, als seine glühenden Lippen die ihrigen berührten, da sank ihr Kopf wie leblos nach hinten. Und sie zitterte und bebte heftig am ganzen Leibe, wie das gehetzte Reh, das kein Entrinnen mehr sieht.

„Geh! geh!“ hauchte sie schmerzlich lächelnd, ohne ihre Lippen von den seinigen zu trennen.

Er preßte sie noch inniger an sein klopfendes Herz und er fühlte, wie sie ihn seufzend mit ihren nackten Armen umschlang.

Sie hielten sich umfangen, Mund an Mund, mit halb geschlossenen Lidern, lächelnd und seufzend, und hauchten sich kosend Unverständliches zu. Sie hatten sich Alles vergeben. Sie wußten nicht einmal mehr, daß sie sich etwas zu vergeben hatten. Sie betrachteten sich verwundert, ungläubig, selig.

Er kniete vor ihr, bedeckte ihre Hand mit Küssen, küßte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund und streichelte, dankbar zärtliche Laute lallend, das weiche duftende Haar, das von dem niedrigen Divan bis auf den Teppich herabfiel. Sie lächelte unter seinen Liebkosungen und erwiderte sie mit halb geöffneten Lippen und halb geschlossenen Lidern, glücklich und versöhnt.

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe," flüsterte sie ihm in's Ohr.

„Ja!"

„Und Du liebst mich auch? Nur mich?"

„Nur Dich! Du weißt es ja!"

„Ja!" hauchte sie kaum vernehmbar.

Wohl trat vor ihrer Beider Seele jetzt schattenhaft die Gestalt eines blassen, kranken Mädchens mit leuchtenden Augen. Aber sie zerfloß im Sonnenglanze, der die Glücklichen erhellte, wie gespenstischer Spuk im Frühlichte.

Marthas Name wurde zwischen ihnen nicht mehr ausgesprochen.

V.

In den Berliner Gesellschaftskreisen, die sich für das Theater besonders interessiren, war im Herbst des Jahres 1873 von nichts Anderm die Rede, als von dem neuen Stücke, dessen erste Aufführung im Königlichen Schauspielhause unmittelbar bevorstand. Es führte den Titel „Herkules und Omphale", und der Verfasser war Dr. Hugo Hall.

Von Hall hatte man seit einiger Zeit in der Gesellschaft des Thiergartens ungewöhnlich viel gesprochen. Alle Welt wußte, daß der junge Dichter mit der eleganten und geistvollen Frau Leonie Welsheim auf dem allervertrautesten Fuße stand — alle Welt, außer dem glücklichen Herrn Felix Welsheim, der an der Börse großartige Geschäfte machte, der stolz auf seine schöne Frau und sein glänzendes Haus war.

Leonie und Hugo hatten sich eine Weile große Mühe gegeben, die strafbare Wahrheit vor der Welt zu verbergen. Es war ihnen zunächst auch gelungen. Mit der Zeit aber wurden sie zuversichtlicher und ließen sich diese oder jene geringfügige Unvorsichtigkeit zu Schulden

kommen, die von dem Einen bemerkt, einem Andern erzählt, eine symptomatische Bedeutung erlangte. Man brachte diese Kleinigkeiten mit den offenkundigen Thatsachen zusammen; das Besondere und das Allgemeine ließen sich sehr einfach erklären, sobald man das Vorhandensein eines Liebesverhältnisses zwischen den Beiden voraussetzte. Und so verbreitete sich das Gerücht, an dessen Berechtigung kein Mensch mehr zweifeln durfte.

Man sah Leonie und Hugo beständig zusammen, man sah, wie sie bei jedem Anlasse Blicke der Verständigung und des Einverständnisses tauschten. Diejenigen, die dem Welsheim'schen Hause näher standen, machten die Wahrnehmung, daß alle Leute, die Dr. Hall mißfielen, von Leonie abgethan wurden und nach und nach aus dem Salon verschwanden; man bemerkte auch, daß sich Leonie seit einiger Zeit in einem gewissen Sinne zu ihrem Vortheile verändert hatte; wenn sie auch das Kokettiren nicht ganz lassen konnte — das war ihr nun einmal angeboren —, so trieb sie's doch lange nicht mehr so arg wie früher; sie war ängstlicher geworden, sie fühlte sich unter schärferer Controle. Am verrätherischsten aber war ihre agitatorische Thätigkeit für Halls Schauspiel. Jedermann, von dem sie meinte, daß er dem Stücke irgendwie nützen oder schaden könne, wurde von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt und mit allen Künsten weiblicher Schlauheit so lange bearbeitet, bis sie in dem Betreffenden eine günstige Stimmung erweckt hatte.

Sie hatte für die Dichtung, die unter ihren Augen entstanden war, das wahrste, wärmste und herzlichste In=

teresse. Sie war von deren Bedeutung tief überzeugt und erwartete einen durchschlagenden Erfolg. Sie fand, daß die Idee: die Bändigung des starken Mannes durch das zarte, schwächliche Weib, mit echter dramatischer Kraft erfaßt und ganz in modernem Geiste durchgeführt war. Als ihr Hugo — etwa zwei Monate nach dem ersten geheimen Kusse — den Schlußact vorgelesen hatte, war sie ihm stürmisch um den Hals gefallen, hatte ihn leidenschaftlich an sich gedrückt und selig ausgerufen: „Ich bin stolz auf Dich!"

Sie hatte ihm das Manuscript weggerissen, weil er ihr zu saumselig erschien. Welsheim hatte sich überall erkundigen und ein paar Stunden in der Stadt umherkutschiren müssen, um einen erfahrenen, verschwiegenen und gewandten Schönschreiber, dem man den Schatz ruhig anvertrauen dürfe, aufzutreiben. Sie hatte diesem eine besondere Vergütigung zugesagt, wenn er nur die Arbeit mit Anspannung aller seiner Kräfte sogleich in Angriff nehme und zu Ende führe. Sie ließ die sauber copirten Blätter bogenweise abholen und geizte mit jedem Augenblicke. Hugo hatte, bevor noch der Schluß vom Schreiber in ihren Händen war, schon den Brief an den Generalintendanten, Herrn von Hülsen, aufsetzen müssen. Sie hatte Mittel und Wege gefunden, den obersten Leiter des Schauspielhauses und den wichtigsten Lector, den Intendanzrath, schon vorher auf das kommende Ereigniß vorzubereiten, und es in der That durchgesetzt, daß ihr versprochen worden war, das Stück werde sogleich gelesen werden. Ende Juni wurde „Herkules und Omphale"

eingereicht, drei Tage darauf kam die Freudenbotschaft: Angenommen! Sie hatte es zwar nicht anders erwartet, aber sie war überglücklich. Und sie gestattete ihrem Manne, zur Feier des Tages ihr ein schönes Armband zu schenken, das sie sich schon lange gewünscht hatte.

Ihre Begeisterung für Halls Schauspiel hatte auf den guten Felix abgefärbt. Welsheim, der hellste und klarste Kopf der Börse, der in der kaufmännischen Welt des wohlverdientesten Ansehens sich erfreute, der in allen Fragen des praktischen Lebens eine höchst beachtenswerthe Intelligenz zeigte, war seiner Frau gegenüber von einer fast blöde zu nennenden Naivetät. Sie konnte mit ihm anfangen, was sie wollte. Sie redete ihm ein, daß er zu Allem, was sie gethan haben wollte, die Initiative ergriffen habe. Sie ließ ihn am Schnürchen tanzen wie eine Puppe; und er war im besten Glauben, daß er allein das Regiment führe und eine ungewöhnlich bequeme und folgsame Frau habe, die sich allen seinen Anordnungen füge. Er besaß das blindeste Vertrauen zu ihr. Für Hugo schwärmte er, und wenn er ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte — weil Hugo dann zu Stunden kam, in denen der Gemahl an der Börse oder im Comptoir beschäftigt war —, so wurde er ganz beunruhigt und verlangte nach ihm.

Welsheim kannte das Hall'sche Stück natürlich nicht, aber er war Feuer und Flamme dafür.

Die Beziehungen zu Leonie hatten übrigens Hugo in der Gesellschaft ein besonderes Relief gegeben. Viele, die nie eine Zeile von ihm gelesen hatten, betrachteten

ihn mit einem gewissen schmunzelnden Wohlwollen. Der Geliebte der schönen Leonie Welsheim, um die sich so Viele auf das Eifrigste bemüht hatten — und Alle vergeblich! — war offenbar nicht der Erste Beste.

„Da steht Dr. Hall!" raunte die Eine der Anderen zu.

„Der Freund der Frau Welsheim?"

„So sagt man."

„Wo?"

„Da! Nicht weit von der Thür. Jetzt spricht er gerade mit seiner Freundin."

„Ah . . . ja, jetzt sehe ich ihn! . . . Ein hübscher Mensch!"

„Sehr hübsch. Und er soll auch sehr talentvoll sein."

Keine Wolke trübte den sonnigen Himmel dieser Ehe zu dritt. Welsheim war zufrieden, Leonie und Hugo waren glücklich. Mit einer merkwürdigen Philosophie hatte sich Leonie darein ergeben, daß ihr Geliebter Bräutigam war. Sie wußte sich nun geliebt und kümmerte sich nicht mehr um das unbedeutende armselige Ding; sie lächelte jetzt, wenn sie sich vergegenwärtigte, daß sie sich über ein Mädchen wie Martha überhaupt jemals hatte aufregen können. Sie hatte das kranke Kind im Hinterstübchen der Brüderstraße beinahe vollkommen vergessen. Zwischen Hugo und Leonie bestand ohne irgendwelche Verabredung die stillschweigende Uebereinkunft, die heikle Frage seiner Verlobung aus ihren Gesprächen vollkommen auszuscheiden. Leonie hatte die bestimmte Empfindung, daß sie nie im Leben davon wieder berührt werden würde.

Martha hatte die Sache weniger leicht aufgefaßt. Von jenem Wege nach der Victoriastraße, den sie im Frühling unternommen hatte, um sich von Hugos Untreue zu überzeugen, hatte sie eine ernsthafte Krankheit heimgebracht, ein tückisches Fieber, das sie drei Wochen an's Bett fesselte.

Hugo erkundigte sich täglich drei-, viermal nach Marthas Befinden. Er hatte Mitleid mit ihr. Aber er schwelgte im Honigmonde seiner glückseligen Untreue; all seine Gedanken und Empfindungen theilten sich zwischen Leonie und der Arbeit an seinem dritten Acte, der damals der Vollendung zureifte. Da blieb für Martha freilich nicht viel übrig. Er freute sich, wenn er auf seine regelmäßige Frage: „Wie geht's Martha?“ von der Frau Räthin die eben so regelmäßige Antwort erhielt: „Gottlob ein bischen besser!“ Er wiederholte dann: „Ja, Gottlob!“ und kehrte erleichtert und seelenfroh zu seinem Pulte oder zu seiner Leonie zurück.

Die körperliche Erkrankung war für Martha eine seelische Kräftigung gewesen. Sie hatte vollauf Zeit gehabt, in den hellen Stunden des Tages und den schlaflosen Stunden der dunklen Nacht über die Sache nachzudenken.

Wieviel erschütternd beredte Reden hatte sie durchdacht, um ihm die Schändlichkeit seines Verhaltens vorzuwerfen, um ihm die Schamröthe auf die Stirn zu treiben und ihn bußfertig wieder zu gewinnen! Wie viel eindringliche Briefe in ihrem Geiste an ihn geschrieben, die ihn beschämen, rühren, ergreifen mußten!

Aber die arme Martha gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, bei denen auf dem Wege vom Vorsatze zur

That die Kraft versagt, die tief und richtig empfinden und sich unbeholfen und trivial ausdrücken. Sie wußte ganz genau, was sie sagen wollte, was sie aber in Wahrheit sagte, blieb hinter dem Beabsichtigten weit zurück, und erst wenn es zu spät war, fiel ihr Alles das wieder ein, was sie zu sagen unterlassen hatte.

Als es Hugo zum ersten Mal gestattet wurde, die Reconvalescentin, die drei Wochen in dem engen Stübchen neben der Küche bettlägerig gewesen war, in der Berliner Stube, mit dem schrägstehenden Fenster auf den Hof hinaus, zu begrüßen, schluchzte sie zum Steinerweichen. Sie saß auf dem großen Korbstuhle am Fenster neben dem Blumentisch mit dem Gummibaum und dem Goldfischbecken, den Kopf an das Kissen gelehnt, dessen weißer Bezug die erschreckliche Blässe des Gesichts stumpf gelblich, wächsern erscheinen ließ, die zarten durchsichtigen Hände auf das Plaid gestreckt, das die Mutter über ihre Füße gebreitet hatte. Sie empfand einen bohrenden Schmerz, als sie Hugo erblickte. Sie hatte ihm so viel zu sagen, und die Gelegenheit dazu war da, denn die Frau Räthin hatte sich discret zurückgezogen. Als aber Hugo ihre magere, kalte Hand mit der seinigen umspannte, konnte sie kein Wort hervorbringen, sie war sogar außer Stande, ihm stillschweigend durch eine Geste, durch Entziehung ihrer Hand, durch einen strafenden Blick zu verstehen zu geben, was in ihr vorging. Und der Unwille über ihre völlige Hilflosigkeit und Ohnmacht brach sich in heißen Thränen, in einem convulsivischen Zucken und Schluchzen Bahn.

„Beruhige Dich nur! Es geht ja schon wieder besser,

und bald wird Alles wieder gut werden!" versuchte Hugo zu trösten. Aber seiner Tröstung fehlte die rechte Ueberzeugung. Er war von Marthas Aussehen ganz bestürzt. Er empfand mit dem unglücklichen Wesen tiefes Mitleid. Und als er ihre Thränen rinnen und den gebrechlichen Körper von den schluchzenden Stößen erschüttern sah, wurde er wahrhaft gerührt; er biß die Zähne auf die Unterlippe, und er mußte sich ernste Mühe geben, um seine Erregung zu meistern. Er litt unsagbar unter der Lüge, die das Verhältniß zwischen Martha und ihm noch zusammenkittete. Dürfte er dem armen Kinde doch die Wahrheit sagen! Die Wahrheit, daß er einen schweren, verhängnißvollen Irrthum begangen, als er sie zu lieben geglaubt hatte, daß ihm davor graute, ihr Schicksal mit dem seinigen dauernd zu verknüpfen, daß er eine Andere liebte, Leonie, der sein ganzes Herz gehörte, ohne die er nicht mehr leben und schaffen konnte! Dürfte er ihr doch die Wahrheit sagen!

Unmöglich! Es wäre zu grausam gewesen! Zwischen der schonenden Lüge und der vernichtenden Wahrheit mußte er sich jetzt, da er das weinende schwache Kind, das ein rauher Hauch umblasen würde, vor sich sah, für die Unwahrheit entscheiden.

„Beruhige Dich doch, meine arme Martha!" wiederholte er mehrere Male, ihre magere Hand streichelnd. „Es wird ja bald Alles wieder gut!"

Martha schüttelte den Kopf.

„Ja, gewiß! Du mußt nur recht verständig sein und Dich nicht so aufregen! . . . Vor Allem mußt Du

gesund werden. Du hast einstweilen gar nichts Anderes zu thun als das. Das ist auch eine Beschäftigung, und eine sehr ernste. Du darfst Dich nicht so gehen lassen, liebe Martha! Du mußt mit Deiner ganzen moralischen Kraft gegen Deine physische Schwäche ankämpfen. Weine nicht mehr!"

Martha trocknete ihre Thränen. Ihr war das Herz so voll! Sie mußte es vor Hugo ausschütten. Sie rang nach Worten. Wiederum vergeblich. Mit Mühe brachte sie endlich heraus:

„Ich habe Dich damals gesehen . . . als Du zu ihr gingst."

Hugo verstand sofort, was sie meinte. Aber er stellte sich schwerhörig, und um Zeit zu finden, sich auf die Antwort zu besinnen, sagte er: „Was meinst Du? Du hast mich damals gesehen? Wann?"

„Ehe ich so krank wurde, am Tage nach dem Besuche der Reichshallen . . . da habe ich Dich gesehen . . . in der Victoriastraße."

„So? Nun, und weiter?"

„Weiter?" wiederholte Martha, durch Hugos Ruhe ganz betroffen. „Ich habe Dich in ihr Haus treten sehen."

„Das ist ganz natürlich, wenn Du zu der Zeit in der Victoriastraße gewesen bist. Ich hatte mich mit Frau Leonie verabredet und bin pünktlich zur Stelle gewesen."

„Du sagtest mir aber doch, daß Du mit einem Freunde . . ."

„Das habe ich Dir allerdings gesagt, weil ich Dir eine unnütze Aufregung ersparen wollte . . . Nun habe

ich keinen Grund mehr, Dir die Wahrheit vorzuenthalten. Ich bin zu Frau Welsheim gegangen, um mich ehrlich und freundschaftlich mit ihr auseinander zu setzen, um festzustellen, wie sich Euer Verhältniß zu einander gestalten würde, und danach das meinige einzurichten . . . Ich bin von ihr geschieden mit dem Bewußtsein, daß sich harmonische Beziehungen zwischen Euch nicht herstellen lassen werden. Ich habe Frau Welsheim auch deutlich zu verstehen gegeben, daß wir ihr die schuldige Visite nicht machen werden, und sie hat mich vollkommen verstanden. Mein Plan ist gefaßt: da es in hohem Grade undankbar wäre, mit einem Male ein Haus zu meiden, in dem ich nur Gutes empfangen habe, bin ich entschlossen, langsam und allmählich die bisherigen Beziehungen zu lockern, bis sie sich von selbst lösen . . . So, nun weißt Du Alles! Nun mußt Du aber auch Vertrauen zu mir haben und darfst Dich und mich nicht mit thörichten Grillen quälen! Sprechen wir nicht mehr von der Sache! Das ist das Gescheidteste!"

Es klang so aufrichtig, so einfach und vernünftig, was Hugo sagte, daß Martha sich beinahe schämte, gegen ihren Bräutigam so schlimmen Argwohn gehegt zu haben. Die Quelle der Beredtsamkeit, die sich in ihren trüben Monologen so üppig ergoß, war nun versiegt. Sie wußte nichts zu erwidern und drückte mit ihren matten Fingern dankbar Hugos Hand.

Sie sprach nun nicht mehr von Leonie, obwohl ihr der verhaßte Name oft auf den Lippen brannte. Sie ahnte, wie es um die Beiden stand. Mit ihrem instinc-

tiven Spürsinn konnte sie fast die Stunden bestimmen, zu denen sie sich sahen. Aber sie schwieg. Sie betäubte sich mit der gefälligen Selbstbelügung, daß zwischen den Beiden gewiß nichts Schlimmes vorkomme. Und allmählich beruhigte sie sich in der That damit. Und so gewöhnte sie sich endlich an die Ausgänge Hugos, die ihr in der ersten Zeit so furchtbar gewesen waren, und fragte ihn nicht, wo er gewesen war. Hugo zeigte sich für diese Discretion durch verdoppelte Freundlichkeit erkenntlich . . .

Was sollte sie ihm auch sagen? Wenn es ihr auch wirklich gelingen sollte, ihm ihr Innerstes zu offenbaren — was war dann die nothwendige Voraussetzung? Daß sie sich mit Abscheu von dem Treulosen wenden müsse. Und die Folge? Daß sie ihn verlieren würde auf immerdar! Schon bei der Erwägung dieser Möglichkeit schauderte sie zusammen. Dazu fehlte ihr der Muth und die Kraft. Alles, nur das nicht! Lieber noch die langsame Peinigung, lieber die schmähliche Gewöhnung. Nur keine Trennung!

Sie redete sich ein, daß sie eine Thörin sei, die selbstquälerisch Harmlosigkeiten zu strafwürdigen Unerlaubtheiten aufbausche. Wenn ihm jene schöne Frau etwas sei, so wäre es sicherlich nur eine vorübergehende Laune. Sein Herz, das wisse sie, gehöre ihr, der Braut. Weshalb habe er sich denn sonst mit ihr verlobt? Sie habe ihm keine Netze gestellt. Freiwillig sei er zu ihr gekommen, weil er sie liebe und ihre unbewußte Liebe empfunden habe. Zu ihr werde er zurückkehren, wenn er sich für den Augenblick wirklich durch die verderblichen Reize der Weltdame habe bethören lassen. Denn er fühle sehr wohl, daß ihn

kein Wesen auf der Welt so wahr und warm, so leidenschaftlich und aufrichtig, so uneigennützig und treu lieben könne, wie sie, seine Martha . . .

Der Sommer war in's Land gekommen. Berlin war heiß und ungemüthlich, der Thiergarten hatte sich entvölkert. Seit ihrer Verheirathung war Leonie alljährlich mit ihren Eltern im Hochsommer in Ostende oder Scheveningen zusammengetroffen. Welsheim war daher einigermaßen erstaunt gewesen, als ihm seine Frau eines Tages erklärt hatte, daß sie sich in den modischen Seebädern langweile, daß sich da für sie das aufregende Leben der Großstadt nur in einer anderen Form fortsetze, und daß es ihr viel angenehmer sein würde, wenn sie die heißen Tage in der Nähe von Berlin in stiller Zurückgezogenheit verbringen könne — etwa an einem der schönen Havelseen oder sonstwo. Sie fühle, daß ihr das wohlthun würde. In demselben Sinne hatte sie ihren Eltern geschrieben und gleichzeitig ihren Besuch für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt.

Welsheim hatte am Wannsee eine hübsche Villa gefunden.

Was hatte Leonie nur zu ihrem sonderbaren Entschlusse veranlassen können? Sie hatte sich in Ostende immer vorzüglich unterhalten. Es wurde ihr gewiß nicht leicht, auf die Freude zu verzichten, ihr reizend kokettes Badekostüm bewundern zu lassen. Aber Hugo hatte ihr wiederholt und in bestimmtester Form erklärt, daß er sie nicht nach Ostende begleiten und Berlin nicht verlassen

werde. Leonie hatte ihn richtig verstanden: daß er sie nicht begleiten könne. Sie kannte Geldsorgen freilich nur dem Namen nach, aber sie errieth doch, daß Hugo die erforderlichen Mittel zum Aufenthalte in Ostende nicht aufbringen könne. Daß sie aber den Geliebten jetzt auf Wochen und Monde verlassen solle — daran dachte sie gar nicht. So entstand plötzlich ihre Schwärmerei für die malerische Umgebung von Berlin.

Sie fühlte sich übrigens in der idyllischen Ruhe des Wannsees wirklich sehr wohl. Hugo besuchte sie wöchentlich drei-, viermal, und es waren vielleicht die glücklichsten Stunden ihres Lebens, wenn die Beiden auf der Veranda saßen, zu ihren Füßen der glatte Spiegel des Sees, gegenüber die mit dunklem Nadelholz bestandenen Hügel des Ufers, — allein, zärtliche Blicke tauschend. Oder wenn sie Hand in Hand durch den Wald gingen, Heiteres beschwatzend, Ernstes besprechend. Gegen sechs Uhr kam Welsheim, regelmäßig schwer bepackt, aus der Stadt, dankte Hugo mit kräftigem Händedruck, daß er Leonie die langen Stunden kürze, und schmollte, daß er mit einem früheren als dem allerletzten Zuge nach Berlin zurückfahre.

Die Nachmittage, an denen die Beiden zusammen waren, erschienen ihnen endlos in ihrem Glücke, aber der Sommer war vorübergerauscht, ehe sie sich's versahen. Die Abende des regnerischen Spätsommers wurden schon kühl und ungemüthlich. Und die Blumen im kleinen Vorgärtchen waren alle verblüht, bis auf die farbenprächtigen, aber so hölzern steifen, unpoetischen Georginen. Die Zeit der ersten Aufführung von „Herkules und Omphale“ rückte

näher und näher. In der letzten Augustwoche übersiedelten Welsheims wieder nach der Victoriastraße.

Der Abschied von dem stillen Häuschen am Wannsee wurde Leonie wirklich schwer. Sie hatte sich nie glücklicher gefühlt. Sie sagte sich mit ungläubigem Erstaunen, daß sie im Grunde ihres Herzens doch besser sei, als sie geglaubt hatte. Die Liebe zu Hugo hatte in ihr die veredelnde Wandlung bewirkt, deren sie sich zu jeder Stunde inniglich erfreute. Sie hatte sich niemals einer solchen Echtheit und Stärke der Empfindung für fähig gehalten. Sie war also wohl gar nicht so leichtfertig, frivol und kokett, wie die dummen Leute glaubten, und wie sie es sich selbst eingeredet hatte? Hing sie nicht mit allen Fasern ihres Seins an ihm, an ihm allein? Hatte sie einen Gedanken, der einem Andern als ihm gegolten hätte?

Wenn sie diese Fragen in ihrem Alleinsein aufwarf und in einer Weise beantworten durfte, die sie ruhig, froh und zufrieden machte, so vergaß sie freilich, daß bis zur Stunde die Versuchung noch nicht an sie herangetreten war.

VI.

Endlich war der große Tag der ersten Aufführung gekommen. Es war der letzte Dienstag im September. Leonie hatte schon acht Tage vorher an alle ihre Freunde und Bekannten Karten geschickt, daß an demselben Abend und an jedem folgenden Dienstag von zehn Uhr an ihr Salon geöffnet sein werde. Sie hatte zur Verherrlichung der Wiedereröffnung der Saison und zur Feier des Erfolgs, an dem sie nicht einen Augenblick zweifelte, sich ganz besonders angestrengt. Die Blumendecoration, die sie bestellt hatte, war von unerhörter Pracht. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß außer dem interessanten Kreise, den sie stets um sich zu vereinigen wußte, diesmal einige besonders bemerkenswerthe Gäste bei ihr debütiren würden: die Künstler, die die Hauptrollen im Hall'schen Schauspiele darzustellen hatten, ein namhafter Klavierspieler aus London, der sich zufällig in Berlin aufhielt, und der Tenorist Ernst Vallini, der zum Schluß der letzten Spielzeit im Opernhause geradezu Sensation gemacht hatte und mit einer märchenhaften Gage für das Königliche Opernhaus gewonnen worden war. Der Engländer und der deutsche

Tenorist mit dem italienischen Namen hatten der unwiderstehlichen Leonie versprochen, bei ihr zu musiciren.

Alles das hatte sie ganz im Geheimen betrieben. Es sollte für alle Welt, es sollte ganz besonders für Hugo eine Ueberraschung sein. Für den Geliebten hatte sie noch andere kleine Aufmerksamkeiten erdacht. Das Büffet wurde kunstvoll um eine von Barbedienne bezogene Bronzegruppe, die den zu Füßen der Omphale spinnenden Herkules darstellte, gegliedert; es sollte das erste Geschenk sein, das Welsheim seinem genialen Freunde machen würde. Auf der großen Torte war der auf Atlas gedruckte Theaterzettel eingefügt. Selbstverständlich wurde auch der kolossale Lorbeerkranz mit gestickten Schleifen, die den Namen des Stückes und das Datum der ersten Aufführung trugen, im Versteck bereit gehalten.

Die helle Freude an diesen Scherzen dämpfte ein wenig die große Aufregung, die sich während der letzten Tage ihrer bemächtigt hatte, und die am Entscheidungstage sicherlich bedenklich geworden wäre, wenn sie nicht gerade durch diese Vorbereitungen zu ihrem ersten Empfangsabende über die Maßen in Anspruch genommen worden wäre. Sie war viel aufgeregter als Hugo, der durch die anstrengende und nervenabspannende Arbeit auf den Proben mürbe geworden war und schließlich dem Ereigniß mit einer gewissen stumpfen Ruhe entgegen sah.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kam Hugo zu ihr. Sie hatte sich, um ein wenig zu ruhen, auf die Chaiselongue im Erker gelegt und empfing ihn, ohne sich zu erheben. Hugo küßte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und setzte

sich auf das kleine Puff, das er dicht an die Chaiselongue geschoben hatte.

„Ich brauche doch nicht aufzustehen?“ fragte sie lächelnd. „Ich muß mit meinen Kräften heute haushälterisch umgehen, ich werde sie noch sehr nöthig brauchen . . . Aber weshalb siehst Du denn so griesgrämig aus?“ setzte sie mit veränderter Stimme hinzu. „Du solltest Dich heute nur freuen! Sei ganz unbesorgt! Es wird Alles gut werden! Mein Vertrauen ist felsenfest.“

„Ich denke weniger an mein Stück und an dessen Schicksal, als . . .“

Er machte eine kleine Pause. Leonie richtete sich ein wenig auf, sah ihm gerade in's Auge und fragte, plötzlich sehr ernst geworden: „Woran denkst Du denn? Woran anders kannst Du überhaupt heut denken?“

„Ich will's Dir ehrlich sagen. Du wirst mich leicht verstehen. Ich bin in einiger Verlegenheit, wie ich's heut Abend nach der Vorstellung machen soll . . .“

„Ach, Du meinst für den Fall, daß der Erfolg ausbliebe? Es würde Dir dann unangenehm sein, in Gesellschaft zu gehen? Nun, mein liebes Herz, mit dem Factor rechne ich gar nicht. Du wirst Erfolg haben, großen Erfolg, verlaß Dich drauf. Und wenn das Unmögliche doch geschehen sollte . . . nun, dann schließen wir eben die Thür, kleben einen rothen Zettel an und sagen die Vorstellung im Salon wegen plötzlicher Erkrankung der Primadonna ab. Es würde nicht einmal eine Nothlüge sein, denn ich würde krank werden. Aber daran ist ja gar nicht zu denken!“

„Wenn auch Alles so glänzend verlaufen sollte, wie Du es hoffst,“ erwiderte Hugo unsicher und stockend, „auch dann würde ich mich in einer äußerst mißlichen Situation befinden.“

Leonie richtete sich jetzt ganz auf und setzte sich. Verwundert blickte sie ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht, . . . wirklich nicht! Was meinst Du?“

„Was soll ich nach der Vorstellung beginnen?“ rief Hugo mit lebhafter Geberde und erhob sich.

„Was Du beginnen sollst? Du sollst zu mir kommen! Das ist doch sehr einfach.“

„Nicht ganz so einfach wie Du meinst. Du weißt doch . . .“ Er stockte und sagte dann leiser, in tieferem Tone: „Ich habe Verpflichtungen!“

Es war das erste Mal, daß Leonie von diesen Verpflichtungen etwas verspürte. Sie hatte mit der Zeit ganz vergessen, daß auch eine Andere als sie Ansprüche an Hugo habe. Es kochte wild in ihr auf, sie fühlte im ersten Augenblicke den Drang, ihrer Empörung leidenschaftlichen Ausdruck zu geben; aber sie meisterte ihre Erregung und sagte nach langer Pause gedehnt: „So?!“

„Die Geschichte ist mir über alle Begriffe unangenehm, aber was soll ich machen? Wohin mich meine Neigungen führen würden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich habe mir gar nicht denken können, daß ich den heutigen Abend anders als bei Dir, meiner unermüdlich thätigen Mitarbeiterin, zubringen würde . . . Aber . . . Als ich eben . . . vor einer Stunde der Räthin die beiden Parquet-

sitze gebe, sagt sie mir dankend: ‚Und heute Abend nach der Vorstellung wollen wir recht vergnügt sein und Ihren Erfolg feiern. Martha freut sich schon seit Wochen darauf. Sie hat für Sie auch — im Vertrauen gesagt — eine Kleinigkeit gearbeitet!‘ Ich war ganz bestürzt und fand kein anderes Wort als: natürlich! natürlich! . . . Was soll ich nun machen? Rathe mir!"

Leonie ließ ihre Blicke unstät durch den Raum schweifen, beugte sich ein wenig vor und sagte dann mit ungewohnt tiefer Stimme: „Ja, mein Freund, da muß ich zurücktreten, so leid es mir thut! Das sehe ich ein. Es thut mir sehr, sehr leid! Das kann ich nicht leugnen. Alle Freunde, die uns heute nach dem Theater besuchen, erwarten mit Bestimmtheit, Dich hier zu finden . . . Dein Fernbleiben ist ganz dasselbe wie die officielle Anzeige Deiner Verlobung. Und das wolltest Du doch eigentlich vermeiden. Von mir und meinen Empfindungen will ich dabei gar nicht reden. Wie gesagt, es thut mir herzlich leid!"

Auch Leonie war nun aufgestanden und rauschte, mit der langen Schleppe ihrer Matinée den Teppich fegend, an ihm vorüber.

„Du bist mir böse?" fragte Hugo kleinlaut, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nähern.

„Nicht böse! Ich bin nur sehr traurig! . . . Man soll sich nie auf etwas zu sehr freuen . . . Ich will Dich heut gewiß nicht quälen . . . aber Du kannst Dir ja denken, wie es mich kränkt und schmerzt, daß wir den heutigen Abend nicht zusammen genießen können . . .

Vielleicht ist auch ein bischen Eitelkeit im Spiele . . . Ich werde ein curioses Gesicht machen, wenn ich meinem Manne, wenn ich jedem einzelnen Gaste auf die natürlichste Frage: ‚Nun, und wo steckt denn Dr. Hall?‘ antworten muß: ‚Der Doctor hat eine andere Einladung angenommen.‘ Das ist recht unangenehm . . . und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man zwischen uns Gott weiß welche heftige Scene voraussetzen wird.“

„Das habe ich mir ja Alles selbst gesagt! Ich darf vor Dir kaum wiederholen, welche unsinnigen Combinationen mir durch den Kopf geschossen sind, um mich aus dieser entsetzlichen Situation zu befreien. Ich würde vor dem Aeußersten nicht zurückgeschreckt sein — nicht vor dem Bruche.“ Leonie sah ihn scharf an. „Aber es ist unmöglich — unmöglich in dieser brutalen Plötzlichkeit. Martha ist ein bedauernswerthes schwaches Geschöpf. Der Schlag würde sie niederschmettern. Und wenn sie mir auch längst nicht mehr das ist, was sie mir sein sollte, — denn ich liebe nur Dich, Leonie, Dich allein! — so habe ich doch für die Arme, die mir nie ein Leid zugefügt hat, ein genügend starkes Gefühl anhänglicher Freundschaft und schonender Menschlichkeit, um sie nicht geradezu zu vernichten. Das ist keine Uebertreibung! Es ist die volle, herbe Wahrheit! Mit welchen Empfindungen könnte ich bei Dir sein, an Deiner glänzenden Festlichkeit theilnehmen, wenn ich mir sagen müßte, daß zur selben Stunde ein armes Wesen mit dem Tode ringt, und daß ich es verschuldet habe? Ich habe nie an Martha gedacht, wenn ich in Deiner Nähe war. Heute Abend würde

sich die Erinnerung an das Mädchen zwischen Dich und mich drängen, uns eisig anwehen und alle Lust ersticken!"

„Nun, lieber Freund, wir können noch eine Stunde schwatzen und werden nicht einen Schritt weiterrücken. Wir müssen uns in das Unvermeidliche schicken . . . Vielleicht ließe sich noch irgend etwas ersinnen, um die leidige Sache wenigstens gesellschaftlich möglich zu machen . . ."

„Wenn ich später käme?"

„Wie lange würdest Du denn voraussichtlich da bleiben müssen?"

„Ach, da kann ich schon einen Vorwand finden, um die Sitzung abzukürzen! Marthas Gesundheitszustand . . . ich kann mich zu einer späten Stunde mit den Schauspielern verabredet haben . . . das läßt sich schon ganz plausibel machen! Gegen Mitternacht bin ich sicher frei!"

„Nun, dann schreibe mir ein paar Zeilen. Spiele den Nervösen! Du bist nach der Vorstellung zu aufgeregt, um Dich sogleich in den Strudel der Gesellschaft zu stürzen. Du mußt ein bischen ruhen, ein Stündchen mit Dir allein sein! Du kommst später! . . . Ich lache Dich ein wenig aus! Du bist eben ein Original, dem man allerlei nachsehen muß. Und wenn Du dann wirklich gegen Mitternacht kommst, wird man Alles ganz in der Ordnung finden."

„Ja, so geht's!" rief Hugo. „Ach, mir fällt ein Stein von der Brust! . . Ich hatte ja auch daran gedacht. Aber ich fürchtete, Du würdest so ungehalten sein, daß Du für meine Situation gar kein Verständniß haben

und Dich lediglich von Deinen durchaus berechtigten Gefühlen leiten lassen würdest. Ich hatte nicht den Muth, Dir die Theilung vorzuschlagen ... Ich danke Dir, Leonie, von ganzem Herzen! Du liebst mich wirklich! Ich habe nie daran gezweifelt! Ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Liebe!“

Er war an Leonie, die langsam eine Gloire de Dijon-Rose des Blumenaufsatzes entblätterte, herangetreten und hatte seinen Kopf gebeugt, um sie zu küssen. Sie bot ihm die Stirn, er fühlte, daß sie unwillkürlich den Kopf zurücklehnte, sobald seine Lippen ihre Haut gestreift hatten.

„Du hast Recht, an meiner Liebe nicht zu zweifeln!“ sagte sie. Ihre Stimme hatte einen andern Klang als gewöhnlich. „Und nun schicke ich Dich fort ... Felix kann jeden Augenblick kommen .... Ich möchte nicht, daß wir die unangenehme Geschichte vor ihm noch einmal besprechen müßten ... Also ich sehe Dich heute Abend ... im Theater auf der Bühne ... und gegen Mitternacht darf ich Dich hier erwarten?“

„Adieu, Leonie! Und jetzt — vor dem entscheidenden Abschlusse laß Dir noch einmal sagen, wie ich Dir danke! Wie ich Dich liebe! Wie immer der Würfel fallen mag, was ich Dir schulde, ist unermeßlich! Ich danke Dir!“

Er zog sie an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Ich sage Dir kein Wort ... Du weißt, wie ich fühle! Geh, mein Herz! ... Wir sehen uns ... während der Schlacht ... und nach dem Siege!“

Als Hugo sie verlassen hatte, setzte sie sich in den Erker und starrte auf den regnerischen Himmel. Sie sah sehr ernst, weniger traurig als streng und hart aus. Was in ihr vorging, faßte sie in die Worte zusammen, die sie als das Facit aus ihren Betrachtungen zu ziehen schien: „So kann's nicht weiter gehen! Eine Nebenkönigin vertrage ich nicht!"

Heute bereitete es ihr eine wirkliche Freude, als sie Welsheims Stimme im Nebenzimmer hörte. Er gab dem Diener noch einige Weisungen für den Abend. Sie erhob sich, trat an die nur durch Portièren geschlossene Thür des großen Salons und rief ihn. Felix eilte zu ihr und küßte sie auf die Stirn — zufällig auf dieselbe Stelle, die vor einer Viertelstunde Hugos Lippen gestreift hatten. Jetzt aber beugte sie sich nicht zurück.

„Hast Du zehn Minuten für mich übrig?" fragte sie.

„Wie kannst Du nur fragen? Immer zu Deinen Diensten!"

„Nun dann setz Dich hier zu mir. Ich habe mit Dir ernsthaft zu sprechen ... über Deinen Freund Doctor Hall. Du weißt, ich habe ihn auch sehr gern . . . und er beunruhigt mich."

„Wieso?"

„Er hat mich vor Kurzem verlassen. Er war hier . . . um sich heut Abend zu entschuldigen."

„Was?! Der Doctor will nicht kommen?! Das ist ja einfach unmöglich! Und unsere Gesellschaft? Und meine Gruppe von Barbedienne?"

„Ich habe es schließlich durchgesetzt, daß er zu späterer Stunde doch noch kommt, und eine genügende Ausrede für die Verspätung ersonnen. Das hat also nichts weiter auf sich. Was mich beunruhigt, ist etwas Anderes. Die beabsichtigte Absage erfolgte, weil das Mädchen in der Brüderstraße ... Du weißt ja, seine Braut . . ."

„Fräulein Breuer?"

„Weil Fräulein Breuer den Abend von ihm verlangt hat. Er wäre ja natürlich viel lieber zu uns gekommen. Er nimmt diese Verlobung also ganz ernsthaft, obwohl ich sicher bin, daß er das Mädchen nicht liebt, nicht lieben kann — er glaubt sich eben durch ein unüberlegtes und übereiltes Wort für's Leben gebunden — und das halte ich für sehr bedenklich."

„Du hast vollkommen Recht!"

„Du hast ja das Mädchen gesehen: hinfällig, brustkrank, unbedeutend ... und die Umgebung, diese Dürftigkeit und Aermlichkeit! Der Doctor würde da einfach zu Grunde gehen, die Ehe mit der unglücklichen Person wäre nichts weniger als das Grab seines Talentes, seiner Zukunft!"

„Ja, ja! Das fürchte ich auch!"

„Und das sollten wir, seine guten Freunde, ruhig mitansehen?"

„Nein, das dürfen wir nicht! Aber was ist da zu machen? Soll ich einmal ein ernsthaftes Wort mit dem Doctor reden? Ich schmeichle mir, einigen Einfluß auf ihn zu besitzen."

„Ich unterschätze Deinen Einfluß nicht, aber dem Doctor wird schwer beizukommen sein, wie ich befürchte. Ich habe eben Alles reiflich durchdacht und habe eine andere Idee. Das Mädchen ist entschieden lungenkrank . . . die durchsichtige Haut, die wächserne Gesichtsfarbe, die rothen Flecken auf den Backenknochen, der unheimliche Glanz der Augen — jeder Zweifel erscheint mir ausgeschlossen. Es ist traurig, aber es ist nun einmal so! Das arme Kind muß nach dem Süden geschickt werden, in ein milderes Klima. Der Räthin fehlt es offenbar nur an Geld. Das Geld mußt Du ihr unter irgend einem anständigen Vorwande zur Verfügung stellen. Wir werden nicht zu hungern brauchen, wenn wir ein paartausend Mark weniger haben, und für die Leute ist es ein Vermögen, eine dauernde Hilfe. Wenn die Räthin mit ihrer Tochter aber erst einmal in Meran, Montreux oder in San Remo sitzt, dann hast Du gewonnenes Spiel! Dann wird auch der Doctor einem vernünftigen Worte, auf das er offenbar nur wartet, zugänglich sein. Dann ist es an der Zeit, Deinen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Ich würde es aber für das Richtigste halten, vor Allem mit der Mutter ernsthaft zu sprechen. Wenn sie ihr Kind liebt, wird sie selbst die Initiative zur Entlobung ergreifen."

„Ja, ja! Das leuchtet mir Alles vollkommen ein! Ich bin auch selbstverständlich bereit, der Mutter die nöthigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um ein halbes Jahr, meinethalben auch ein Jahr mit ihrer kranken

Tochter im Süden zu bleiben. Ich weiß nur in der That nicht, wie ich ihr das beibringen soll."

„Eine Mutter, die ihrem leidenden Kinde helfen kann sieht über Alles hinweg! Uebrigens wird es am Ende, nicht einmal erforderlich sein, daß Du selbst als Wohlthäter hervortrittst. Das ließe sich vielleicht durch eine Mittelsperson machen — den Hausarzt oder sonst wen! Du bist so gescheidt! Du wirst, da Du von der Nothwendigkeit überzeugt bist, daß etwas für den Doctor geschehen muß, schon das Richtige treffen. Ich theile übrigens Deine Meinung vollkommen."

„Ja, ja!" sagte Welsheim, nachdenklich sein Kinn streichelnd. „Das wollen wir schon machen! Ich lege mir die Sache bereits im Kopfe zurecht . . . Und weißt Du? Keine Zeit verlieren! Solche Geschichten muß man nicht auf die lange Bank schieben! Es thut mir leid, daß ich nicht auf der Stelle . . . aber heut geht's ja natürlich nicht. Na, morgen ist auch noch ein Tag! . . . Ich suche mir die Räthin auf und sage ihr . . . Na, laß mich nur machen! . . . Uebrigens an der Börse war heute die Stimmung für Halls Schauspiel sehr fest . . . Und ich darf sagen, ich habe das Meinige dazu gethan! . . . Es wurde von nichts Anderem gesprochen . . . Von nichts Anderem — ist zuviel gesagt! Unser heutiger Eröffnungsabend macht Furore, sage ich Dir! Zwanzig Leute haben mich gefragt: ‚Ist es denn wahr, Vallini kommt heute zu Ihnen . . . und singt?' Ein Bombeneffekt, sag' ich Dir! Vallini hat nämlich noch nie in einer Privatsoirée gesungen. Er hat im Frühjahr dem Geheimrath Genthiner,

der ihm eine Stange Gold geboten hat, rundweg abgeschlagen, bei ihm zu singen . . . Er wird doch nicht im letzten Augenblicke . . . ?"

„Sei ohne Sorge! . . . . Aber Du erinnerst mich daran, daß ich noch allerlei für den Abend anzuordnen habe . . ."

„Natürlich, natürlich! Ich ja auch! . . . Die Blumen habe ich eben noch beim Gärtner im Vorüberfahren inspicirt. Wundervoll! Er kommt mit zwei Leuten Schlag sieben . . . Der Conditor hat mir eben auch noch gelobt . . . Na, es wird Alles klappen! Ich wollte eigentlich — es war eine Idee von mir — das Eis als Gruppe Herkules und Omphale serviren lassen . . ."

„Um des Himmels willen!" rief Leonie entsetzt.

„Es geht nicht! Ich hab's aufgegeben. Der Conditor meinte, es würden fürchterliche Kerle . . . oder vielmehr ein fürchterlicher Kerl . . . mit einem Worte, es geht nicht. Ich habe mich für den üblichen Schwan entschieden — für Vallinis Tisch . . . eine Anspielung auf Lohengrin, Du verstehst? . . . Der Conditor bot mir noch eine Minerva an . . . mit der Eule . . . Symbol der Dichtung, meinte er . . . für Halls Tisch . . . Ich habe aber auch verzichtet . . . das ist mir zu complicirt . . ."

„Du hast wohl daran gethan! . . . Wir essen heut um halb sechs."

„Schön."

„Bestell den Wagen zu dreiviertel auf sieben."

„Ist schon geschehen . . . Nun will ich Dich also nicht mehr aufhalten . . . Du hast ja noch genug zu

thun . . . Du bist wirklich als Wirthin ein Genie! . . Und Deine Toilette?"

„Sei ganz ruhig! Ich werde Dir keine Schande machen."

„Das weiß ich, das weiß ich! Wenn ich Alles so genau wüßte! . . . Also um halb sechs! . . . Ich mache mich auch vorher fertig . . . Du wirst nicht zu warten brauchen!"

Er küßte seine Frau auf den Scheitel und entfernte sich, schnell wie immer.

Leonie conferirte noch mit dem Koch und dem Diener. Dann verscheuchte sie der Klavierstimmer, der den Steinway im großen Salon stimmte, aus den Vorderräumen, und sie flüchtete in ihr Toilettenzimmer, wo Germaine eben damit beschäftigt war, das erst am Vormittag eingetroffene Kleid von Worth vorsichtig auszubreiten. Sie hatte dabei wieder das eigenthümlich verliebte Lächeln, mit dem sie nur die gnädige Frau und deren neue Toiletten betrachtete.

VII.

Es war prachtvolles Premièrenwetter. Der Abend war sehr kühl, beinahe kalt. Es hatte am Tage viel geregnet. Seit einer Stunde etwa hatte es aufgehört, aber der Himmel war immer noch schwarz.

Im hellen Theatersaale war es behaglich warm. Von drei Viertel auf sieben an füllten sich die Parquetreihen und die Logen. Einige Minuten nach sieben war das Haus, das vollkommen ausverkauft war, beinahe ganz gefüllt. Die Abendkasse war gar nicht geöffnet worden, und die Billethändler, die glänzende Geschäfte gemacht hatten, waren schon vor sieben Uhr unsichtbar geworden. Auf Leonie, die diesmal ausnehmend pünktlich war, richteten sich alle Gläser, als sie in der Loge erschien. Sie schien es gar nicht zu bemerken, war vollkommen ungezwungen und reichte den beiden Herren, die sie zu sich geladen hatte, Dr. Ringstetter und Herrn von Janow, einem jungen, in der Berliner Gesellschaft allgemein beliebten Sportsman, anmuthig die Hand. Sie sah entzückend aus. Welsheim fühlte sich sehr geschmeichelt, als er bemerkte, welchen Effect seine schöne und elegante Frau machte.

Die Aufregung, die sich Leonies jetzt wiederum bemächtigte, färbte ihre runden Wangen rosig. Sie fächelte sich ein wenig und tauschte mit den Herren hinter ihr einige gleichgiltige Worte, um sich auch im Profil zu zeigen; dann nahm sie ihr kleines Opernglas vor die Augen, wechselte mit den Bekannten Grüße und lächelte stärker als bei den Andern, als sie die auffällig tiefe Verbeugung eines Herrn, der in der gerade gegenüberliegenden Loge saß, erwiderte. Der Herr theilte übrigens mit Leonie die Ehre, vom Publikum, namentlich vom weiblichen, mit auszeichnender Aufmerksamkeit bedacht zu werden. Wie seine Verbeugung, so hatte der ganze Mensch etwas Auffallendes: sein Gesicht, seine Gestalt, seine Kleidung, seine Haltung, seine Bewegungen. Der Kopf war zwar nicht bedeutend, aber eigentlich schön zu nennen, — wenigstens fanden ihn die Damen schön. Die Züge waren regelmäßig, die Augen groß und lebhaft, die Gesichtsfarbe war gesund. Das volle kastanienbraune Haar war sorgfältig frisirt und durch das Brenneisen sanft gelockt. Dem helleren, vollen und weichen Schnurrbart war ein kühner Schwung gegeben, er ließ die Oberlippe vollkommen frei und strebte an den Mundwinkeln keck auf. Der Herr lächelte viel, vielleicht ein bischen zu süßlich, und er zeigte beim Lächeln zwei Reihen prachtvoller Zähne. Die zu rundlichen Wangen gaben dem Gesichte etwas Weibisches. Das sehr tief ausgeschnittene Hemd, das den ungewöhnlich starken Hals bis zur Kehle frei ließ, war vorn durch drei große Brillantknöpfe geschlossen, die in bläulichem und röthlichem Feuer blitzten. Die breite Cravatte war in wohlüberlegter künst-

licher Vernachlässigung leicht geschlungen. Er trug den Frack vom extravagantesten Schnitte der allerneuesten Mode mit großer Gewandtheit. Er bewegte sich viel und sprach lebhaft mit seinen Nachbarn; wer genauer hinsah, konnte ihm anmerken, daß er sich beobachtet wußte. Seine tiefe Verbeugung gegen Leonie war denn auch vom halben Parquet bemerkt worden.

„Diese Künstler machen doch Alles anders als gewöhnliche Sterbliche,“ sagte Leonie, sich wieder nach hinten wendend. „Haben Sie gesehen, wie Vallini mich gegrüßt hat?“

„Ob ich's gesehen habe?“ entgegnete Ringstetter. „Er grüßt eben . . . wie eine männliche Primadonna.“

„Machen Sie jetzt keine boshaften Bemerkungen über ihn! Sie wissen, daß Sie ihn heute Abend bei mir treffen werden. Ich muß ihn gut behandeln.“

„Heute? Dann wollen wir also morgen weiter über ihn sprechen. Vallini ist übrigens an gute Behandlung gewöhnt.“

„Das höre ich,“ versetzte Leonie. „Er soll allen Weibern die Köpfe verdrehen . . . Das genügt mir schon, um ihm ohne Furcht gegenüberzutreten. Mir würde er nie gefährlich werden.“

„Na, er soll so etwas vom Rattenfänger . . . oder vom Postillon von Lonjumeau haben,“ warf Herr von Janow ein. „Haben Sie ihn singen hören?“

„Natürlich! Und er hat mich entzückt wie alle Welt. Er hat ja eine ganz wundervolle Stimme, ich habe nie einen bessern Manrico gehört . . . Der Künstler hat mich

hingerissen, aber der Mensch interessirt mich nicht . . . Ach so, das darf ich ja jetzt noch nicht sagen! . . . Ich kann schöne Männer nicht leiden."

„So?!" fragte Ringstetter mit malitiösem Lächeln.

„Sie wollen mich wegen meiner Freundschaft für Dr. Hall hänseln? Nun denken Sie sich: ich finde den Doctor ganz und gar nicht schön. Er sieht klug aus, interessant, aber schön ist er nach meinem Geschmack nicht. Vallini ist schön, und deshalb gefällt er mir nicht, so sehr ich für seine Stimme und seinen Gesang schwärme."

„Das ist wirklich so!" bekräftigte Welsheim. „Meine Frau ist in der Beziehung komisch. Ich kenne sie doch gewiß genau . . . aus schönen Männern macht sie sich gar nichts."

„Sie unterschätzen sich," erwiderte Ringstetter. Und sich zu Leonie wendend, setzte er hinzu: „Für eine Dame, auf die Vallini nicht wirkt, kokettiren Sie übrigens ziemlich heftig mit ihm."

Die Beiden hatten sich in der That sehr ausdrucksvoll angelächelt.

„Er will ja heute bei uns singen," antwortete Leonie. „Da muß man schon ein Uebriges thun . . Worauf wird denn eigentlich gewartet? Es muß doch längst sieben sein."

„Sie sehen ja, das Publikum ist noch sehr unruhig. Des schlechten Wetters wegen hat alle Welt Wagen genommen. Da dauert's immer ein bischen länger. Uebrigens ist das akademische Viertel noch nicht vorüber," sagte

Ringstetter, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte.

Von keinem Menschen im Hause wurde Leonie mit gespannterer Aufmerksamkeit gemustert, als von Martha Breuer, die neben ihrer Mutter auf der der Wels-heim'schen Loge entgegengesetzten Seite des Hauses im Parquet am Eingange links saß, gerade unter Vallini. Sie hatte die schöne Frau seit dem Abende in den Reichshallen nicht wiedergesehen. Sie war darauf vorbereitet, daß sie ihr heute wiederbegegnen würde, und hatte beständig nach ihr Umschau gehalten. Als sie Leonie in die Loge treten sah, stockte ihr der Athem, sie erbleichte und kniff die Lippen zusammen, um den Seufzer, der sich gewaltsam aus ihrer Brust drängen wollte, zu ersticken. Sie fühlte dieselbe schreckliche Kühle auf der linken Seite und denselben stechenden Schmerz wie damals, und ihre großen Augen hatten denselben unheimlichen Glanz. Der Anblick war ihr qualvoll, aber sie vermochte es nicht, den Blick abzuwenden. Sie beneidete die Frau da oben um die Schönheit ihrer Erscheinung, um ihre Frische, die Eleganz ihrer Toilette, die unbefangene Sicherheit ihres Benehmens. Sie war empört darüber, wie diese Leonie jetzt schwatzen und lachen konnte, wie sie sich im Saale umsah und nickte. Sie dachte nicht daran, daß es sie noch viel mehr empört, wenn sie in Leonies Gebaren die Zeichen der Aufregung wahrgenommen haben würde.

In Wahrheit war Leonie viel erregter als Martha. Martha legte sich von der Bedeutung des Abends für

Hugo nicht Rechenschaft ab, während Leonie ganz genau wußte, um was es sich handelte.

Die Glocke hinter der Bühne schlug an. Das dumpfe Gemurmel verstummte sogleich. Es wurde ganz still. Ein zweiter Anschlag des Timbres, und der Vorhang wurde rauschend aufgezogen.

Leonie fieberte während der ersten Scenen, die das Publikum aufmerksam, aber ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens anhörte. Sie war innerlich entrüstet über diese frostige Gleichgiltigkeit, über diesen Mangel an Verständniß. Es erschien ihr unfaßbar, daß einige reizende Feinheiten des Dialogs, von denen sie sich eine sichere Wirkung versprochen hatte, kaum ein freundliches Lächeln hervorrufen, daß sie so gut wie unbeachtet bleiben konnten. Jetzt auf einmal vergegenwärtigte sich ihr die Möglichkeit eines Mißerfolges. Und in ihrer überreizten Phantasie sah sie das Schreckensbild in grausiger Anschaulichkeit, sah ringsumher die schadenfrohen, höhnisch grinsenden Gesichter und hörte die widerwärtigen scharfen Zischlaute des Spottes und der Schande.

Das Blut stockte ihr, ihre Lippen wurden kalt und bebten. Sie war wie abwesend, zwischen sie und die Bühne schob sich etwas wie ein dichter Schleier, der den Durchblick hemmte, sie wußte kaum noch, was da oben vorging, obwohl sie das Stück auswendig kannte. Ohne andere Absicht, als ihre Beklommenheit zu verbergen und sich eine Haltung zu geben, nahm sie das Glas vor die Augen und blickte geradeaus. Sie starrte in die Leere und sah nichts. Plötzlich aber wurde ihre Aufmerksamkeit

rege. Sie merkte jetzt erst, daß sie während einer verhältnißmäßig langen Zeit gedankenlos beständig ihr Gegenüber ins Auge gefaßt hatte.

Vallini fühlte sich anscheinend geschmeichelt. Er lächelte zärtlich, schloß einigemal langsam und beziehungsvoll die Augen und streichelte seinen starken weichen Schnurrbart in einer Weise, die mit einem verstohlenen Kußhändchen einige Aehnlichkeit hatte. Und als er merkte, daß Leonie nach wie vor das Glas fest auf ihn gerichtet hielt, wurde er noch zuversichtlicher, nahm gleichfalls den Operngucker vor die Augen und bewegte in einer eigenthümlich schmachtenden Art die Lippen, als ob er ihr leise ein süßes Geheimniß zuflüstere. Gerade in diesem Augenblicke erwachte Leonie aus ihrer Erstarrung. Sie sah plötzlich dicht vor sich zwei große kreisförmige Scheiben, die die gedämpften Lichter des Kronleuchters wiederspiegelten, sah hinter halboffenen Lippen glänzende Zähne, sah ein merkwürdiges Lächeln. Sie erschrak und nahm das Glas schnell von den Augen . . .

Ah, dieser Vallini hatte sich einen guten Augenblick ausgesucht, um mit ihr zu liebäugeln! Zuhören sollte er, sollte die Gewalt der Hall'schen Dichtung auf sich wirken lassen, anstatt sie selbstgefällig anzugaffen und anzuschmachten!

Und für solche Leute schrieb der arme Hugo! Das waren seine Richter! Er war ihr auf einmal unausstehlich, dieser verwöhnte, siegesbewußte Geck, der sich im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit hatte einbilden können, daß sie in diesem Augenblicke mit ihm tändelnde Zeichen der knospenden Sympathie austauschen würde!

Martha hatte allmählich Leonie ganz vergessen. Das Stück nahm sie ganz in Anspruch. Sie achtete nicht auf ihre Umgebung und hätte auch wohl schwerlich zu sagen gewußt, ob die Zuschauer der Dichtung kühl oder mit warmer Theilnahme folgten. Sie staunte darüber, wie klug und schön Alles gesagt sei, und war stolz bei dem Gedanken, daß Hugo dieses Werk geschrieben habe. Sie lächelte glücklich und ließ keinen Blick von der Bühne.

Gegen Schluß des ersten Aufzuges hatte sich die Stimmung erheblich erwärmt, und als der Vorhang fiel, war der Beifall voll und echt. Die Hauptdarsteller erschienen unter lautem Händeklatschen zweimal vor der Gardine. Martha hatte es nicht anders erwartet und mit den Anderen fröhlich mitgeklatscht. Leonie war von dem einmüthigen Applause, der für sie durchaus unerwartet kam, ganz bestürzt. Dann athmete sie wie befreit auf und lächelte, — lächelte in einer eigenen Weise, verlegen, wie über eine unverstandene Pointe.

Während des ersten und zweiten Aufzuges war nur eine kurze Pause. Die Zuschauer blieben auf ihren Plätzen sitzen und unterhielten sich nur mit ihren nächsten Nachbarn. Aber die Unterhaltung war so lebhaft und laut, daß die Theaterkundigen schon jetzt einen guten Barometerstand erkennen und einen erfreulichen Erfolg in Aussicht zu stellen sich getrauten.

Der Einzige, der seinen Sitz verließ, war Vallini.

Es klopfte bald darauf an Welsheims Loge.

Lächelnd wie immer trat der schöne Künstler ein, grüßte die Herren und küßte Frau Leonie die Hand.

„Ich wollte mich nur nach dem Befinden meiner gnädigen Gönnerin erkundigen . . . Und darf man fragen, wie Sie sich amüsiren?“

Leonie, der in diesem Augenblicke jede Unterhaltung überaus unangenehm war, und die sich über Vallinis Besuch ärgerte, antwortete mit einem möglichst einfältigen Lächeln.

„Nicht wahr?“ fuhr Vallini fort, als ob Leonie auf seine Frage etwas erwidert hätte. „Es scheint sich zu machen? Ich finde es wenigstens bis jetzt sehr nett.“

Leonie sah den Tenoristen ganz betroffen an. „Sehr nett“ fand dieser Mensch die geistige Schöpfung Halls! Das Wort traf sie wie eine thätliche Beleidigung. Vallini sah Leonies sonderbaren Blick, aber er mißverstand ihn und sagte abschwächend: „Bis jetzt, sage ich! Wollen abwarten, wie es weiter geht . . . Ein bischen zu ernst kommt mir die Geschichte vor. Es ist nicht genug zum Lachen. Und wenn ich ins Theater gehe, dann will ich lachen!“ Er schien sich auf diesen Satz etwas einzubilden, denn er blickte nun, im Lachen seine Zähne zeigend, die vier Insassen der Loge den Einen nach dem Anderen an, als ob er eine sehr beachtenswerthe Sentenz ausgesprochen hätte und Zustimmung forderte. „Da habe ich vor Kurzem in München ein Stück gesehen,“ fuhr er fort, und den angefangenen Satz unterbrechend, bemerkte er zu Leonie: „Sie haben wohl gelesen, daß ich in München war? Alle Zeitungen waren voll davon. Einen Erfolg habe ich gehabt . . . kolossal! Auch Majestät hat die Gnade gehabt, mich besonders auszuzeichnen. Ich habe dreimal

vor Majestät zu singen die Ehre gehabt, zweimal auf Schloß Berg, einmal in Hohenschwangau . . . jedesmal in einer besonderen königlichen Equipage abgeholt . . . Die Collegen, die sich sonst übrigens charmant benahmen, waren einfach paff! . . . Majestät ließ mir auch am Tage meiner Abreise durch den Hofmarschall persönlich mit den schmeichelhaftesten Worten Allerhöchster Anerkennung eine prachtvolle Uhr mit der königlichen Chiffre in Brillanten überreichen . . . Ach richtig, ich kann sie Ihnen ja zeigen, ich habe sie zufällig bei mir . . ." Er zog in der That eine sehr werthvolle Uhr aus der Tasche, die er mit einer offenbar durch häufige Uebung erlangten Gewandtheit vom Karabinerhaken löste, und reichte sie Leonie mit den Worten: „Sie schlägt die Stunden, Viertelstunden und Minuten."

Mit verlegenem Lächeln nahm Leonie die Uhr entgegen. Der Mensch neben ihr war ihr jetzt geradezu verächtlich. Jetzt sollte sie sich um seine Triumphe in München, jetzt um seine mit Brillanten besetzte Repetiruhr bekümmern — zu dieser Stunde, in der Hugo fiebernd hinter den Coulissen stand, in der die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde!

„Sehr kostbar! In der That!" begnügte sie sich zu bemerken, um wenigstens irgend etwas zu sagen. Und nachdem sie die Uhr gerade lange genug, um nicht unhöflich zu erscheinen, in der Hand behalten hatte, gab sie sie mit dem Worte: „Prachtvoll!" dem glücklichen Besitzer zurück.

„Bitte meine Herren! Es ist keine Indiscretion,"

sagte Vallini und überließ das werthvolle Stück der Musterung der drei Herren; und sich wieder an Leonie wendend, fuhr er fort: „Es wird mich sehr interessiren, den Dichter heute Abend bei Ihnen kennen zu lernen. Ja, diese Dichter haben's gut! Sie schreiben, wann sie wollen, was sie wollen, wie sie wollen, — im Schlafrock, wenn's ihnen so paßt, — unsereins hat immer mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Wir sind abhängig von allem Möglichen, von den Mitwirkenden, vom Orchester, von der Akustik des Saales, von der Witterung! In Dresden, wo ich mit ganz riesigem Erfolge neulich gesungen habe — Sie werden es wohl in den Blättern gelesen haben? so ein Erfolg ist seit Jahren nicht dagewesen, die braven Sachsen tobten wie die Besessenen — was wollte ich doch sagen? Ach ja! In Dresden mußte ich die letzte Vorstellung absagen, weil ich mich erkältet hatte . . . ganz einfach erkältet! Für einen gewöhnlichen Sterblichen, für einen Schriftsteller oder Maler, ist eine Erkältung eine Lappalie. Der bleibt zu Hause, trinkt Kamillenthee, und die Sache ist abgemacht. Für unsereins ist es ein Verlust von so und soviel, und davon abgesehen, — ich bin weiß Gott nicht eitel, aber es ist doch eine Unannehmlichkeit, wegen so einer dummen Erkältung auf alle die Ovationen, die vorbereitet waren, verzichten zu müssen. Es wäre ein großartiger Abend geworden! Ein paar Dutzend Lorbeerkränze hat man mir noch ins Hotel geschickt — mit Schleifen . . . wunderbar! Aber das ist doch schließlich nicht dasselbe, nicht wahr? Und der gesammte Hof hatte sich angesagt . . . Sie können sich

denken, wie fatal mir die Sache war! Majestät geruhten, als die Abänderung der Vorstellung pflichtschuldig gemeldet wurde, Allergnädigst zu bemerken: ‚Schade! ich hatte mich auf den Abend gefreut.‘ Majestät hatten sich gefreut! Und wegen der elenden Erkältung . . .“

Das Licht der Lampen wurde gedämpft, und der Glockenanschlag verkündigte den Beginn des zweiten Aufzugs.

„Pardon!“ unterbrach sich Vallini. „Ich will meine Nachbarn nicht stören. Wir sehen uns ja noch.“ Er empfahl sich schnell mit tiefem Gruß.

Leonie seufzte erleichtert auf, als der eitle Narr die Logenthür hinter sich geschlossen hatte. Ringstetter und Janow tauschten mit überlegenem Lächeln Blicke des Einvernehmens, und Welsheim bemerkte wohlwollend: „Er hat eine so schöne Stimme, und er singt heute Abend bei uns!“

Während des zweiten Actes befestigte sich der Erfolg. Die gutgeführte Handlung fesselte ungemein, und die lyrisch stimmungsvolle Schlußscene brachte eine tiefe Wirkung hervor, die beim Fallen der Gardine in stürmischen Beifall ausbrach. Nach wiederholtem Hervorruf der Schauspieler wurde auch das Verlangen nach dem Dichter laut. Hall ließ sich ein wenig nöthigen, gab aber, als ihn die erste Heldin energisch bei der Hand faßte, den sanften Widerstand auf und erschien, vom Jubel des ganzen Hauses begrüßt, hinter der Rampe, geführt von der Künstlerin, deren vortrefflichem Spiel er viel zu danken hatte.

Martha war selig. Erst jetzt, da sie den Geliebten auf den Brettern sah, gefeiert als den Helden des Tages, vermochte sie die Bedeutung dieser Stunde einigermaßen zu erfassen, und ein Schauer der Wonne überrieselte sie. Ihre großen Augen funkelten mehr als je, und die hektische Röthe ihrer Wangen erglühte wundersam und unheimlich. Aber ihr Glück währte nur einen Augenblick. Hugo wußte ganz genau, wo sie saß. Sie dürstete nach dem Blicke, der ihr Einssein besiegelte. Eine mächtige Enttäuschung überfiel sie und drückte sie zu Boden, als sie sah, wie Hugo, der sich auf der Bühne merkwürdig unansehnlich ausnahm und sich ungewöhnlich linkisch verbeugte, seine Blicke flüchtig nach der entgegengesetzten Seite des Hauses richtete und mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck nach dem ersten Range hinauf sah — da, wo Leonie saß. Martha beobachtete auch, wie die elegante Frau den Blick des Freundes aufgefangen und mit einem müden, langsamen Schließen der Lider und einer kaum merklichen Neigung des Kopfes erwidert hatte. Martha war sehr unglücklich und führte die Linke an die Brust. Sie fühlte wiederum jene häßliche Kälte, die ihr so wehe that.

Geräuschvoll erhoben sich die Zuschauer, um in den schmalen Gängen und in der primitiven Conditorei ihre Meinungen über das Stück zum Besten zu geben, ihre Weisheit auszukramen und das Bonmot des Premièrenwitzbolds zu vernehmen und weiterzutragen. Die allgemeine Stimmung war dem Schauspiel und dessen Verfasser so günstig wie nur denkbar. Auch die Kritiker schienen zufrieden zu sein. Sie bewahrten eine wohlwollende Zurück=

haltung. Absprechend im eigentlichen Sinne waren nur einige wenig erfolgreiche Collegen und diejenigen Theateragenten, zu deren Debit das Stück nicht gehörte.

Während Martha mit gebeugtem Rücken dasaß und auf die leeren Sitze vor sich starrte — sie hatte ihre Mutter gebeten, bei ihr zu bleiben —, bildete Leonie in ihrer Loge Cercle. Sie strahlte und nahm die Huldigungen der zahlreichen Besucher als etwas Selbstverständliches entgegen. Man gratulirte ihr zu dem Erfolge wie dem guten Kameraden: als wär's ein Stück von ihr. Sie hatte ihre volle Sicherheit wiedergewonnen und ärgerte sich nicht mehr über Vallini, der auf ein paar Minuten in der Loge erschien, um zu erklären, daß das Stück in Hamburg großartig gespielt werden würde. Er habe da vor Kurzem eine Schauspielerin gesehen, die für die Hauptrolle wie geschaffen sei.

„Ueberhaupt Hamburg!" fuhr er fort. „Das ist doch noch eine Theaterstadt! Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben, wie man mich dort gefeiert hat. Es war einfach kolossal! . . . Ich habe sofort für's nächste Jahr wieder abgeschlossen . . . aber unter andern Bedingungen!" fügte er lächelnd hinzu. „Ich sehe gar nicht ein, wozu wir den Directoren allein das Gold in die Tasche singen sollen. Wir Künstler geben Alles, unsere ganze Seele, unser Herzblut . . . Habe ich nicht Recht?"

„Natürlich haben Sie Recht!" bekräftigte Ringstetter mit steinernem Ernste. „Herzblut kann gar nicht theuer genug bezahlt werden. Und Sie vergessen noch den göttlichen Funken . . ."

„Nicht wahr? . . . Ah, da sehe ich die blonde Commerzienräthin, der ich längst einen Besuch schulde. Sie verzeihen?“ Mit Handkuß und höflicher Verbeugung empfahl sich Vallini, um dem nächsten Besuche Raum zu geben.

„Der Glückliche!“ rief ihm Janow nach . . .

„Da oben sitzt Frau Welsheim,“ sagte Frau Emilie zu ihrer Tochter.

„So?“ antwortete Martha gedankenlos und müde.

„Sie benimmt sich recht auffällig,“ setzte die Räthin hinzu.

Martha wandte langsam den Kopf nach Leonies Loge.

„Sie scheint sich über Hugos Erfolg zu freuen,“ sagte Martha gleichgiltig.

„Das Stück ist aber auch zu schön! Und wie sich das auf der Bühne Alles ganz anders macht! . . . Auf den letzten Act bin ich am gespanntesten. Den hat uns Hugo gar nicht vorgelesen . . . Ich habe mich eigentlich darüber gewundert, aber jetzt ist es mir ganz lieb. Nun hat man doch noch die Freude vor sich . . . Aber Du bist ja so still, Kind? Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Doch, Mama! Ich kann nur so schlecht sagen, was ich sagen möchte.“

„Strenge Dich nicht an. Du mußt nach dem Theater recht frisch sein. Kind, ich bin sehr glücklich! Das ist wirklich der schönste Abend, den ich seit langer, langer Zeit verbracht habe!“

„Ja, Mama!“

Währenddem hatte sich das Haus allmählich wieder gefüllt. Jetzt drängten sich nur noch einige Nachzügler durch die engen Reihen des Parquets. Mit wohlwollender Spannung und in erwartungsvollem Schweigen harrten die Zuschauer der Dinge, die da kommen sollten. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Bis zur Mitte des Aufzugs war die Stimmung überaus günstig. Da kam eine verstimmende Scene, die den Erfolg des ganzen Abends zu gefährden schien. Das Publikum wurde unruhig, räusperte sich, hustete; das geheimnißvolle Band zwischen den Künstlern auf den Brettern und den Zuschauern im Hause lockerte, löste sich . . . es sah höchst bedenklich aus. Aber ein glückliches Wort führte die entscheidende Wendung zum Guten wieder herbei. Und von diesem Augenblicke bis zum Schlusse steigerte sich die Theilnahme stetig, und als der Vorhang zum letzten Male fiel, brach ein wahrer Beifallssturm los.

Leonie hatte Recht gehabt: es war ein großer, ein durchschlagender Erfolg!

Drei-, viermal mußte Hall auf den Brettern erscheinen, zuerst mit seinen Künstlern, schließlich allein, und jedesmal wurde sein Erscheinen mit brausendem Jubel begrüßt; jedesmal grüßte er in etwas unbeholfener Weise, zunächst ins Allgemeine hinein, dann aber mit einem verstohlenen Blicke noch besonders zu Leonies Loge hinauf. Jedesmal dankte Leonie in derselben Weise durch langsames Schließen der Augen und ein sonderbares Lächeln des halbgeöffneten Mundes, und jedesmal wurde dieser vertraute Austausch von der fiebernden Martha beobachtet.

In dem Augenblicke, als der überglückliche Hall sich zum letzten Male verneigte, fiel ihm plötzlich Martha ein; als er den Kopf erhob, blickte er nach der Richtung hin, wo er sie zu finden wußte. Es war eine Secunde zu spät. Der herabfallende Vorhang war schon so tief, daß Hugo nur noch die ersten beiden Parquetreihen auf einen flüchtigen Moment erspähen konnte. Dann trennte ihn die graufarbene Leinwand von seinen Zuschauern, die nun den Ausgängen zu drängten.

Auf der Bühne empfing der Dichter noch die überschwänglichen Beglückwünschungen der Künstler, die glücklich über den Erfolg waren. Er wurde umarmt, geküßt. Er stammelte einige Worte des Dankes, drückte dem Regisseur noch ein Dutzend mal kräftig die Hand, holte aus dem Conversationszimmer seinen Hut, Ueberzieher und Schirm und ging dann ganz langsam und nachdenklich über die labyrinthischen Gänge und Treppen nach dem Ausgange auf die Charlottenstraße.

Das Wetter war abscheulich geworden. Es regnete in Strömen. Der Schein der Laternen spiegelte sich in den kleinen Pfützen, die sich zwischen den Steinen des mangelhaften Pflasters gebildet hatten und sich unter den herabfallenden Tropfen ringelten. Dabei war es kalt. Hugo merkte es kaum; in seinem Innern war warmer Sonnenschein. Der scharf muffige, stockige Geruch der geschlossenen Droschke, die der Portier hatte vorfahren lassen, belästigte ihn nicht. Er war wie entrückt, und er fuhr ganz erstaunt auf, als der Kutscher vor dem Hause in der Brüderstraße hielt.

Während er wiederum sehr langsam die Treppe hinaufstieg, beschlich ihn wohl ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß er nicht gleich zu Leonie eilen durfte; aber mit der armen Martha hatte er doch aufrichtiges Mitleid, und es war ihm eine gewisse Beruhigung, daß er ihr jetzt, wie er sich einredete, ein Opfer zu bringen hatte. Wenn es doch nur ein Mittel gäbe, ihr schonend die brutale Wahrheit beizubringen, daß er, bei aller Würdigung ihrer guten Eigenschaften, sie nicht liebte, daß sein Herz einer Anderen gehörte! Dies Doppelspiel war ihm mit der Zeit unerträglich geworden. Er mußte ihm ein Ende machen. Wüßte er nur, wie er seinen Irrthum eingestehen, wie er dafür büßen solle, ohne das unglückliche Mädchen unter seiner Schuld allzusehr leiden zu lassen.

Zögernd hatte er den Drücker in das Schlüsselloch gesteckt. Er sah sehr ernst aus. Dann gab er sich einen Ruck, richtete sich auf, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er ein unerfreuliches Bild, das er vor sich sah, wegwischen, und trat geräuschvoll ein.

Sogleich öffnete sich die Thür der Berliner Stube, Martha erschien auf der Schwelle, Frau Emilie hinter ihr. Die arme Braut war keines Wortes fähig, sie schlang ihren Arm um Hugos Hals und schluchzte vor Rührung, als ob ein Unglück zu beklagen gewesen wäre. Hugo war ganz ergriffen, auch ihm war das Weinen jetzt näher als das Lachen. Langsam und freundlich entzog er sich Marthas Umarmung, um nun an die Räthin heranzutreten, die ihm freudestrahlend die Hand entgegenstreckte. Als er ihre Hand an seine Lippen führen wollte,

überkam auch die arme Frau Emilie die Rührung; sie umarmte ihn herzlich und küßte ihn auf die beiden Wangen. Martha konnte sich noch immer nicht beruhigen, die heftigen Stöße des Schluchzens erschütterten ihren zarten Körper.

„Ist es nicht ein merkwürdiges Mädchen? So freut sie sich nun!" rief Frau Emilie mit liebkosendem Vorwurf. „Sei vernünftig, Kind! Komm! Laß Dich von Deinem Bräutigam zu Tisch führen."

Jetzt erst bemerkte Hugo den festlichen Schmuck des Tisches. Es war Alles eben so gut gemeint wie dürftig. Außer der Petroleumlampe standen heut noch zwei brennende Kerzen auf dem Tisch. Der kalte Aufschnitt war in doppelter Portion aufgetragen. Auf Hugos Platz lag ein armseliges kleines Kränzchen von Lorbeer, mit einer von Marthas Hand gearbeiteten wundervollen Schleife: „Meinem geliebten Hugo. Martha", auf dem einen, auf dem andern Bande: „Herkules und Omphale. 30. September 1873.", umrahmt von gestickten Lorbeer- und Eichenblättern. Neben Hugos Teller lag in einer Bowle, die zu einem Eiskühler verwerthet war, eine halbe Flasche Champagner.

Frau Emilie weidete sich stillvergnügt an Hugos freudigem Erstaunen über diese ungewöhnlichen Anstrengungen; sie schmunzelte befriedigt vor sich hin, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, wir können uns sehen lassen?"

Von Marthas Arbeit war Hugo tief gerührt und wahrhaft beschämt. Er wagte kaum, sich zu bedanken. Er fühlte sich des liebevollen Geschenkes unwürdig. Mit

herzlicher Innigkeit küßte er die zarten schmalen Finger, die die mühsame Arbeit so kunstvoll gefertigt hatten.

„Also Ihr seid zufrieden gewesen," nahm er endlich das Wort, während die Räthin sich damit plagte, den Draht der Verkorkung zu lösen. „Und ich darf auch zufrieden sein, nicht wahr? Es scheint mir doch ein wirklicher Erfolg gewesen zu sein?"

„Ich finde es wunderschön," entgegnete Martha, die sich allmählich gesammelt hatte.

„Und welchen Eindruck hast Du vom Publikum gewonnen?"

„Ach Gott, darauf habe ich wenig geachtet."

„Du meinst doch aber auch, daß das Stück gefallen hat?"

„So weit ich es beurtheilen kann, gewiß! Aber ich verstehe mich so schlecht darauf, das Publikum richtig zu schätzen. Das mußt Du ja viel besser wissen."

Sie sagte das ganz einfach und aufrichtig. Hugo war aber einigermaßen enttäuscht. Er hatte eine begeisterte Zustimmung zu seiner Auffassung mit Sicherheit erwartet.

„Und was meinen Sie?" fragte er die Räthin, die endlich den gequollenen Pfropfen aus dem Flaschenhalse herausgebracht hatte.

„Ich glaube, es ist ein sehr schöner Erfolg. Es wurde ja auch soviel geklatscht, nicht wahr? Es war ganz gewiß ein Erfolg, und darauf, mein lieber Hugo, wollen wir anstoßen!" Sie hatte die nicht genügend abgekühlten Gläser kaum bis zur Hälfte füllen können, da der Schaum beim Eingießen gleich bis an den Rand ge-

stiegen war. Sie stießen an, die Gläser klirrten, Hugo leerte den Inhalt bis auf die Neige, die beiden Damen nippten nur.

Es trat eine Pause ein. Hugo wurde von dem Verlangen verzehrt, von dem Stücke und von dessen Wirkung im Einzelnen, von der Aufnahme, die es gefunden hatte, etwas zu hören. Martha hatte ihm auch tausend schöne Dinge zu sagen, aber ihre Unbeholfenheit im Ausdruck verschloß ihre Lippen. Sie lächelte wehmüthig und nickte Hugo zu.

„Aber so greifen Sie doch zu!" ermunterte die Räthin, die Hugos Glas auf's Neue gefüllt hatte.

„Was hat Dir denn nun am besten gefallen?" fragte Hugo, der die Nöthigung der Räthin ganz überhört hatte.

„Mir hat das ganze Stück gefallen," antwortete Martha.

„Nun ja," versetzte Hugo, den die Einsilbigkeit sehr unangenehm berührte. „Aber es gelingt Einem doch nicht Alles in gleichem Maße. Da ist eine Scene, die den Zuschauer packt, da eine andere, die weniger anspricht. Ich meine, was hat nun besonders stark auf Dich gewirkt?"

„Ich verstehe schon," entgegnete Martha, nach Worten ringend. „Aber ich kann's wirklich nicht so sagen. Ich dachte, der erste Act sei der beste. Aber der zweite hat mir gerade so gefallen, und der dritte auch."

„Und die andern Leute, Deine Nachbarn, was sagten denn die?"

„Die fanden ja auch alles wunderschön, wie ich glaube. Ich habe mich aber, wie ich Dir schon sagte, so wenig um die Anderen gekümmert. Da mußt Du schon einen Klügeren fragen!"

Hugo bekämpfte den wachsenden Unwillen und leerte das Glas zum zweiten Male.

„Aber Sie essen ja gar nichts!" mahnte die Räthin. „Der kalte Wein auf leeren Magen, — es kann Ihnen ja nicht bekommen."

„Ich habe gar keinen Appetit, ich danke!" erwiderte Hugo. Er sah nach der Uhr. Die Minuten krochen schwerfällig dahin. Er war verdrießlich, ungeduldig, gelangweilt. Um diese Stunde wurde er in dem glänzendsten Salon der Hauptstadt erwartet. Da war Alles vereinigt, was ihn froh und glücklich machen konnte. Da waren geistvolle Männer, die ihm in kluger und redegewandter Form das sagen würden, was er jetzt so gern hören wollte. Da waren schöne Frauen, die ihn mit süßen Schmeichelworten verwöhnten. Da war sie, die schönste, die klügste, die theilnehmendste, die geliebte Frau, Leonie! Da wurde er umringt, gefeiert, da fühlte er sich als der Held des Tages. Und all die klugen und gebildeten Männer, und all die eleganten Damen in der glänzendsten Umgebung, in den wohlbehaglichen, geschmackvollen Räumen des Luxus und des Ueberflusses! Und nun saß er hier in diesem ärmlichen Stübchen gegenüber einer einfachen älteren Dame in dunklem Wollenkleid, neben einem wortkargen, bedauernswerthen kranken Mädchen. Die beiden Kerzen flackerten trübselig. Das kleine,

fast schon geleerte Fläschchen erhöhte die betrübende Wirkung der dürftigen Tafel, und die reichgestickten Schleifen blickten ihn vorwurfsvoll an. So sollte sein erster Triumph gefeiert werden?!

Martha merkte es Hugo an, daß seine Gedanken in die Weite schweiften, daß er nach etwas Anderem verlangte, als sie ihm bieten konnte. Zweimal setzte sie an, um etwas zu sagen, das ihm Freude machen, das die Stimmung auffrischen würde. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

Träge und mühsam schleppte sich die Unterhaltung hin. Hugo hörte kaum noch, was gesagt wurde, und sprach mit, ohne recht zu wissen, was. Er war zerstreut, abwesend. Martha wußte ganz genau, wo er jetzt im Geiste weilte. Und als er wieder verstohlen nach der Uhr blickte, überkam sie die schmerzliche Lust, ihm den Aufbruch zu erleichtern.

„Ich finde es eigentlich nicht in der Ordnung, daß Du einen Abend wie diesen so still mit uns allein verbringen sollst . . .“

„Wenn ich's Dir ehrlich sagen darf . . . ich habe eigentlich eine Verabredung mit den Schauspielern . . . das ist so Sitte! Das heißt: es eilt gar nicht! Ich habe gleich erklärt, daß ich wahrscheinlich erst spät kommen würde . . . wenn es Dich irgendwie unangenehm berührt . . .“

„Ich verstehe es vollkommen,“ fiel Martha ein, „Du brauchst auf uns keine Rücksicht zu nehmen. Ich würde

ohnehin nicht mehr lange in Deiner Gesellschaft bleiben können, denn ich fühle mich doch recht angegriffen.“

Sie erhob sich, und Hugo folgte ihrem Beispiel mit merklichem Eifer. Er küßte dankbar ihre kalte Stirn, drückte der Räthin die Hand und wollte sich möglichst schnell entfernen, als ihm Marthas Kranz einfiel. Er kehrte um, trat an den Tisch und nahm das so gutgemeinte, liebevolle Geschenk.

„Laß den Kranz lieber hier!“ sagte Martha. „Ich habe noch eine Kleinigkeit daran zu arbeiten.“

„Aber was fällt Dir ein?!“ rief Hugo frisch, der nun auf einmal wieder lustig geworden war. „Wenn Du glaubst, daß ich mich von meiner ersten Trophäe heute trennen werde, dann bist Du im Irrthum! Morgen will ich ihn Dir allenfalls anvertrauen, wenn wirklich noch etwas daran zu basteln ist . . . aber heute: mein ist der Kranz, und mir gehört er zu!“

Martha schwieg.

„Nochmals herzlichen Dank und gute Nacht!“ rief Hugo und verließ hastig das Zimmer.

Die Räthin schüttelte den Kopf, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Merkwürdig!“ sagte sie langsam. „Ich hatte mir den Abend anders gedacht.“

Martha war auf's Tiefste gekränkt. Sie fühlte sich belogen und betrogen. Wenn es wirklich die Schauspieler waren, die er jetzt aufsuchte, dann wollte sie ihm Alles vergeben, wollte reuig Abbitte leisten, — drängte es ihn aber zu jener Anderen, dann . . .

Sie mußte Gewißheit haben.

„Geh nur schlafen, Mama! Dir fallen ja die Augen zu. Ich besorge schon Alles!“

„Aber Du sagtest doch, Du fühltest Dich . . .“

„Das habe ich nur so gesagt, um es Hugo bequem zu machen.“

„Ja, ja . . . Hugo . . . Kind, weißt Du, wenn ich offen mit Dir sprechen darf, es gefällt mir Manches nicht . . .“

„Es ist spät, Mama, beinahe elf Uhr. Leg Dich zu Bett. Wir sprechen zu gelegener Zeit über Alles, was Du willst.“

„Gut, mein Kind! Und Du fühlst Dich wirklich . . .“

„Vollkommen wohl! Gute Nacht, Mama!“

„Na, dann gute Nacht, mein liebes Herz! Trödle nicht zu lange hier herum . . . Ich bin wirklich müde zum Umsinken! . . . Gute Nacht!“

Die Räthin, die während der letzten Worte schon mit dem Aufknöpfen des Kleides begonnen hatte, zog sich langsam zurück. Martha blies die Kerzen aus und stellte sie an ihren alten Platz, deckte den Tisch ab und setzte sich dann, Unerquickliches grübelnd, auf das harte Sopha. Ihr Herz that ihr wieder recht wehe, und sie drückte fest die Handfläche auf die linke Seite der Brust.

Sie hörte nun, wie Hugo, der sich zur Gesellschaft umgezogen hatte, seine Wohnung verließ und lauter als sonst die Treppe hinabstieg. Sie hörte auch, wie die Hausthür zugeworfen wurde.

VIII.

Es regnete noch immer. So unbehaglich sich die Gäste des Welsheimschen Hauses auf der Fahrt im naß-kalten Regen des Herbstabends auch fühlen mußten, so-bald sie die Schwelle überschritten hatten, überkam sie eine gemüthliche und warme Stimmung. Die breite Thür des Hauses stand offen. Die Treppe war taghell be-leuchtet. Den Eintretenden wurden von den geschäftigen Dienern die feuchten Sachen sogleich abgenommen. In den hübsch eingerichteten Garderobenzimmern waren alle Vorkehrungen getroffen, um die geringfügigen Schäden, die die Toiletten etwa erlitten hatten, wieder gut zu machen. Und die Empfangsräume selbst zeigten zur Feier des Tages eine geradezu verblüffende Pracht. Das Erker-zimmer war in Wahrheit in einen Blumengarten umge-wandelt. In der Mitte des Rundivans erhob sich ein Aufbau von weißen Kamelien und tiefrothen Rosen von wunderbarer Schönheit. Der ganze Erker war zu einer Laube mit blühenden Blumen aller Art hergerichtet. Schlingpflanzen rankten sich an den Seiten bis zur Decke hinauf und umschlangen die Ampel, deren Licht sie fast

ersticken. Womöglich noch kostbarer und üppiger war der Blumenschmuck im großen Salon. Da standen in den vier Ecken vier mächtige, über mannshohe japanische Bronzevasen von tiefbrauner Färbung, um die sich in hellerem, goldigem Tone schuppige Ungeheuer, Drachen mit weitgeöffneten Rachen, phantastische Krokodile und fabelhafte Schlangen wanden. Die Riesensträuße in diesen Vasen waren von herrlichster decorativer Wirkung in Form und Farbe. Die Ausstattung in dem anstoßenden kleinen Salon war nicht minder reich und geschmackvoll. Der Speisesaal war für's Erste noch geschlossen.

Die Gäste waren entzückt von all der Pracht, die ihnen entgegenstrahlte und entgegenduftete. Mit doppelter Empfänglichkeit empfanden sie im Gegensatz zu der Naßkälte und dem Dunkel des unfreundlichen Abends hier die gemüthliche Wärme, die leuchtende Schönheit und Helle, und schlürften mit äußerstem Wohlbehagen den heißen Thee, der ihnen gleich beim Eintreten angeboten worden war. Sie waren Alle in fröhlicher Laune, Alle voll Freude über den glänzenden Verlauf des Theaterabends, die meisten kannten Hall persönlich, die Andern freuten sich auf die interessante Bekanntschaft. Leonie war in ihrem Glück von bestrickender Anmuth. Sie ließ den Brief, den Hugo auf ihre Veranlassung geschrieben hatte, die Runde machen und scherzte in reizender Weise über die entzückende Kindlichkeit des Dichters, der sich erst in die Einsamkeit zurückziehen müsse, ehe er sich in den Kreis seiner besten Freunde und aufrichtigen Bewunderer hineinwage. Aber dem Original — wenn sie zu Damen sprach,

sagte sie: dem Genie — müsse man alle kleinen Schrullen nachsehen.

Die meisten der Welsheim'schen Gäste waren ungefähr gleichzeitig, gleich nach Beendigung der Vorstellung, eingetroffen. Etwa eine halbe Stunde später kamen einige der Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke in wichtigen Rollen beschäftigt gewesen waren, und mit denen Welsheim durch Halls Vermittlung gesellschaftliche Fühlung gewonnen hatte. Sie wurden mit Complimenten überschüttet. Vallini, der von den Wirthen und den Gästen mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde, meinte sogar: man thue für die Schauspieler vielleicht doch ein bischen des Guten zu viel. Was bleibe da für die übrig, die in die Stimme ihre ganze Seele hineinlegten, die ihr Herzblut gäben? . . .

Diejenigen, die aus diesem oder jenem Grunde der Vorstellung nicht beigewohnt hatten, ließen sich über das Stück und den durchschlagenden Erfolg berichten. Es war fast von nichts Anderm die Rede. Darüber herrschte nur eine Stimme, daß in Hugo Hall der deutschen Bühne ein ungewöhnlich begabter Dichter erstanden sei, der sicher eine große Zukunft habe. Vallini fand, daß man eigentlich ein bischen zu viel von dem Dichter spreche, und er fühlte beständig den Drang, die Unterhaltung von dem Erfolge des Abends auf andere Erfolge hinüberzuleiten, die er vor kurzem gelegentlich seiner Gastspiele in Karlsruhe, Stuttgart, Breslau u. s. w. gefeiert habe.

So etwa um elf Uhr waren die Gäste, auf die man voraussichtlich rechnen durfte, vollzählig vereinigt.

Die Gesellschaft, die etwa sechzig bis siebzig Personen zählen mochte, war glänzender und interessanter denn je. Es waren eigentlich nur Leute da, die sich durch angeborene oder erworbene Eigenschaften hervorthaten, darunter ein paar Dutzend der allerbekanntesten Persönlichkeiten der Hauptstadt.

Der Augenblick war gekommen, da Leonie mit ihrem unwiderstehlichsten Lächeln an den Klaviervirtuosen, dessen freundliche Mitwirkung sie sich schon gesichert hatte, herantreten durfte, um ihm zu sagen, daß es reizend sei, wenn jetzt ein wenig musicirt würde, Alle freuten sich so unendlich darauf, den berühmten Künstler zu hören .... Der Pianist ließ sich nicht lange bitten. Er schlug einige kräftige Accorde an .... die Unterhaltung stockte. Er erzielte mit dem technisch meisterhaften Vortrage der zweiten Liszt'schen Rhapsodie eine große Wirkung.

Nach Vallinis Auffassung wurden dem Klavierspieler vielleicht sogar ein bischen übertriebene Huldigungen dargebracht. Mit einem Instrumente, dem der bloße Schlag Töne entlockt, sei es kein Kunststück, eine Wirkung zu erzielen, da handle es sich doch nur um eine mehr oder weniger mechanische Ausbildung, um etwas, das sich schließlich lernen lasse. Wie anders der Künstler, der selbst, mit seinem eigenen Organe sich die Mittel zur Hervorbringung der künstlerischen Wirkung erst zu schaffen habe, der mit seinem Herzblute arbeite, der seine ganze Seele in den Ton lege! Da sei dann allerdings in gerechtem Ausgleich der Eindruck ein ganz anderer, als ihn irgend ein lebloses Instrument hervorbringen könne. Er erinnere

sich zufällig der Wirkung, die er vor kurzem in Petersburg mit einer einfachen Cantilene von Bellini erzielt habe. Großfürstin Olga, Kaiserliche Hoheit, hätten Thränen vergossen. Und nachher dieser Sturm der Begeisterung! Aber er spreche da von bekannten Dingen: es habe ja in allen Zeitungen gestanden.

„Nun, mein hochgefeierter Herr und gottbegnadeter Sänger," sagte Leonie, die jetzt an Vallini herantrat, „Sie ahnen, um was ich betteln möchte! Seien Sie großartig! Machen Sie es mir nicht zu schwer!" Sie lächelte so lieblich, wie sie es nur irgend vermochte, neigte den leicht vorgebeugten Kopf ein wenig auf die Seite und blickte wie ein Kind, das um Zuckerwerk bittet, rührend und verlangend zu dem schönen Künstler auf. Es war vollkommen abgemacht, daß Vallini singen würde, er hatte bestimmt zugesagt, er hatte die Noten im Ueberrock und mit dem Begleiter Nachmittags probirt. Aber er hielt es doch für richtig, den Naiven zu spielen.

„Ich ahne in der That nicht, schönste Frau, worauf Sie hinaus wollen?"

„Also Sie ersparen mir die Bitte nicht? Was könnte ich als Wirthin erst von Ihnen erbitten? Sie würden uns entzücken, wenn Sie uns irgend eine Kleinigkeit vorsingen wollten."

„Aber, holdeste Gnädige, Sie wissen doch, daß ich niemals . . ."

„Ich weiß Alles! Ich weiß vor Allem, daß Sie galant sind und es nicht über's Herz bringen werden, mir eine Bitte abzuschlagen, die ich im Namen aller der

schönen Frauen und Mädchen ausspreche, die jetzt zu uns herüberschmachten . . . sehen Sie nur, man weiß ganz genau, was ich von Ihnen will . . ."

„Sie sind unwiderstehlich! Also, wenn es durchaus sein muß! . . ."

„Es muß durchaus sein!"

„Aber Sie müssen mich entschuldigen, ich bin heute gar nicht gut disponirt . . . und was soll ich Ihnen vorsingen?"

„Was Sie wollen!"

„Ich denke, etwas Italienisches? Vielleicht die Cavatine aus dem ‚Trovatore'? Aber die Stretta müssen Sie mir schenken, die traue ich mir heute nicht zu."

„Ganz wie Sie wollen! Wenn Sie überhaupt irgend etwas singen, bin ich Ihnen schon unendlich dankbar."

„So?" sagte Vallini mit ziemlich cynischem Ausdruck. „Dankbar? Hüten Sie sich, daß ich Sie daran erinnere."

„Ich bin nicht furchtsam . . . Darf ich jetzt dafür sorgen, daß es ruhig wird?"

„Zufällig habe ich die Noten gerade bei mir, ich habe heute Nachmittag studirt, ich hole sie . . ."

Der Begleiter war schon benachrichtigt und hatte sich an den Flügel gesetzt. Er präludirte im Pianissimo, während Leonie die Gesellschaft auf das Ereigniß vorbereitete. Als Vallini neben den Flügel trat, wurde es mäuschenstill im großen Salon, in dem jetzt alle Gäste zusammengeströmt waren.

Er sang wundervoll. Seine Stimme besaß einen ganz merkwürdigen Wohllaut, namentlich in der hohen Lage, dazu die reizvollste Frische und männliche Kraft. Während des Gesanges lief es den Zuhörern warm und kalt über den Rücken. Sobald Vallini den Mund aufthat, ging eine unbegreifliche Wandlung in ihm vor. Alles Vordringliche, Geckenhafte, kindisch Eitle und Hohle — mit einem Worte: alles Lächerliche des Menschen wurde wie durch geheimen Zauber gebannt. Er machte nur noch den Eindruck des ernsten, tüchtigen, echtfühlenden, bedeutenden Künstlers. Er rührte, er ergriff, er war hinreißend. Für seinen Schmerz fand er so erschütternde Töne melodischen Schluchzens, der Aufschrei seiner Verzweiflung war so gewaltig, daß auch die kühleren Beobachter, die sich eben noch auf die Lippe gebissen hatten, um nicht aufzulachen, wenn er von seinen Triumphen erzählte und seine Trophäen in Gestalt von kleinen Orden, Medaillen, Brillantknöpfen, Uhr, Ringen 2c. zur Schau stellte, jetzt wie ungläubig den Kopf schüttelnd lauschten und auf die Frage: ob dieser großartige Sänger und dieser kleinliche Narr denn wirklich derselbe Mensch seien, keine Antwort fanden. Daß sich das große Wunder der Kunst in einem so winzigen menschlichen Wesen offenbaren könne, — das erschien ihnen als der Wunder größtes.

Alle waren wie bezaubert, und als der letzte Ton verhallte, äußerte sich das allgemeine Entzücken in der ungestümsten Weise. Vallini wurde umringt, angejubelt — namentlich von den Frauen, auf die auch die Persönlichkeit des Sängers einen ganz besondern Eindruck machte.

Selbst unter den Klügsten gab es nur sehr wenige, die wie Leonie die Lächerlichkeit und Narrethei des Menschen herausfühlten. Er hatte in seinem Gesicht, in seiner Haltung, in seiner Gestalt etwas Unbestimmbares, von dem die Männer nichts verspürten, das aber die Weiber sehr deutlich witterten, und das sie reizte.

Leonie, die für den unvergleichlichen Kunstgenuß am wärmsten und treuherzigsten dankte, war wohl von Allen die am wenigsten Aufrichtige. Sie hatte sich gleich nach den ersten Tönen unbemerkt in den Speisesaal geschlichen, um sich zu vergewissern, daß Alles in Ordnung sei, hatte da noch mancherlei angeordnet und war gerade rechtzeitig auf der Schwelle des großen Salons erschienen, um sich von der Wirkung Vallinis auf ihre Gäste zu überzeugen. Es that ihr innerlich leid, daß sie so gut wie nichts gehört hatte, denn sie war für Musik und namentlich für Gesang sehr empfänglich.

Die ganze Gesellschaft war in gehobenster Stimmung, es war gegen halb zwölf, und Leonie wollte gerade die Herrschaften bitten, zu Tische zu gehen, als Hugo eintrat. Leonie hatte ihn zwar noch nicht so früh erwarten dürfen, aber ein ahnungsvolles Gefühl hatte ihr gesagt, daß er jetzt kommen müsse, und sie war gerade in dem Augenblick, da Hugo die Schwelle überschritt, an die Thür getreten. Sie äußerte ihre Freude so unverhohlen übermüthig und gratulirte ihm so herzhaft, daß sich Aller Bilcke auf die Beiden richteten. Nun drängte Alles zu dem glücklichen, erfolgreichen Autor. Man drückte ihm die Hand, und Jedermann äußerte seine volle Freude über den großen

und wohlverdienten Erfolg des Schauspiels. Hugo war selig! Wie hatte er sich danach gesehnt! Er hatte schon zu zweifeln angefangen. Nun fühlte er's: es war sonnige Wahrheit! Hier brauchte er keine Fragen zu stellen, um die erhoffte Antwort hervorzulocken. Unaufgefordert erzählte ihm jeder Einzelne, wie eigenartig der Vorwurf sei, wie interessant die Handlung, wie scharf die Charakteristik, wie geistvoll der Dialog! „Herkules und Omphale" sei endlich einmal wieder etwas Neues, es bedeute für unsere dramatische Kunst einen Schritt vorwärts! . . . Er hörte es ein Dutzend mal, er konnte es gar nicht oft genug hören.

Vallini war innerlich recht ärgerlich über diese enthusiastischen Kundgebungen. Er sagte sich, daß eine jede Gesellschaft, also auch diese, doch nur über ein bestimmtes Quantum von Begeisterung zu verfügen habe, und was von diesem Vorrath zu Gunsten eines Anderen verbraucht werde, werde ihm entzogen. Schließlich war es doch seine künstlerische Leistung gewesen, die die Leute in die gebefreudige Stimmung versetzt hatte. Er hatte gesäet, was Herr Dr. Hugo Hall nun erntete. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit. Zum Stimmungsmacher für dramatische Anfänger war er denn doch noch zu gut! Aber es geschah ihm ganz Recht! Weshalb hatte er sich breitschlagen lassen, hier etwas von seinem Besten, von seinem Herzblut, seiner Seele zu geben! Weshalb hatte er die Einladung überhaupt angenommen?

Weshalb? Vallini lächelte, als er in seinem stummen Selbstgespräche die Frage aufwarf und mit ehrlicher Unverschämtheit beantwortete. Er wollte sich einen sehr hohen

Preis zahlen lassen, nicht weniger, als Leonies äußerste Gunst. Sie gefiel ihm, die elegante Dame mit den prachtvollen schwarzen Haaren und den flatternden Blicken der kleinen wasserblauen Augen. Er wußte, wie alle Welt, daß sie mit Dr. Hall auf dem intimsten Fuße stand, und an Weiber, die sich in ihrem ehelichen Dasein nur einen einzigen Schritt vom Wege zu Schulden kommen lassen, nie einen zweiten, glaubte er nicht. Er war mit dem ausgesprochenen Programm, der schönen Leonie den Kopf zu verdrehen, in dieses Haus getreten. Er zweifelte keinen Augenblick an einem endlichen Erfolge. College Orpheus hatte wildere Thiere durch die Macht des Gesangs gebändigt.

Er lächelte noch immer, als Leonie, der Hugo auf dem Fuße folgte, an ihn herantrat.

„Ich möchte die Herren doch mit einander bekannt machen: unser lieber Freund, Herr Dr. Hall, unser großer Sänger, Herr Vallini."

Vallini lächelte noch holdseliger und noch siegesbewußter, als er sich gegen Hall verneigte. Es blitzte ihm durch den Kopf: dem Herrn werde ich noch einmal ernste Ungelegenheiten bereiten. Und als ob Hugo diese nicht gesprochenen Worte hätte vernehmen können, fühlte er in der vollkommen correcten Verbeugung Vallinis etwas von einer Herausforderung, und er erwiderte sie mit erzwungener, gerade auf das Nothwendige knapp bemessener Artigkeit. Ohne irgendwelche wahrnehmbare Veranlassung sah er in diesem Vallini etwas Feindseliges, Störendes. Und seltsam! auch Leonie fühlte ganz deutlich, daß sich

die beiden Männer, die sich vollkommen gesellschaftsrichtig gegen einander benahmen und ihre Gesinnungen durch kein erkennbares Zeichen irgendwie verriethen, gewaltsam abstießen wie die Pole. Ihr geistiges Ohr hörte zwischen den Beiden einen gereizten, bedrohlichen Wortwechsel, sie fühlte, daß es ihre Pflicht sei, den unsichtbar glimmenden Brand zu ersticken.

„Sie haben viel versäumt," sagte sie, sich an Hugo wendend. „Herr Vallini hat uns durch den Zauber seiner Stimme und die Meisterschaft seines Vortrags begeistert — uns Alle! Eine herrlichere Feier Ihres Erfolges war undenkbar."

„Bitte, bitte," versetzte Vallini. „Wenn ich Ihnen eine Freude bereitet habe, so bin ich schon genug belohnt." Er betonte das „Ihnen" sehr scharf und begleitete das Wort mit einem zärtlichen Blicke. „Wollen Sie aber verschwenderisch sein, so erweisen Sie mir die Ehre, Sie zu Tisch führen zu dürfen."

Leonie blickte verlegen auf Hugo.

„Sie kommen leider zu spät," nahm dieser nun das Wort. „Die gnädige Frau hat die Güte, mit mir als Tischherrn fürlieb zu nehmen."

Die beiden Herren machten wieder eine kaum merkliche Verneigung zu einander. Hugo entführte Leonie, während sich Vallini an eine sehr hübsche junge Dame wandte, die in seiner nächsten Nähe stand und schon lange darauf brannte, dem herrlichen Künstler ihre Bewunderung auszudrücken.

„Du hättest Vallini irgend ein freundliches Wort sagen sollen," raunte Leonie dem Geliebten zu.

„Der Mensch ist mir in hohem Grade unangenehm."

„Weshalb?"

„Ich weiß es nicht. Er ist mir eben antipathisch."

„Und ich habe ihn eigentlich nur eingeladen, um Deinen Abend — denn es ist Dein Abend, mein Liebling — zu verschönen."

„Ich weiß es, und ich danke Dir."

Er drückte zärtlich ihren Arm, als er sie durch den kleinen Salon in den Speisesaal führte, dessen breite Schiebethüren eben geöffnet wurden.

Der decorative Schmuck des Raumes entlockte den Gästen laute Aeußerungen aufrichtiger Bewunderung. Das Buffet, in dessen Mitte sich die Bronzestatue der reizenden Omphale mit dem zu ihren Füßen knieenden Herkules auf einem hohen, von Blumen umrankten Sockel erhob, war in seiner ganzen Anordnung geradezu großartig. Es war eine kunstvolle Vereinigung von „Motiven" aus dem Thier- und Pflanzenreich, die das Entzücken jedes Stilllebenmalers hervorrufen mußten. Jeder der kleinen Tische, die so gestellt waren, daß der Verkehr mit den Nachbartischen sich mühelos herstellen ließ, zeigte seinen besondern, von den anderen abweichenden Blumenschmuck: auf dem einen stand als Mittelstück ein prächtiger Strauß von La France-, auf dem andern von Maréchal de Niel-Rosen, ein dritter war mit weißen Nelken, ein vierter mit Flieder, ein anderer mit Maiglöckchen, ein anderer mit Gardenien geschmückt; die größeren Bouquets für die Damen, die

kleinen Sträußchen für die Herren entsprachen dem Hauptstücke in der Mitte.

Hugo war aufrichtig ergriffen, als er all die Herrlichkeiten um sich sah und sich sagte, daß Leonies Liebe für ihn dieses Fest bereitet habe. Zitternd preßte er ihren Arm, der in dem seinen ruhte, fest an seine Brust, und Leonie flüsterte ihm leise zu, was er eben gedacht hatte: „Ja, mein Liebling, das habe ich Alles für Dich gethan! Ich bin sehr glücklich!“

„Ich auch!“ rief Hugo, tief aufseufzend.

„Und nun verdirb mir die reine Freude nicht, daß Du Dich überschwänglich für die Kleinigkeit bedankst,“ flüsterte sie weiter, als sie vor der Bronze standen. „Ich habe sie Dir kommen lassen. Stell sie bei Dir auf. Und wenn Du sie ansiehst, denke an den Abend Deines ersten Triumphes und an mich.“

Hugo war keines Wortes mächtig. Er schüttelte den Kopf und sah Leonie mit einem heißen Blicke zärtlichster Dankbarkeit an.

„Gefällt sie Ihnen, die Omphale?“ fragte Welsheim, der an sie herangetreten war und an Hugos Ueberraschung sich erfreute. Er dämpfte gleichfalls seine Stimme. „Es braucht Niemand zu wissen, daß ich mir den kleinen Scherz erlaubt habe . . . Ich bitte Sie, theurer Freund, kein Wort des Dankes! . . . Aber hübsch ist sie, das ist wahr! Ja, diese Franzosen! Wenn wir erst so weit wären! . . . Aber nein! Sie sollen mir nicht danken! Stellen Sie das Ding in Ihr Zimmer zur Erinnerung an Ihren ersten Erfolg . . . und an uns!“

Die Gesellschaft hatte inzwischen Platz genommen, und während des Essens herrschte die fröhlichste Laune. Gegen ein Uhr, als das Eis aufgetragen war, erhob sich Welsheim und klopfte an sein Glas. Welsheim war ein sehr guter Tischredner. Er sprach kurz, deutlich, gewandt und fand immer ein paar hübsche Wendungen, die große Heiterkeit erregten. Heute glückte es ihm besonders. Jedem Satze folgte lautes Lachen, und Alle stimmten jubelnd in den Toast auf den jungen, siegreichen Dichter, auf Welsheims guten Freund Dr. Hugo Hall ein.

Während die Gläser der fröhlichen Gäste an einander klirrten, erhob sich an einem der Ecktische, an dem sich die Jüngsten zusammengethan hatten, der Toastgesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben . . .“ Die jugendlichen Tonangeber hatten zu hoch eingesetzt, und bei den beiden Schlußtakten versagte ihnen die Stimme. Sie entschlossen sich sofort — bei dem: „Dreimal hoch!“ — zu dem kühnen Sprunge in die tiefere Octave.

Nun aber setzte Vallini mit voller Kraft ein und schmetterte die beiden letzten Töne, h und c, mit einer Gewalt, einer Fülle und Schönheit in den Saal, daß sich Alle ganz betroffen ansahen. Und zum zweiten und drittenmale erklangen diese wundervollen Töne — so voll und rund, so schmelzreich und gewaltig, so schmetternd jugendlich, wie sie schöner nie aus einer menschlichen Kehle gekommen sind. Ein jubelnder Siegesruf, ein sinnliches Frohlocken — es war etwas unbeschreiblich Eindruckvolles, das die Gäste, die sich erhoben hatten, unwillkürlich zwang, den Kopf ein wenig zurückzubeugen, die Lippen zu öffnen

und mit verwundertem Blick zu dem kecken Herold, zu dem singenden Rufer im Streite hinüber zu blicken.

Zum dritten und letzten Male ertönte Vallinis „Dreimal hoch!“ — Die Uebrigen waren verstummt. Er stand da, in der hocherhobenen Rechten das Champagnerglas schwingend, und während er den letzten höchsten Ton von sinnberückender berauschender Schönheit lange anhielt und aus dem Fortissimo ganz allmählich in das ersterbende Piano aushallen ließ, blickte er unausgesetzt mit feurigem, leidenschaftlich begehrlichem, unheimlichem Blick auf Leonie, die aus offenem Munde seufzend athmete und ihn wie hypnotisirt anstarrte.

Wiederum klirrten die Gläser fröhlich aneinander. Sobald sie auf den Tisch gesetzt waren, erhob sich ein allgemeines Jubeln, von langem, lautem Klatschen begleitet.

„Willst Du nicht mit mir anstoßen?“ fragte Hugo leise mit einem Tone leichten Vorwurfs.

„Verzeihe!“ entgegnete Leonie, und wie aus starrem Schlaf erwachend ergriff sie schnell das Glas — und stieß es so ungestüm an das ihres Geliebten, daß es in Scherben zerbrach, und der Wein wieder aufschäumend sich auf das Tischtuch ergoß.

Hugo sah sie verwundert an.

„Das bringt Glück,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihre Befangenheit vor dem scharfblickenden Auge des Freundes zu verbergen.

„Glück und Glas, wie schnell bricht das!“ versetzte Hugo in ahnungsvoller Beklommenheit.

Leonie fand kein Wort der Entgegnung. Sie war noch immer wie gebannt. Noch immer hallte der wundersame Ton in ihrem Ohre nach. Er hatte sie wie ein elektrischer Schlag getroffen. Er hatte sie bezwungen, unterjocht. Sie fühlte, wie der Mensch da drüben einen fremden Willen in sie hereingeschmettert hatte, wie dieser Mensch ihr herrisch befahl, all seine geckenhaften Albernheiten zu vergessen und ihn zu bewundern. Und sie beugte sich gehorsam vor der stärkeren Gewalt des unwiderstehlichen Zauberers. Sie ertrug seinen verwegenen Blick, ohne ihn zurückzuweisen, sie mußte immer wieder zu ihm hinüber blicken und erwiderte sein Lächeln. Sie hatte die Herrschaft über sich verloren. Sie that es ohne Neigung, ohne Heuchelei, — einfach, weil sie es thun mußte. Sie hatte vergessen, daß Hugo neben ihr saß, und bemerkte auch nicht, wie nachdenklich und ernst er geworden war, wie sie Beide, die sich immer etwas zu sagen hatten, seit geraumer Zeit völlig verstummt waren, während rings um sie her Alles scherzte, schwatzte, lachte.

Plötzlich hörte sie ganz dicht an ihrem Ohr leise: „Ich denke, es ist Zeit, die Tafel aufzuheben.“ Es war Welsheim, der hinter sie getreten war und sich zu ihr herabgebeugt hatte.

Sie schrak zusammen. „Wie meinst Du?“ fragte sie erstaunt.

„Wir wollen aufstehen. Die Herren schmachten nach der Cigarre.“

„Ja so! . . . Gut!“

Sie erhob sich, die Anderen folgten ihrem Beispiel

und sie nahm gedankenlos Hugos Arm. Während sie sich langsam in die Vorderräume begaben, sagte Hugo wirklich besorgt: „Was hast Du nur? Du bist auf einmal wie umgewandelt.“

„Du hast aber auch immer etwas an mir auszusetzen! Mir fehlt nichts!“ antwortete sie beinahe gereizt.

„Wenn ich Anlage zur Eifersucht hätte,“ fuhr Hugo fort, von Leonies Unfreundlichkeit schmerzlich berührt, „so würde ich beinahe glauben, daß Dich der wohlbekannte Rattenfänger mit seinem hohen c auch gekirrt hat. Du hast seit dem Hoch, das der Herr auf sich gesungen hat, kein Wort mehr mit mir gesprochen. Du wirst mir zugestehen, daß es etwas grausam Ironisches wäre, wenn gerade der heutige Abend und gerade eine Huldigung, die eigentlich mir gelten sollte, eine verhängnißvolle Trübung unserer Beziehungen herbeiführte . . . Du hast mit dem Herrn Blicke getauscht, die . . .“

„Du bist unausstehlich!“ erwiderte Leonie mit unverhohlenem Unwillen. Sie war empört darüber, sich von Hugo durchschaut zu wissen. „Ich kann in meinem Salon doch nicht blos Augen und Ohren für Dich haben.“

„Das habe ich auch nie verlangt. Aber ich gestehe Dir ganz offen, gerade dieser Herr Vallini . . .“

„Was hast Du nur gegen Vallini? Der ist Dir wohl auch schon wieder zu viel? Den soll ich wohl auch wieder Deinen Launen opfern, wie so manche Andere? Nun, ich muß Dir sehr bestimmt erklären, daß das nicht geschehen wird, und daß ich Herrn Vallini für eine sehr werthvolle Acquisition halte. Er ist ein angenehmer Mensch

und ein großer Künstler. Er gefällt mir und den Anderen . . . Schließlich habe ich doch auch noch ein Wort hier zu sagen und brauche mich nicht in alle despotischen Grillen schweigsam zu ergeben."

Sie waren während dieses Gespräches, das mit leiser Stimme, aber sehr scharfer Articulation geführt wurde, im großen Salon angelangt. Leonie verließ, ohne den Drang nach einer versöhnlicheren Wendung zu verspüren, Hugos Arm und tauschte mit ihren Gästen Grüße und die üblichen Wünsche für eine gesegnete Mahlzeit. Sie lächelte zerstreut und blickte nach rechts, wo Vallini sich eben von seiner Tischnachbarin trennte. Sie fand ihn jetzt schön. Sie stand jetzt gerade so unter der Wirkung seines männlichen Wesens wie die anderen thörichten Weiber, die sich in ihn vergafft hatten, und über die sie sich noch vor einer Stunde lustig gemacht hatte. Mit einem geheimen Wohlgefühle sah sie, wie er sich ihr näherte, und als er ihre Hand drückte — ganz anders als alle Andern — und seine Lippen sich fest auf ihr Handgelenk preßten, überlief sie ein Schauer und sie zitterte.

„Wann darf ich Ihnen für den schönen Abend danken?" fragte Vallini.

„Wann Sie wollen — nur nicht zu spät."

„Morgen, wenn Sie gestatten . . . aber ich gestehe Ihnen, daß ich im Allgemeinen etwas menschenscheu bin. Wann hätte man wohl die größte Wahrscheinlichkeit, Sie in möglichst kleiner Gesellschaft zu finden? Ich meine . . ."

„Ich verstehe schon. Nun, wenn Sie morgen in der Mittagsstunde zu mir kommen wollen, so werden

Sie wohl Gefahr laufen, sich mit mir allein zu langweilen."

„Also morgen Mittag!"

Er küßte Leonies Hand abermals, und er fühlte, wie sie zitterte. Mit befriedigtem Lächeln wandte er sich zu anderen Damen.

Hugo hatte Alles beobachtet. Er hatte, ohne ein Wort hören zu können, das Geschehene so vollkommen verstanden, als ob sich Leonie mit ihm verabredet hätte. Er zog sein Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Er blickte ausdruckslos auf Leonie, an die Welsheim gerade herangetreten war.

Ja, war denn dieser Welsheim mit Blindheit geschlagen? Sah er denn nicht, was doch so offenbar war, wie Leonie im Begriffe stand, mit einem geckenhaften Damenjäger, dem die launische Natur etwas kräftigere Stimmbänder gegeben hatte als andern Sterblichen — das war aber auch sein einziger wirklicher Vorzug —, wie Leonie im Begriff stand, sich mit diesem Narren von Vallini zu compromittiren? Wie sie in wahnwitziger Tollkühnheit vor seinen Augen, vor den Augen des Gatten, den ersten Schritt auf dem Wege that, der zur Schande, zum Bruch der ehelichen Treue führt? Das Alles sah dieser Welsheim nicht, der doch sonst ein so gescheidter Mensch war?

Ein Gefühl der Mißachtung hob seine Lippen, Leonie und Felix erschienen ihm auf einmal, seitdem er sie mit Vallini zusammen gesehen hatte, in einem ganz

andern Lichte. Er vermied es, auf sich und sein Verhältniß zu den Beiden einen Rückschluß zu ziehen.

Er trat an Leonie heran: „Ich will mich unbemerkt empfehlen,“ sagte er ihr leise. „Wann sehe ich Dich morgen?“

„Nicht zu früh. Ich will ausschlafen. Die Gesellschaft wird wohl noch lange bleiben. Komm doch zu Tisch, um sechs Uhr wie gewöhnlich.“

„Ich möchte Dich allein sprechen.“

„Keine Strafpredigten, ich bitte Dich! Ich halt's wahrhaftig nicht mehr aus. Ich erwarte Dich um sechs Uhr.“

„Warte nicht auf mich.“

„Wie Du meinst!“

„Ich danke Dir noch einmal herzlich für alle Deine Aufmerksamkeiten.“

„Bitte.“

„Leonie!“ flüsterte Hugo mit Wärme, und seine Stimme bebte. „Ist es denn denkbar, daß ich so von Dir scheiden soll . . . gerade heute?“

„Ja, was soll ich Dir denn noch sagen? Du bist ungerecht. Du siehst, wie ich Alles daran setze, um Dir eine Freude zu machen, und Du quälst mich mit Dingen, die ich nicht ändern kann. Ich bin Wirthin, ich habe Rücksichten auf meine Gäste, auf meinen Mann zu nehmen. Wenn Du das durchaus nicht einsehen willst, so kann ich Dir nicht helfen . . . Man sieht auf uns. Wir können die Sache heute nicht erledigen . . . Und überhaupt: thu' mir den Gefallen und halte mir keine

Sermone mehr. Ich halte es wahrhaftig nicht aus. Ich müßte ja Nerven wie die Stränge haben . . . Sei vernünftig! Komm morgen zu Tisch!"

„Nein!" erwiderte Hugo kalt.

„Ein drittes Mal werde ich Dich nicht bitten," versetzte Leonie in demselben Tone und wandte sich zu der ihr nächststehenden Gruppe.

Als Jean im Vorzimmer Hall den Ueberzieher und Schirm reichte und das Trinkgeld mit halbverschlucktem Danke in die Westentasche gleiten ließ, fügte er deutlicher hinzu: „Vor einer kleinen halben Stunde hat eine Dame nach Ihnen gefragt, Herr Doctor."

„Eine Dame?" fragte Hugo zerstreut. Die Sache hatte für ihn in seiner jetzigen Stimmung geringes Interesse.

„Schien mir so eine Theaternärrin zu sein," schmunzelte Jean.

„So? . . . Wohl möglich!"

Ohne an die Sache weiter zu denken, trat er hinaus in die häßlich kalte, dunkle, regnerische Herbstnacht. Der Kutscher der ersten Droschke wollte vom Bock klettern. Hugo hatte seinen Schirm aufgespannt und ging zu Fuß den Linden zu. Er war sehr niedergeschlagen. In seiner Traurigkeit konnte er das Vorgefallene noch gar nicht übersehen. Er dachte an nichts Besonderes. Mit vorgebeugtem Oberkörper sich gegen den Regen schützend, ging er mit immer schnelleren Schritten nach Hause.

IX.

Als Martha mit äußerster Vorsicht die Thür der kleinen Schlafstube öffnete, hörte sie die regelmäßigen Athemzüge ihrer Mutter, die bereits fest eingeschlafen war.

„Mama!“ rief sie mit halblauter Stimme.

Keine Antwort. Martha kannte den gesegneten Schlaf ihrer Mutter. Sie war ganz sicher, daß ihre Mutter vor dem nächsten Morgen nicht erwachen würde. Behutsam schloß sie die Thür, trat auf den Fußspitzen in die Berliner Stube zurück und schrieb auf einen Briefbogen in großen Buchstaben: „Beunruhige Dich nicht, liebe Mama! Ich muß unbedingt ausgehen. Spätestens um ein Uhr bin ich wieder zu Hause. Ich habe Dich nicht wecken wollen. Ich erzähle Dir Alles. Du wirst mir nicht mißtrauen. Martha.“ Sie legte den Zettel an sichtbarster Stelle unter die Petroleumlampe, so daß ihn für den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß Frau Emilie aufwachen und sich nach Martha umsehen sollte, ihr Blick sogleich treffen mußte. Dann zog sie ihren Regenmantel an, setzte ihren Hut auf, nahm Schirm, Schlüssel und Wachskerzchen und verließ möglichst geräuschlos die Wohnung.

Der andauernde starke Regen hatte die Straßen zu dieser Nachtstunde, in der es Unter den Linden gewöhnlich noch belebt ist, nahezu gänzlich entvölkert. Martha ging hastigen Schrittes voran, sich unter dem aufgespannten Schirm überflüssiger Weise noch verbergend. Unweit des Brandenburger Thores wurde sie von einem ihr entgegenkommenden Herrn angesprochen. Sie verstand ihn nicht und ging weiter. In dem finstern, stillen Thiergarten, in dem sie nur das monotone Rauschen des Regens hörte, wurde sie ängstlich. Sie beeilte sich so, daß ihr der Athem beinahe verging. Das Herz klopfte ihr mächtig. Sie fühlte sich beruhigter, als sie in die Victoriastraße einbog.

Schon von weitem sah sie den Schimmer der glänzenden Beleuchtung des Welsheim'schen Hauses auf der andern Seite der im Uebrigen so dunklen Straße. Sie blieb vor dem Hause, vor dem eine lange Reihe von Equipagen und Droschken hielt, eine Weile stehen. Sie sah das matte Licht der blumenumrankten Ampel im Erker, sah die glänzenden Kronen in den beiden anstoßenden Räumen, sah nun zu ihrem Befremden die Fenster offen stehen und wunderte sich, daß die festlich erhellten Räume menschenleer zu sein schienen. Nur einmal sah sie einen Schatten schnell vorüberhuschen. Es schien ein Diener zu sein. Auf die einfache Erklärung, daß die Gesellschaft jetzt in dem dem Garten zu gelegenen Speisesaale vereinigt sein werde, verfiel sie nicht.

Sie überschritt den Fahrdamm, wand sich durch den schmalen Raum zwischen den Hinterrädern eines Wagens

und den Köpfen der vor den nächsten Wagen gespannten Pferde und trat entschlossen in die offene Thür. Das Treppenhaus war hell, warm und behaglich.

Als sie einige Schritte gemacht hatte und eben die Treppe hinaufsteigen wollte, hörte sie lautes Lachen und Klatschen, die Gläser fröhlicher Gäste klirrten aneinander, sie hörte Hochrufen und dann den Toastgesang anstimmen: „Hoch soll er leben!" Der Chorus wurde unsicher. Und nun setzte eine herrliche Tenorstimme ein und schmetterte das „Dreimal hoch!" mit wunderbarer Kraft in den Saal. Martha blieb unwillkürlich auf der untersten Stufe stehen und horchte. Noch zweimal hörte sie die bezaubernd schöne Stimme. Dann klirrten wiederum die Gläser und es wurde unter allgemeinem Jubel lange und laut geklatscht.

Martha stieg langsam die Treppe hinauf. Der im Vorraum harrende Diener stand an der geschlossenen Thür des Speisezimmers, aus dem ein merkwürdiges Rauschen, Summen und Surren bis auf den Flur drang. Er hatte ebenfalls dem Gesange gelauscht. Jetzt hörte er sie und wandte sich zu ihr.

„Entschuldigen Sie," sagte Martha leise. „Ist Herr Dr. Hall vielleicht hier?"

„Jawohl."

„Ich danke."

Als sie sich abwandte, hörte sie, wie ein Glas mit lautem Klirren in Scherben zerbrach. Sie faßte an ihr Herz, als ob auch da etwas gesprungen sei.

Jean sah ihr etwas erstaunt nach, aber er war ein viel zu gut geschulter Diener, um sich lange zu wundern.

Martha war so ruhig, daß sie selbst darüber erstaunte. Sie fühlte nur eine tödtliche Mattigkeit. Sie schlich trotz des Unwetters langsam ein paar Häuser weiter. Dann trat sie unter eine Gaslaterne, nahm ihr Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und überzählte die Baarschaft. Sie war beruhigt, als sie sich überzeugt hatte, daß sie etwa einen Thaler bei sich hatte. Nun kehrte sie um, nahm eine Droschke und ließ sich nach der Brüderstraße fahren, nachdem sie dem Kutscher den geforderten Fahrpreis gezahlt hatte. Während sie auf dem harten Kissen der über das schlechte Pflaster holpernden schlechtbefederten Droschke unsanft hin- und hergestoßen wurde, überdachte sie das Geschehene und das, was nun geschehen mußte, mit kühler Nüchternheit. Nur ihre Vernunft arbeitete, ihr Empfinden war völlig abgestumpft.

Unbemerkt, wie sie gegangen war, kam sie wieder in ihrer Wohnung an. Die von ihr geschriebene Benachrichtigung an ihre Mutter lag unangetastet unter der Petroleumlampe. Sie spannte den nassen Schirm auf und stellte ihn auf den Flur, entledigte sich des Regenmantels und des völlig durchnäßten Schuhwerks. Sie gebrauchte dazu ungewöhnlich lange Zeit. Nach jeder Bewegung mußte sie einige Augenblicke ruhen, um die erschöpften Kräfte wieder zu sammeln.

Sie zerriß den Zettel, den sie für ihre Mutter bestimmt hatte, legte einen neuen Bogen vor sich und starrte

auf das weiße Blatt. Sie nahm mehreremal die Feder zur Hand, aber sie war so schwach, daß sie nicht schreiben konnte. Ihre Hände sanken schlaff herab, und an den Rücken des Stuhles gelehnt, ließ sie den Kopf mit seiner schweren Haarlast nach hinten fallen. Bei jedem Athemzuge kam aus ihren weit geöffneten Lippen ein rasselnder, röchelnder Laut, der sich in kurzen Zwischenräumen zu einem harten, spitzen, trockenen Husten verschärfte. Von Zeit zu Zeit drückte sie ihre Handfläche fest an ihre Brust.

Endlich gewann sie es über sich. Bedächtig, mit ruhiger Hand schrieb sie mit ihrer gleichmäßigen, großen Schrift, deren energische Züge nicht auf eine so zarte, schwächliche Urheberin schließen ließen:

„In der Nacht vom 30. September zum
1. October 1873.

Lieber Hugo!

Ich gebe Dir Dein Wort und Deine Freiheit zurück. Ich kann die Deine niemals werden. Später, wenn ich ruhiger sein werde, will ich Dir die Gründe zu meinem Entschlusse sagen, wenn Du sie von mir hören willst. Für den Augenblick ist es am besten, wenn wir uns nicht sehen und nicht sprechen.

Martha.“

Sie schrieb die Adresse und nahm den Brief, ohne ihn zu schließen, mit in die Schlafstube.

Mit großer Anstrengung entkleidete sie sich. In dem Augenblicke, da sie sich hüstelnd niederlegte, hörte sie Hugo kommen. Sie wunderte sich, daß er so früh auf-

gebrochen war. Mit weit offenen Augen blickte sie in das Dunkel. Sie hörte die ruhigen Athemzüge ihrer Mutter, das Rauschen des Regens, und hörte die rauhen, schnarrenden und pfeifenden Töne, die ihr eigenes Athmen mißlautend begleiteten.

Als sie sich vergegenwärtigte, daß sie Hugo auf lange, lange Zeit nicht wiedersehen werde, vielleicht nie mehr, wurden ihre Augen feucht, und sie fühlte das heiße Naß über ihre Wangen rollen. Der Gedanke aber, daß das Band zwischen Hugo und ihr auf immer zerrissen sei, schmerzte sie viel weniger, als sie geglaubt hatte. Sie empfand sogar ein gewisses befreiendes Gefühl, daß es mit der unwürdigen Lüge nun vorbei sei. Sie hatte während dieser letzten Monate zu viel gelitten, um jetzt noch besonders schmerzensfähig 'zu sein. Sie war sehr ernst, wehmüthig, traurig gestimmt, aber sie war ruhig und ergeben.

Endlich verfiel sie in einen unerquicklichen dumpfen Halbschlaf, aus dem sie zu vollem Bewußtsein wieder erwachte, als sich ihre Mutter zur gewohnten Stunde, gegen halb sieben Uhr, erhob.

Martha richtete sich ein wenig auf.

„Guten Morgen, Mama!"

„Was?! Schon wach? Guten Morgen!"

„Ich habe fast gar nicht geschlafen. Ich fühle mich recht schwach und werde wohl nicht aufstehen können. Vielleicht schickst Du das kleine Portiermädchen mit ein paar Worten zu Doctor Lohausen?"

Die Räthin hatte sich über das Bett gebeugt und Marthas Stirn herzlich geküßt. Sie nahm die heiße trockene Hand zwischen die ihrigen.

„Du fieberst ja wieder, mein armes Kind!" sagte sie mit liebevoller Besorgniß. „Soll ich Dir von den Tropfen geben?"

„Ich will lieber warten, bis der Arzt kommt. Beunruhige Dich nicht. Es ist gewiß nichts Schlimmes. Nachher, liebe Mama, wenn Du Dich angezogen und gefrühstückt hast, möchte ich mit Dir etwas besprechen. . . Nachher!" wiederholte sie mit mattem Lächeln, den fragenden Blick ihrer Mutter beantwortend.

Eine halbe Stunde darauf saß die Räthin neben dem Lager ihrer kranken Tochter und hörte mit ernster, beinahe finsterer Miene auf ihre Worte.

„Bitte, laß mich ruhig ausreden, liebe Mama! Ich bin zu schwach, um nach Unterbrechungen den Faden wieder aufzunehmen. Ich habe die Gewißheit, daß Hugo mich nicht liebt, — mich nicht so liebt, daß ich seine Frau werden kann. Er hat mir nichts vorzuwerfen, und er will mich schonen. Deshalb hat er die Wahrheit verschwiegen. Er hat sich über seine Gefühle getäuscht, als er sich mit mir verlobt hat. Das ist ganz gewiß wahr, Mama. Er liebt eine Andere, ich weiß auch wen. Ich habe mir Alles überlegt. So, wie es bisher war, kann es nicht bleiben. Wir reiben uns auf. Wir müssen die Verlobung aufheben. Lies den Brief" — sie zog das Schreiben unter ihrem Kopfkissen hervor — „und gieb ihn nachher Hugo."

Die Räthin hatte mit steinerner Miene dagesessen und die, zwar mit schwacher Stimme, aber mit voller Entschiedenheit gesprochenen Worte ihrer Tochter vernommen. Mit derselben Ruhe las sie den Brief und schob ihn in den Umschlag zurück, ohne das, was in ihr vorging, durch die geringste Bewegung zu verrathen.

„Du hast richtig gehandelt,“ sagte sie nach einer Weile. „Ich habe es längst vorhergesehen, daß es so kommen würde. Deine Zuversicht allein hat mich in meinem Urtheil wankend gemacht. So benimmt sich kein Bräutigam, der seine Braut liebt . . . Und nun, mein gutes Kind . . . ich sage Dir nicht: schlag Dir die Sache aus dem Kopfe . . . Unsinniges verlange ich nicht! . . . ich sage nur, sei so vernünftig, so gefaßt, wie es Dir irgend möglich ist. Rege Dich nicht gar zu sehr auf, meine liebe, arme, gute Martha! Werde mir nicht krank! Thu mir das nicht an, mein gutes Kind, hörst Du? . . . Ach, wenn man sich doch von hier losreißen könnte!!“

„Daran ist ja nicht zu denken! Aber beunruhige Dich nicht, ich werde ganz vernünftig sein.“

„Jedes Opfer würde ich bringen, jedes! . . . wenn ich Dich aufpacken und mit Dir irgend wohin ziehen könnte — gleichviel wohin! Nur heraus aus diesem schrecklichen Hause, aus dieser schrecklichen Stadt, wo Dich Alles an Trauriges erinnert! . . . Der Gedanke ist mir ja nicht jetzt erst gekommen. Seit Wochen, seit Monaten denke ich an nichts Anderes! . . . Wie sollst Du hier wieder zu Kräften kommen, Du armes Kind! In diesem trüben Licht, in

dieser schlechten Luft, in diesen beständigen Aufregungen! . . Ach, es ist hart, hart, hart!“

Sie blickte mit unendlicher Wehmuth und Zärtlichkeit auf ihr krankes Kind, das mit geschlossenen Augen vor ihr lag.

„Vielleicht hilft der liebe Gott weiter!“ seufzte sie. „Wir thun ja nichts Schlechtes.“

Martha nickte trübe lächelnd, ohne die Augen aufzuschlagen.

X.

Durchnäßt und von dem überschnellen Laufen erhitzt, war Hugo nach Hause gekommen. Er hatte seine Lampe angesteckt und in großer Hast die nassen Sachen abgeworfen. Er konnte nicht daran denken, sich zur Ruhe zu begeben. Das Bett flößte ihm Widerwillen ein. Er warf seinen Schlafrock über und ging langsam in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Jetzt versuchte er sich zu sammeln, aber es wollte ihm schlecht gelingen. Es hatte auch gar zu stark auf ihn eingestürmt in diesen letzten Stunden! Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger in dem wogenden, wüthenden Meer seiner Empfindungen hin- und hergeschleudert. Wirklich nur ein paar Stunden? Alle diese starken Erregungen in der knappen Frist einiger weniger Stunden! Dieses Fieber vor und während der Aufführung seines Stückes, diese himmlische Freude im Augenblick des entschiedenen Sieges, dieser köstliche Lohn für alle Arbeit, die so überreiche Entschädigung für alle Stunden des Zweifels an sich, der tödtlichen Ungewißheit über seine Zukunft, dieses beseligende Frohgefühl, den rechten Weg eingeschlagen zu haben und

nun mit Vertrauen und Zuversicht dem hohen Ziele entgegenstreben zu dürfen — und dann der Rückschlag, die Unbehaglichkeit über seinen unwahren und unredlichen Verkehr mit der armen Martha, der unüberwindliche Drang, die Freuden des Abends mit der verständnißvollen, innig-geliebten Leonie zu theilen. Und da in den glänzenden Festräumen die Befriedigung der kitzelnden und streichelnden Eitelkeit, das Behagen, sich von einer auserlesenen Gesellschaft gefeiert zu sehen, und das Glück, sich von der Geliebten geliebt zu wissen. Und dann — und dann das Unfaßbare, das Unbegreifliche, das Unmögliche! Das jähe Zerreißen des Bandes, das sich in diesem Augenblicke fester denn je gewoben zu haben schien, Leonies Abwendung von ihm, der sie mit keinem Worte unsanft berührt hatte, sie dankbarer verehrte, leidenschaftlicher liebte, als er sie je geliebt hatte!

Alles das umtobte, umrauschte ihn wie ein Sturm auf hoher See. Er vermochte das Einzelne nicht zu erfassen und auch nicht die Gesammtheit. Er war fast ohne Bewußtsein. Er fühlte nur den starken Drang, gegen feindliche Gewalten, die auf ihn eindrangen, anzukämpfen, zu ringen, sich zu wehren, sich zu retten. Aber immer wieder packte ihn etwas Tückisches, Höhnisches, Ueberlegenes und stieß ihn in den Strudel zurück. Und diese rohe, stärkere Gewalt verkörperte sich in der Gestalt eines süßlich lächelnden, schönen Mannes, der ihm lächerlich und fürchterlich zugleich erschien: er sah ihn überall, diesen Vallini. So sehr er sich auch bemühte, sich Leonie zu vergegenwärtigen, das dunkle Räthsel ihrer kühlen Abwendung zu

lösen, immer war es das fatale, lächelnde Antlitz Vallinis, das sich unverschämt vordrängte, und als er in der Erinnerung an Leonies Verhalten sich trostlos fragte: „Wie ist es nur denkbar?" hallte in seinem Ohr der wundersame Klang einer menschlichen Stimme nach: „Dreimal hoch!" die die Frage zu beantworten schien.

Was sollte das Alles bedeuten? Er sah keinen Ausgang aus dieser heillosen Wirrniß. Er wußte nur, daß dieser Tag, der einer der glücklichsten seines Daseins gewesen war, ihm zugleich das größte Leid gebracht hatte: Leonie war für ihn verloren, unwiederbringlich dahin!

Tief aufseufzend ließ er sich auf den Stuhl vor seinem Arbeitstische fallen. Wie sollte er ohne Leonie leben, athmen, schaffen? Jetzt erst in der schneidenden Herbheit des Verlustes machte er sich klar, was sie ihm gewesen war, wie sie den alleinigen Inhalt seines Daseins gebildet, all seine Gedanken und Gefühle in Anspruch genommen hatte. In ihrer Begehrlichkeit, die er als den Ausdruck ihrer Liebe himmlisch gefunden, hatte sie ihm keinen Vertrauten, keinen Freund, keine Freundin, kein harmloses Vergnügen gestattet; sie hatte ihm Alles sein wollen und hatte ihm auch Alles ersetzt. Sie war seine Freundschaft, seine Familie, seine Anregung, sein Trost, seine Liebe mit einem Wort. Sie hatte ihn dem armen Mädchen entfremdet, von dem er nicht ahnte, daß es zur selben Stunde fiebernd im Nebenzimmer lag und über geraubtes Glück stöhnte. Alles, Alles war ihm Leonie gewesen! Sie hatte ihn seelisch entmündigt und am Gängelbande ihrer Liebe geleitet, wohin sie wollte. Sie hatte

sich an ihn gehängt, er war glücklich darüber gewesen und hatte in dem stolzen Gefühle, das herrliche Weib gewonnen zu haben, nicht gefühlt, daß sie ihm Licht und Luft genommen hatte.

Unwillkürlich blickte er auf die hängenden Pflanzensträhnen an seiner Bibliothek. Leonie hatte sich bei ihrem einzigen Besuche über den ebenso schönen wie verderblichen Schmuck der Bäume, der auch die stärksten Eichen durch Entziehung von Luft und Licht zu Grunde richtet, von ihm belehren lassen.

„Tillandsia usneoides“, sagte er und lächelte befremdlich.

Es war gegen sechs Uhr Morgens, das kalte grünliche Licht des trüben Herbstmorgens brach schon durch die Scheiben, als Hugo sich endlich entschloß, sein Bett aufzusuchen. Aber er schlief unruhig und schlecht, und zwei Stunden später hatte er sich schon wieder erhoben und sich angekleidet. Er wollte zum Portier gehen, um sich die Morgenblätter holen zu lassen. Als er die Thür zur Treppe öffnete, stand das kleine Portiermädchen gerade vor ihm. Es brachte für die Frau Räthin den Bescheid, daß Herr Dr. Lohausen so früh wie möglich kommen werde. Hall erbot sich zur Vermittlung der Botschaft, gab der Kleinen Geld und sagte ihr, sie solle für ihn alle Morgenzeitungen, die sie auftreiben könne, besorgen. Dann trat er in sein Zimmer zurück und klingelte. In der gewohnten Frist brachte die Räthin den Frühstückskaffee.

Der strenge, steinerne Ausdruck im Gesicht der Räthin fiel Hugo sogleich auf.

„Ist es denn schlimm?“ fragte er theilnahmvoll. „Doctor Lohausen läßt Ihnen sagen, er werde bald kommen. Hat die arme Martha einen Rückfall gehabt?“

„Es geht ihr nicht zum Besten. Aber ich hoffe, es ist nichts Bedenkliches . . . Martha hat sich sehr aufgeregt. Sie hat einen ernsten Entschluß gefaßt. Dieser Brief wird Ihnen Alles sagen.“

Verwundert nahm Hugo Marthas Schreiben aus der Hand der Räthin, die mit fest aufeinandergepreßten Lippen regungslos stehen blieb. Er öffnete den Brief und las ihn. Er überflog die wenigen Zeilen, dann las er sie langsam noch einmal. Er wagte den Blick nicht zur Mutter zu erheben.

Halb gedankenlos sagte er ihr: „Aber, bitte, setzen Sie sich doch!“

„Ich danke.“

„Sie sehen mich in großer Bestürzung,“ brachte er nach einer langen Pause mühsam hervor. „Ich habe es gefürchtet . . . ich weiß, daß ich an Martha schweres Unrecht begangen habe . . . ich weiß nicht . . . jetzt nicht, wie ich es büßen soll. Ich bin der allein Schuldige! Ich habe meine Schuld längst gefühlt, ich hätte sie früher bekannt, wenn ich es über mich vermocht hätte, dem armen, schwachen, guten Kinde wehe zu thun . . . ich habe noch immer geglaubt und gehofft . . . ich kann es jetzt nicht sagen . . . ich bin übernächtig schwer, von all den Aufregungen mürbe gemacht, wie zerschlagen . . . Erweisen Sie mir die letzte Gunst, zu einer andern Stunde mich anzu-

hören, ich bitte Sie! Sagen Sie mir, was ich thun soll, was ich thun kann, um mein Gewissen, das mich schwer drückt, um die Leiden der armen Martha zu erleichtern. Jedes, selbst das schwerste Opfer würde ich mit wahrer Begierde bringen, denn ich fühle mich entsetzlich niedrig in meinem Schuldbewußtsein . . . Ich will nichts erklären, nichts beschönigen . . . Ach Gott, auch das noch! das arme, edle Mädchen! . . . Sagen Sie mir, ich bitte Sie herzlich darum, was kann geschehen?"

Frau Emilie hatte keinen Versuch gemacht, Hall, der sich immer mehr erregt hatte, zu beschwichtigen oder zu unterbrechen. Sie bewahrte ihre eisige Kälte und Starrheit. Als sie nach einer längeren Pause merkte, daß Hall auf eine Antwort wartete, sagte sie ohne besonderen Ausdruck: „Da wird, Gott sei's geklagt, nicht viel zu machen sein. Einstweilen haben Sie wohl nichts Anderes zu thun, als Marthas Wunsch zu erfüllen, sie nicht mehr zu sehen und ihr nicht zu schreiben. Es liegt gar kein Bedürfniß zu einer weiteren Aufklärung vor. Ich würde mich auch als Mutter jetzt jedem Meinungsaustausche zwischen Ihnen und meiner Tochter widersetzen und, wenn sie nicht schon aus freien Stücken das Richtige getroffen hätte, ihr jeden Verkehr mit Ihnen verboten haben."

„Ich werde noch heute Anstalten treffen, Ihnen die Peinlichkeit einer Begegnung mit mir in Ihrer eigenen Wohnung zu ersparen."

„Darum wollte ich Sie allerdings ersuchen."

Hugo ging in großer Erregung durch das Zimmer.

„Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten . . . Sie können mir nicht verzeihen . . . aber ich bin sehr unglücklich!“

Die Räthin erwiderte nichts.

„Das wäre also die letzte Nacht gewesen, die ich in Ihrem Hause verbracht habe!“ rief Hugo in wahrer Ergriffenheit. „Eine traurige Nacht! Und so muß ich von Ihnen gehen, weggejagt wie ein Missethäter, wie ein Undankbarer . . . der ich bin! Und ich darf Ihnen nicht einmal danken . . . für all Ihre Güte . . . in schweren Tagen! Und nun, da die von uns früher so sehnlich herbeigewünschte, so vertrauensvoll erwartete Wendung zum Guten eintritt, nun laufe ich davon wie ein Schelm und lasse Sie in Trauer und Haß zurück . . .“

Er schwieg wieder eine Weile; in der Hoffnung, daß Frau Emilie ihm irgend ein tröstliches oder versöhnliches Wort sagen würde, fühlte er sich aber betrogen. Als hätte sie den Aufschrei seines Gewissens, seiner tiefen Reue gar nicht gehört, sagte sie mit geschäftlicher Nüchternheit nach einer langen Pause:

„Ich darf also von heute an über die beiden Vorderzimmer verfügen.“

„Jawohl. Ich werde noch im Laufe des Vormittags meine Siebensachen fortzuschaffen suchen. Sobald es irgend möglich ist.“

Die Räthin machte mit dem Kopfe eine leichte Bewegung der Zustimmung.

„Dann hätten wir uns wohl nichts weiter zu sagen,“

sagte sie in demselben kalten Tone, während sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Hugo trat an sie heran, er richtete auf sie einen innigen, flehenden Blick und wollte ihre Hand ergreifen. Die Räthin wandte sich ab und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, hinaus. Er sah ihr mit bitterem Lachen nach und nickte. Auf seiner Stirn trat die Zornader scharf hervor, er stampfte leicht auf, riß von der Bibliothek das hängende Moos ab, setzte den Fuß darauf und rief zwischen den Zähnen:

„Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern!
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!"

Und indem er die graugrünen Pflanzenflechten mit der Fußspitze von sich schob, sagte er: „Zum Einpacken ist's noch zu gebrauchen. Das ist das Ende der Herrlichkeit!"

Das Portierkind brachte die Zeitungen.

„Sage Deinem Vater, er solle mir zwei zuverlässige Dienstmänner rufen, und frage ihn, ob er mir beim Einpacken behilflich sein kann. Dann möchte er so bald wie möglich heraufkommen."

„Schön, Herr Doctor!"

Hugo las die Zeitungen schnell durch. Sie waren ohne Ausnahme sehr günstig und selbst die wenigst freundlichen constatirten den durchschlagenden Erfolg. Wie anders würde das sonst auf ihn gewirkt haben! Aber er war fast stumpf. Er mußte daran denken, seine Sachen zusammen-

zupacken. Als er Marthas Kranz mit der Schleife ergriff, wurde sein Auge feucht. Er war eben nervös.

Drei Stunden hausten der Portier und die Dienstmänner unter Hugos Weisung in den beiden Zimmern.

Die geliehenen Körbe und Kisten waren gefüllt. Es sah wüst und öde in der Wohnung aus. Gegen Mittag war die lästige Arbeit gethan. Hugo ging aus. Er nahm die erste beste Wohnung, die ihm ungefähr geeignet erschien: etwas größer, etwas theurer und etwas besser gelegen; in der Taubenstraße. Um ein Uhr verließ er das Haus in der Brüderstraße mit schwerem, schwerem Herzen.

In der neuen Wohnung war es zunächst überaus ungemüthlich. Die Kisten und Körbe standen unausgepackt in der großen Wohnstube. Hugo dachte mit einem wahren Grauen an die Aufstellung seiner Bücher. In seinem Reisekoffer hatte er das Nothwendigste zusammengethan, und schon das Einordnen dieser unentbehrlichsten Gegenstände belästigte ihn auf's Aeußerste.

Er fühlte sich zwar wie zerschlagen, aber in diesem fremden, unordentlichen Zimmer, in dem ihn Alles so ungewohnt und lieblos anstarrte, hielt er's nicht aus. Das Wetter war schön geworden, die Sonne schien, es war zwar ziemlich kühl, aber heiter und hell. Er schlug die Richtung nach dem Thiergarten ein.

Er ging sehr langsam, und wer ihn so sah, bleich, verstört, mit dunklen Ringen um die Augen, mochte ihn für einen Reconvalescenten halten, der mit Anstrengung die Krankenstube verlassen hat, um sich des sonnigen Lichts

zu erfreuen und in der frischen Luft Stärkung zu suchen. Zum Glück begegnete er keinem Bekannten.

Das Bild der kranken verlassenen Martha, das ihn während der letzten Stunden unbarmherzig gepeinigt hatte, zerrann, als er unter den Bäumen des Thiergartens daher schlich. Es war der Weg, den er täglich eingeschlagen hatte, wenn er zu ihr ging: zu Leonie, der unbegreiflichen Geliebten! Und wiederum umfluthete ihn brausend das Meer stürmischer Empfindungen, gegen das er in der verflossenen Schreckensnacht bis zur Erschöpfung angekämpft hatte. Konnte sie ihn denn wirklich verlassen? Sollte er das wundervolle Weib nie wieder zitternd an seine Brust drücken, den frischen Mund nie wieder küssen? Sollte nie wieder ein sehnsüchtig zärtlicher Blick aus den hellgraublauen irrenden Augen auf ihn fallen, sollte er kein innig herzliches Wort mehr von ihr hören?

Aber freilich, sie hatte ihren Mann mit ihm betrogen — weshalb sollte sie nicht auch ihn mit einem Andern betrügen können? Das Mißtrauen, der verhängnißvolle Fluch der Untreue, die ihn beglückt hatte, hatte völlig Besitz von ihm ergriffen, er war eifersüchtig bis zur Raserei auf Vallini, in den sich Leonie so gut wie viele andere Weiber vergafft haben konnte . . . vergafft hatte.

Womit hatte er es ihr nur angethan? Sie war klug, kritisch; er war ein eitler thörichter Narr. Sie mußte ihn durchschaut haben. Aber mußte es denn, um wahr, auch verständlich sein? War nicht das Unwahrscheinliche in Liebessachen beinahe die Regel? Wer durfte sich berühmen, die Geheimnisse eines Frauenherzens zu ergründen? Wer

konnte die wahnwitzigen Gelüste, die tollen Launen der Weiber verstehen? Liebe, sinnliche und seelische Regungen — vielleicht war es wirklich nichts Anderes als etwas Mechanisches? Vielleicht hatte Lucrez Recht, vielleicht waren all die edlen und erhabenen Gefühle, deren Sitz wir in das Herz verlegen, körperliche Ausströmungen, die auf ihrem Wege mit andern sich begegnen, deren Bestandtheile den ihrigen sich anschmiegen oder nicht, die sich anziehen oder abstoßen, die Wohlgefühl oder Widerwillen hervorrufen, Sympathie oder Antipathie, Liebe oder Haß erzeugen? Vielleicht war jenem albernen Menschen das unerkennbare geheimnißvolle Fluidum zu eigen, das gerade auf Leonies Sinne und Seele lähmend, überwältigend einwirkte, das sie willenlos machte? Hatte er selbst doch ihre überlegene Macht gespürt! Sie hatte ihn in Fesseln geschlagen, ohne daß er sich auch nur zu wehren gewagt hätte. Sie hatte die Stimme der Pflicht in ihm verstummen gemacht, hatte sein Herz gegen das bedauernswerthe Opfer seiner Unüberlegtheit verhärtet. Vielleicht hatte nun auch sie ihren Meister gefunden und in grausamer Ironie des Schicksals gerade in diesem unbedeutenden Menschen, der nichts weiter war als ein sogenannter schöner Mann mit einer herrlichen Stimme.

Er dachte an den für ihn so verhängnißvollen Tag, an dem er mit dem festen Entschlusse, mit ihr das freundschaftliche Verhältniß zu lösen, um an seiner Braut keine geistige Untreue mehr zu begehen, zu ihr gekommen und als ihr Geliebter von ihr geschieden war. Und mit einer wundersamen Kraft der Veranschaulichung traten alle Vor=

gänge jener Stunde wieder vor seine erregten Sinne. Aber jetzt war nicht er der Mitbetheiligte; er war nur der unsichtbare Zuschauer, der gewaltsam genöthigt wurde, ein ihm widerwärtiges Schauspiel anzusehen.

Wie damals lag Leonie in einem kokett phantastischen Morgenkostüm auf dem Divan. Vallini saß vor ihr und sog begierig den rauschenden Duft ein, der ihren aufgelösten Haaren entströmte. Er hörte ihre Athemzüge und fühlte deren warmen Hauch. Er sah sie an, fragend. Er dachte an nichts mehr als an das wundervolle Weib, das er dicht vor sich sah, das er fühlte, seine offenen Lippen schlürften den Athem aus ihrem Munde. Sie regte sich nicht. Er schlang die Arme um sie, seine glühenden Lippen berührten die ihrigen, sie erbebte, erblaßte und hauchte ihm küssend die Worte zu: „Geh geh!“ Und er verstand richtig: „Bleib, bleib!“ Und er umschlang sie fester und sie lächelte unter seinen Liebkosungen . . .

„Nun weißt Du, daß ich Dich liebe!“ flüsterte sie ihm zu.

Und sie waren glücklich unbefangen, ohne Reue; und dem Liebesrausche folgte die nüchternste Verabredung, wie sie es am besten anfangen könnten, den Mann zu hintergehen und den lästigen Hausfreund, der gar keine Rechte habe und sich alle Rechte anmaße, und der sie jetzt noch obenein mit seiner dummen Eifersucht zu langweilen anfange, abzuthun . . . Hugo krampfte das Herz zusammen, als er die verächtliche Miene beobachtete, mit der Leonie von ihm sprach, und das alberne Lachen des triumphirenden Laffen hörte.

Beim Abschiede küßten sie sich noch einmal leidenschaftlich. Vallini hüpfte lächelnd die Stufen hinab und ging leichten Schritts mit dem Ausdruck strahlender Selbstgefälligkeit, den Kopf, auf dem der glänzende neue Cylinderhut etwas schief saß, hochaufgerichtet, der Thiergartenstraße zu. —

Hugo war, ohne es zu wissen, gerade an der Ecke der Thiergarten- und Bellevuestraße angelangt, als er von einem auffällig eleganten, nur ein wenig zu extravagant modisch gekleideten Herrn, der den Hut etwas schief trug, in einer ihm widrigen Weise gegrüßt wurde. Lächelnd, mit dem Ausdrucke strahlender Selbstgefälligkeit ging Vallini leichten Schritts an ihm vorüber.

Hugo fuhr wie aus dem Traume auf. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte dem Sänger nach, der frohgemuth unter den Bäumchen der Siegesallee seine Schönheit, Eleganz und Berühmtheit vor der erstaunten Menge spazieren führte.

Was war denn nun Wahrheit, was Traum? War es ein visionäres Erschauen der Wirklichkeit gewesen? Und wo hatte diese in das mit dem geistigen Auge Erblickte eingesetzt? Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Zögernd ging er die Victoriastraße hinauf, zögernd trat er in das Haus ein.

Er hörte, wie der Schieber vor dem Guckloch bewegt wurde, aber es verging noch einige Zeit, bevor man ihm öffnete.

„Die gnädige Frau bedauert sehr . . . die gestrige Gesellschaft hat die gnädige Frau so angegriffen. Herr Doctor möchten gütig entschuldigen."

Jean brachte die ihm anbefohlene Lüge mit einiger Unsicherheit hervor; als Hugo ihn prüfend ansah, schlug der Diener, der sich durchschaut wußte, die Augen nieder.

Hugo ging in demselben langsamen Tempo mit schweren, schleppenden Schritten wieder dem Thiergarten zu. Als er sich auf der Straße plötzlich umwandte, sah er, wie Leonie, die hinter dem Blumenaufsatze des Erkers Deckung zu finden geglaubt hatte, ihm nachblickte, aber wie eine tauchende Ente den Kopf sogleich duckte, als sie seine Bewegung wahrnahm. Zu spät! Hugo hatte sie sehr deutlich gesehen, sah sie jetzt noch hinter den Blumen: sie trug eine neue, ihm unbekannte, anscheinend sehr kokette, hellblaue Morgentoilette, das aufgelöste, prachtvolle schwarze Haar umwallte ihr weißes Gesicht.

An der Ecke nahm er eine Droschke. Er fühlte sich so matt, daß er sich nicht mehr zutraute, den kleinen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Er gab der gemüthlichen Frau Bennemann, seiner neuen Wirthin, die ihn gutmüthig fragte, ob sie dem Herrn Doctor irgendwie behilflich sein könne, kaum eine Antwort. Er blickte sich in dem ungemüthlichen Zimmer gar nicht weiter um, streckte sich völlig bekleidet, mit Ueberzieher und Handschuhen, auf die bequeme Chaiselongue und verfiel nach wenigen Augenblicken, in einen bleiern schweren Schlaf.

XI.

In den ersten Stunden des Nachmittags war die von Hugo verlassene Wohnung von der Frau Räthin und dem Aufwartemädchen, das täglich auf einige Stunden kam, um die gröbsten Arbeiten zu verrichten, wieder in einen leidlichen Zustand versetzt worden. Es sah in der großen Stube freilich ziemlich öde und ungastlich aus, aber es war Alles in tadellos sauberem Zustande. Die Fenster waren geputzt und frische Gardinen angesteckt.

Es war der Räthin angenehm, daß sie heute über einen besseren Empfangsraum als gewöhnlich verfügen konnte, denn sie bekam unerwarteten Besuch. Herr Felix Welsheim, der einen von seiner Frau ihm ertheilten Auftrag nie vergaß, hatte sich von der Börse direct zu Frau Räthin Emilie Breuer begeben.

Sie führte ihn in das Vorderzimmer. Sie hielt es für überflüssig, Herrn Welsheim zu sagen, daß Hugo ihr Haus verlassen habe. Sie hatte die Frage, ob der Doctor zu Hause sei, einfach verneint.

„Ehrlich gesagt, ich bedaure es nicht, dem Doctor jetzt nicht zu begegnen,“ begann Welsheim, während er

der Einladung, sich zu setzen, folgte, „denn gerade über ihn möchte ich mit Ihnen, verehrte Frau, ein ernstes Wort sprechen. Ich bin ein trockener Geschäftsmann und liebe keine Redensarten. Sie werden mir meine Offenheit verzeihen. Mich leitet nichts Anderes, als das Interesse an meinem besten Freunde, das sich übrigens auch mit dem Ihrigen vollkommen deckt. Sehen Sie, verehrte Frau, ich beobachte unsern guten Doctor seit Monaten . . . und genau. Es ist in seinem Wesen etwas . . . wie soll ich sagen? . . . etwas, was nicht stimmt. Er macht einen gedrückten Eindruck . . . nicht wahr? Den muß er doch auch auf Sie gemacht haben? Ich habe nachgespürt, und ich glaube auf die richtige Fährte gekommen zu sein . . . Verzeihen Sie, wenn ich ein bischen geradezu bin! Aber Sie sind ja eine verständige Frau, mit der man deutsch sprechen kann . . . Ich glaube, — nein, ich bin sicher: die Verlobung mit Fräulein Martha . . . das ist's, was ihn drückt . . . Aber er ist ein Ehrenmann, er würde es nie über's Herz bringen, die junge Dame zu kränken; er würde aus Pflichtgefühl die Verbindung aufrechterhalten . . . Ja, das Alles ist schön und gut! Aber was wird daraus? Nichts Gutes! Ihr Fräulein Tochter würde unglücklich werden, und der Doctor auch. Und eine jugendliche Uebereilung . . . mein Gott, wir sind ja Alle einmal jung gewesen . . . ich meine, eine jugendliche Uebereilung würde mit dem Glück zweier Menschen doch ein bischen zu theuer bezahlt werden . . . Da sage ich mir: wenn das Uebel einmal erkannt ist, dann schnell und resolut ein operativer Eingriff, wenn er für den

Augenblick auch schmerzt. Und wenn die Patienten es selbst nicht einsehen, dann müssen wir, die treuesten Freunde, für sie handeln . . . Was meinen Sie?"

Die Räthin hatte mit der Ausdruckslosigkeit der eisernen Maske, die ihr zu eigen war, wenn ernste Dinge verhandelt wurden, zugehört. Welsheim hatte keine Ahnung, daß er sich vergeblich bemühte, daß das, was er zu erreichen sich vorgesetzt hatte, eine schon vollbrachte Thatsache war.

„Ich schließe mich Ihrer Meinung an," antwortete die Räthin.

„Vortrefflich, vortrefflich!" rief Welsheim, von dem Erfolge seiner Beredtsamkeit, die ihm in den Sitzungen der Verwaltungsräthe schon so oft gute Dienste erwiesen hatte, sichtbar geschmeichelt. „Wenn wir über die Hauptsache einig sind, daß wir die Pflicht haben, die jungen Leute zur Erkenntniß ihres Irrthums zu führen, dann werden wir uns über das Einzelne schnell einigen. Den Doctor übernehme ich. Ich werde den Mund etwas voll nehmen und ihm klar machen, daß der literarische Anfänger, der sich mit einem guten bescheidenen Mädchen aus höchst achtbarer Familie verlobt habe, ein Anderer sei, als jener Hugo Hall, der Dichter von ‚Herkules und Omphale', der aus sogenannten Anstandsrücksichten sich davon zurückhalten lasse, ein Band zu lösen, das thatsächlich schon zerrissen ist. Dieser neue Hugo Hall habe Pflichten gegen die Menschheit! Er dürfe sich nicht in kleinbürgerliche Verhältnisse vergraben, er dürfe sich nicht mit einem braven Mädchen vermählen, das er doch nicht genügend liebe, um glücklich zu werden und zu beglücken. Er dürfe

sein herrliches Talent nicht eigensinnig und in Verkennung seiner wahren Pflichten hinmorden . . . Und so weiter! Das wollen wir schon machen! . . . Ihnen, verehrte Frau, fällt die schwierigere Aufgabe zu, Ihr Fräulein Tochter von der Unhaltbarkeit des jetzt bestehenden Verhältnisses zu überzeugen. Ohne Ihren Entschließungen irgendwie vorzugreifen, möchte ich mir unmaßgeblich den Vorschlag erlauben, daß eine momentane örtliche Trennung der Beiden uns vielleicht über viele Aufregungen hinweghelfen würde. Der Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, würde man wohl Herr werden können. Ich möchte mir gestatten, diesen Punkt ganz sachlich und ruhig mit Ihnen zu erörtern . . ."

In diesem Augenblicke wurde an der Klingel gezogen. Die Räthin erhob sich.

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick. Ich stehe Ihnen sogleich wieder zu Diensten."

Sie ließ die Thür absichtlich offen, um Herrn Welsheim zu verstehen zu geben, daß ihr eine Abkürzung des Besuchs willkommen sei, daß sie den Arzt, den sie erwartete, zu empfangen habe.

Es war in der That Dr. Lohausen, dem sie öffnete.

„Ich habe beim besten Willen nicht früher kommen können," entschuldigte sich der Arzt. „Nun, was ist denn schon wieder los?" fragte er mit seiner volltönenden gemüthlichen Stimme.

„Martha schläft seit ein paar Stunden. Ich will Sie gleich zu ihr führen, Doctor. Wieder das alte heftige Fieber!" entgegnete die Räthin.

Welsheim hatte die Ohren gespitzt. Er kannte die Stimme. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht: als er den Kopf zwischen die Thürspalte steckte, erkannte er seinen alten Freund und Hausarzt Dr. Lohausen.

„Doctor!" rief er in freudigem Erstaunen. „Das trifft sich aber günstig!"

„Herr Welsheim! Ja was machen Sie denn hier?"

„Eine Conferenz mit der Frau Räthin . . ."

„Na, dann conferiren Sie ruhig weiter! Ich will mir inzwischen einmal unsere kleine Patientin ansehen."

„Hätten Sie einen Augenblick vorher für mich übrig? Meine Zeit ist leider auch sehr knapp bemessen, und ich fürchte, daß ich kaum auf Sie würde warten können. In fünf Minuten ist's abgethan. Würden Sie mir gestatten, gnädige Frau?"

„Aber bitte . . . Ich will Martha wecken," fügte sie im Abgehen zum Doctor gewandt hinzu.

Lohausen war mit Welsheim in das Vorderzimmer getreten.

„Es soll ja gestern wieder einmal großartig bei Ihnen gewesen sein! Der ganze Thiergarten ist Ihres Ruhmes voll. Mir hat's so leid gethan, daß ich nicht kommen konnte."

„Ja, es war wirklich recht gelungen, das muß ich selbst sagen. Dieser Vallini hat eine Stimme!"

„Ich weiß schon Alles! Hoch soll er leben!"

„Also zur Sache! Sie sind hier Hausarzt?"

„Allerdings."

„So? Erlauben denn der Frau Räthin ihre Mittel . . .“

„Meine Mittel erlauben es mir, der Tochter meines alten Freundes Breuer, so weit ich es vermag, zu nützen.“

„Das wollte ich gerade gesagt haben . . . Nun, lieber Doctor, eine offene Frage, deren Beantwortung mich lebhaft interessirt. Wie steht's mit der jungen Dame? Ich kenne sie nur flüchtig, aber sie sieht mir so aus, als ob sie in schlechten Heften sei.“

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen sage, daß das arme Ding allerdings recht zart und schwach ist. Sie müßte fort — in ein milderes Klima, in eine reinere Luft und eine wärmere Sonne.“

„Weshalb schicken Sie sie nicht nach Italien?“

Lohausen sah Welsheim groß an.

„Ich schicke sie nicht, weil sie nicht gehen könnte.“

Welsheim bewegte unter dem Daumen den Zeige- und dritten Finger schnell hin und her. Der Doctor beantwortete die pantomimische Frage mit zustimmendem Nicken.

„Dem müßte sich doch abhelfen lassen?“ meinte Welsheim.

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Sie wissen, ich bin kein Freund von vielen Redensarten: wenn Sie es für richtig halten, daß die junge Dame mit ihrer Mutter auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr meinethalben, nach Italien geht, — die paartausend

Mark, die dazu nöthig sind, stehen Ihnen jeden Augenblick bei mir zur Verfügung."

„Was!" rief Lohausen in aufrichtiger Bewunderung.

„Mich macht's nicht ärmer. Ich nehme an, daß ich die Frau Räthin an meiner heutigen Börse mit fünfzig Procent betheiligt habe . . . Und wenn es sich um die Gesundheit eines jungen Mädchens handelt . . ."

„Sie sind wirklich ein vornehmer, ein großartiger Mensch! Sie wissen gar nicht, wieviel Gutes Sie thun! Nach meiner ehrlichen ärztlichen Ueberzeugung handelt es sich hier um ein Menschenleben. Hier geht das Mädchen sicher zu Grunde, in Italien dürfen wir ihre Rettung erhoffen."

„Um so besser!" sagte Welsheim, der während der letzten Worte des Doctors bereits sein Portefeuille gezogen und eine erhebliche Summe abgezählt hatte. „Für's Erste dürfte das wohl genügen. Bei weiterem Bedarf stehe ich selbstverständlich zur Verfügung."

Lohausen nahm das Geld und schüttelte kräftig Welsheims Hand.

„Sie sind ein braver Mann! Weiß Gott, ein braver Mann! Einstweilen danke ich Ihnen herzlich . . ."

„Was ich noch sagen wollte, eigentlich kaum zu sagen brauche, da ich es als selbstverständlich betrachte: mein Name darf nicht genannt werden. Auf keinen Fall! Es wäre mir eine Unannehmlichkeit und würde der Frau Räthin wohl auch nicht angenehm sein. Sie, als alter Freund der Familie, können ja sagen: ein anderer alter

Freund . . . oder Sie selbst . . . na, Sie werden die Sache schon machen!"

„Ein braver Mann!" wiederholte Lohausen mit erneutem kräftigem Händedruck. „Sehen Sie, das ist eine That! Die imponirt mir! Dafür giebt's zwar keine Auszeichnungen und Titel . . . aber wenn Ihnen am Respecte eines ehrlichen Kerls gelegen ist, den haben Sie sich erworben, lieber Welsheim!"

„Nicht der Rede werth, Doctor! . . . Und nun gehen Sie zu Ihrer Patientin. Und sagen Sie, bitte, der Frau Räthin, daß ich mich von ihr verabschieden möchte."

Ein abermaliges Händeschütteln, und mit freudestrahlendem Antlitz begab sich der Doctor in die kleine Schlafstube. Er wußte, daß er die beste Arzenei in der Tasche hatte.

Die Unterredung zwischen Welsheim und der Räthin währte nur noch wenige Augenblicke. Die Räthin, die sich danach sehnte, mit Lohausen am Bette ihres Kindes zu sein, begnügte sich damit, Herrn Welsheim für seine freundschaftliche Theilnahme kalt zu danken und ihm die überraschende Mittheilung zu machen, daß sie mit ihrer Tochter über die Angelegenheit schon ernsthaft gesprochen habe, und daß auch Martha von der Unhaltbarkeit des Verhältnisses überzeugt sei.

„Aber die Beiden müssen auseinander!" rief Welsheim. „Das ist die Hauptsache! Sonst fallen sie sich bei der ersten Begegnung doch sofort wieder in die Arme! Junge Leute . . . nicht wahr?"

„Wir wollen sehen," gab die Räthin ruhig zur Antwort.

Welsheim lächelte seelenvergnügt, als er in seinen Wagen stieg und sich nach Hause fahren ließ. Die Schnelligkeit und Vollständigkeit seines Erfolges imponirte ihm selbst. Wie würde sich nun Leonie erst freuen, wenn er ihr seinen Triumph berichtete! . . .

Zu seiner aufrichtigen Freude hatte der Arzt Marthas Zustand weniger bedenklich gefunden, als er befürchtet hatte. Er hatte mit der Frau Räthin, die ihm das Geleit gegeben, eine kurze Unterredung in der Berliner Stube gehabt. Nun lag die Räthin, deren steinernes Gesicht sich in ungläubiger Freude belebt und erwärmt hatte, heiße Thränen vergießend an der Brust des alten treuen Freundes, der sie mit herzlicher Gutmüthigkeit auf die Schulter klopfte und ihr einmal um das andere zurief: „Nun ist's aber genug! Nun ist's gut! Vernünftig sein, zum Teufel!"

„Und ich soll dem edlen Meschenfreunde nicht einmal danken dürfen?"

„Mit der Gesundheit Ihres Kindes sollen Sie ihm danken — anders nicht."

„Ach, Doctor! Es ist ja nicht zu glauben! Darf ich's denn wirklich annehmen? Darf ich's?"

„Ich habe es bereits für Sie angenommen. Um wie viel mehr dürfen Sie's für Ihr Kind annehmen! Da haben Sie meine Antwort."

„Für mein armes Kind! Und Sie hoffen nun? . . ."

„Das Beste, liebe Freundin, das Beste!"

„Ich kann's ja nicht glauben, kann's nicht fassen! Wie man sich doch versündigt, an der Güte der Menschen zu zweifeln! Ja, es giebt noch edle Menschen! Und wenn die Noth am größten ist, ist die Hilfe am nächsten."

„Nun aber, um das Praktische zu erledigen: Keine Zeit verlieren! Treffen Sie alle Vorbereitungen, um Ihre Zelte so bald wie möglich abzubrechen . . . auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr . . . das wird Ihnen der dortige Arzt schon sagen. Ich denke, daß Martha reisefähig ist. Ich komme morgen wieder. Am liebsten wäre es mir, ich könnte sie morgen schon wegschicken. Wiederkommen darf sie mir aber nicht früher, als bis der dortige College ihr die Pässe ausstellt! Also auf morgen! . . ."

Welsheim war vor seinem Hause angekommen. Schneller, als es seine Gewohnheit war, sprang er die Treppe hinauf und trat so ungestüm in das Erkerzimmer, daß Leonie, die hinter dem Blumenaufsatze die Straße hinunterblickte, erschrocken zusammenfuhr.

„Hallo!" rief er gemüthlich. „Noch nicht frisirt?" Und während er ihre Stirn küßte, sagte er lächelnd: „Weißt Du, so siehst Du eigentlich am schönsten aus! Die Leute wissen ja gar nicht, wie schön Du sein kannst. Es ist mein Stolz, daß Du nur für mich so schön bist!" Er küßte sie wiederholt auf die Stirn. „Im Uebrigen," fuhr er launig fort, „Madame est servie! Alles in schönster Ordnung! Mit der Mutter gesprochen, mit dem Arzte gesprochen, Verlobung wird aufgehoben . . . Kleine nach Italien geschickt, mein Name nicht genannt . . . Alles unauffällig! Unsern guten Doctor Hugo nehme ich mir

selbst noch vor. Mit dem werde ich auch noch fertig werden."

Leonie hatte zuerst gar nicht verstanden, was Felix eigentlich meinte. Erst als er von Hugo sprach, wurde ihr Alles klar. Anstatt der warmen Beglückwünschung, die Welsheim aus dem Munde seiner Frau erwartet hatte, hörte er zu seinem äußersten Befremden Vorwürfe.

„Aber so entsetzliche Eile hatte die Sache doch gar nicht!" rief Leonie, deren Stirn sich in unwillige Falten gelegt hatte.

„Was denn!" versetzte Felix ganz betroffen. „Du hattest mir doch gesagt . . ."

„Gesagt!" fiel Leonie in demselben gereizten Tone ein. „Man sagt so Manches! Aber wenn es sich um so ernste Dinge handelt, dann erwägt man doch erst reiflich das Dafür und Dawider, überlegt es sich gehörig . . . Nach den Erfahrungen, die ich gestern Abend gemacht habe, würde ich Dir schwerlich gerathen haben, für Doctor Hall Vorsehung zu spielen."

„Was ist denn gestern Abend Besonderes geschehen?" fragte Felix erstaunt. „Denn vom Stücke sprichst Du doch nicht?"

„Eigentlich kaum etwas Besonderes, es ist beinahe schon das Alltägliche geworden. Und ich würde längst mit Dir davon gesprochen haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß eine Veränderung unserer Beziehungen zu Doctor Hall vor der Première als eine Art von Feigheit gehässig gedeutet werden könnte. Dieser Vorwurf wird

uns jetzt, wenn wir uns nach seinem Triumphe ein wenig kühler zu ihm stellen, jedenfalls erspart bleiben."

„Ich höre Dir mit wachsendem Erstaunen zu, ohne Dich recht zu verstehen. Weshalb soll es denn anders werden zwischen uns und dem Doctor?"

„Weil ich mir seine Behandlung nicht länger gefallen lassen will! Ganz einfach!"

„Was thut er Dir denn auf einmal?"

„Er tyrannisirt mich in unerträglicher Weise, wenn Du es denn hören willst. Er hat hier, allmählich, ohne daß wir es bei unserer Gutmüthigkeit bemerkt hätten, sich Rechte angemaßt, die ihm nicht zustehen. Er will hier commandiren. Dies gefällt ihm nicht, und das gefällt ihm nicht. Ich spreche zu laut, ich bin zu familiär mit dem oder dem, das eine Kleid ist zu auffällig, ein anderes zu tief ausgeschnitten — so geht's in einem fort. Ich bin immer in Todesangst, daß irgend ein Dritter es mal hört, wie er mich schulmeistert. Denn er genirt sich gar nicht. Und wenn wir einmal belauscht würden, müßte man das Schlimmste von mir denken! . . . Weißt Du, was ich glaube, was mir sein Betragen allein erklärt: ich glaube beinahe, er ist in mich verliebt!"

„Ah bah!" rief Felix in hohem Erstaunen aus.

„Wenn er mein Geliebter wäre und all die Untugenden des eifersüchtigen Gatten hätte, die Du zum Glück nicht besitzest, könnte sein Benehmen kein anderes sein . . . Das ist mir höchst unangenehm, nicht blos meinetwegen."

„Hm, hm," brummte Felix. Er dachte einen Augenblick, übrigens ohne tieferes Bedauern, daran, daß er,

wenn Leonie früher so zu ihm gesprochen, ein paartausend Mark hätte sparen können. „Das darfst Du Dir in der That nicht gefallen lassen!“ sprach Welsheim nach kurzer Pause mit dem Tone der vollen Ueberzeugung. „Und ich darf es mir auch nicht gefallen lassen! . . . Also gestern Abend ist es zum Krach gekommen? Wie war denn das?“

„Er katechisirte mich wieder einmal wegen meiner Freundlichkeit zu unsern Gästen. Er wollte mir Vorschriften machen, wie ich mich Herrn Vallini gegenüber zu benehmen hätte. Und gerade dem großen Künstler hatte ich doch besonders dankbar zu sein! . . .“

„Das will ich wohl glauben! Ihm haben wir den kolossalen Erfolg unseres Eröffnungsabends zu danken, ihm allein. Die ganze Börse war voll von dem ‚Hoch soll er leben!‘ Ich weiß gar nicht, wie man sich da revanchiren kann. Tuchnadeln wird er ja genug haben.“

„Eben deswegen hielt ich es für meine Pflicht, besonders freundlich zu ihm zu sein . . . Und darüber machte mir Doctor Hall wieder eine Scene. Das empörte mich, und ich habe ihm meine Meinung deutlich gesagt.“

„Da hast Du ganz Recht gethan!“

„Er scheint es mir sehr übelgenommen zu haben. Immerhin! Ich habe nichts zu bedauern, nichts zurückzunehmen . . . Ach ja, beinahe hätte ich's vergessen, Herr Vallini war hier. Ein artiger Mensch, wie Du siehst.“

Welsheim machte bei dieser gleichgiltig hingeworfenen Bemerkung ein etwas verdutztes Gesicht.

„Und Du hast ihn empfangen? So?“ Er hob einige geringelte Strähnen des prächtigen Haares auf.

Leonie lachte hell auf.

„Nun wirst Du am Ende auch noch eifersüchtig? Es scheint anzustecken. Hättest Du mich ausreden lassen, so würdest Du gehört haben, daß ich ihn nicht empfangen habe. Wir haben durch die Thür — er draußen, ich hier — Liebkosungen getauscht, die Du ruhig hättest mit anhören können — beiläufig bemerkt: wie Alles, was ich sage. Gerade weil ich mich so nicht zeigen wollte, und weil ich es für meine Pflicht hielt, gegen Herrn Vallini ausnehmend artig zu sein, habe ich ihn gebeten, mit uns Beiden sans façon heute zu speisen. Du könntest vielleicht eine Loge besorgen . . .“

„Die Theater sind heute absolut reizlos . . . wir müßten uns denn ‚Herkules und Omphale‘ zum zweiten Male ansehen,“ fügte er scherzend hinzu.

„Das wäre nicht schlecht!“ versetzte Leonie ganz ernsthaft. „Gestern habe ich ohnehin nicht viel von dem Stück gesehen . . . ich war zu aufgeregt . . . wegen unserer Gesellschaft . . .“

„Was, Du wolltest wirklich . . .?“

„Wirklich!“ bekräftigte Leonie.

„Rein unmöglich, liebste Leonie! Ausverkauft bis auf den letzten Platz. Alles gezogen!“

„Von den Händlern bekommt man immer noch etwas. Und Du kennst mein Vertrauen zu Deiner Findigkeit.“

„Dann müßte ich aber selbst gehen . . . und wir haben ja um sechs Uhr Vallini zu Tisch.“

„Dann essen wir etwas später. Wir brauchen ja nicht zu Anfang da zu sein. Und während Du die Plätze für uns besorgst, werde ich unsern Künstler mit allen Reizen weiblicher Koketterie zu bezaubern suchen, um ihn dafür zu entschädigen, daß er ein halbes Stündchen auf die Suppe wartet."

„Versuchen will ich's! Aber ich habe wenig Vertrauen!"

„Ich um so mehr. Es wäre das erste Mal, daß Du mich enttäuschtest."

Felix küßte die Hand seiner Frau, die sich zum Diner und Theater anzukleiden hatte. Als er sich der Thür zuwandte, blieb er plötzlich stehen und rief seiner Frau, die sich schon erhoben hatte, zu:

„Ich habe da eben im Vorübergehen die Bronze stehen sehen, die von Barbedienne . . . die müssen wir doch dem Doctor schicken."

„Ich werde es besorgen. Nach unserer gestrigen Scene würde es sich heute nicht gut machen."

„Also gut! Besorge es! . . . Um halb sieben werde ich wohl zurück sein können . . . aber ich fürchte, ich werde mit leeren Händen kommen!"

XII.

Vallini war pünktlich um sechs Uhr zur Stelle Er hatte sich sehr schön gemacht. Eine eben erschlossene Maréchal de Niel-Knospe leuchtete in seinem Knopfloch. sie war jedoch sorgsam so gesteckt, daß sie die nachbarliche Rosette mit buntem Bändchen nicht überstrahlte. Auch Leonie hatte ihre Toilette mit besonderer Sorgfalt gewählt und sah entzückend aus.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Befangenheit, als sie sich jetzt erhob, um dem eintretenden Künstler die Hand zum Kusse darzubieten. Sie lächelte verlegen, mit einem Anfluge von Traurigkeit.

„Sie sind pünktlicher, als wir es diesmal sein können," begann sie, nachdem sie sich begrüßt und Platz genommen hatten. „Mein Mann hat noch etwas zu besorgen; er kann erst in einer halben Stunde kommen. Ich habe ihm versprochen, Sie bis dahin . . ."

Vallini sah sie bei dieser erfreulichen Nachricht mit süßlich schmachtendem Ausdruck an und machte eine leichte Bewegung nach vorn, um seinen Kopf dem ihrigen näher

zu bringen. Sie aber lehnte sich zurück und sagte in kalt verweisendem Tone, beinahe ungehalten: „Ach bitte!"

Der Künstler schien auf nichts weniger als darauf vorbereitet gewesen zu sein. Er machte ein höchst verdutztes, keineswegs kluges Gesicht.

„Es ist mir lieb," fuhr Leonie in dem früheren Tone fort, „daß mir das ungestörte Alleinsein mit Ihnen die Gelegenheit giebt, mit Ihnen zur Abwechslung einmal von etwas Ernsthafterem zu plaudern. Ich werde mich nicht so lächerlich machen, Ihnen zu sagen: Was müssen Sie von mir denken! Aber ich möchte allerdings, daß Sie mich doch etwas besser kennen lernten. Eine Wahnsinnige haben Sie heut Mittag verlassen — ich weiß bei Gott nicht, womit Sie mir's angethan haben! — jetzt spricht eine Vernünftige zu Ihnen; ich war außer mir, jetzt bin ich wieder zu mir gekommen."

„Aber, meine holde schöne Freundin, wozu das Alles?" warf Vallini lächelnd ein. „Meiner Discretion . . ."

„Sie werden mich doch wohl nicht gar beruhigen wollen!" fiel ihm Leonie in wahrer Bestürzung in's Wort. „Meinen Sie, daß mich die Angst dazu veranlaßt, so zu Ihnen zu sprechen? Ich suche allerdings Schutz . . . aber nicht vor Anderen! Schutz vor mir selbst, vor meinen quälenden Gedanken."

„Weshalb quälen Sie sich?" sagte Vallini, der Leonie gar nicht verstand. „Sie nehmen die Sache viel zu tragisch!"

Leonie blickte verwundert auf den schönen Mann, der den Schnurrbart kräuselnd, ihr gegenübersaß. Sie

fühlte sich ihm mit einem Schlage meilenweit entrückt. Er lebte in einer ganz anderen Welt, in einer ganz anderen Atmosphäre.

„Ich bin ihm vorhin, als ich von Ihnen kam, begegnet," fuhr der Künstler fort, glücklich, in der Unterhaltung wieder festen Fuß auf den Boden des Thatsächlichen setzen zu können.

„Wem?" fragte Leonie gleichgiltig.

„Unserm guten Doctor!" gab Vallini mit höhnischem Lachen zur Antwort. „Er sah übrigens gottsjämmerlich aus."

„Sie sprechen von Doctor Hall? Daß die Aufregungen während der gestrigen Vorstellung nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind . . ."

„Ah! das ist es nicht!" unterbrach der Künstler übermüthig. „Der arme Bursche ist eifersüchtig!" Er machte den Versuch, Leonies Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Leonie erhob sich.

„Eifersüchtig auf Sie?" fragte sie mit scharfer Betonung.

„Allerdings," entgegnete Vallini selbstgefällig.

„Wie sollte er dazu kommen?"

„Instinkt, meine Gnädigste!"

„Und wüßte er Alles, wie sollte er dazu kommen, eifersüchtig zu sein?"

„Nun," brachte Vallini nach einiger Zeit hervor, etwas befangen über das peinliche Verhör, „ich sollte doch meinen . . . wenn er wüßte . . ."

„Ich verstehe Sie schon!" rief Leonie spöttisch. „Sie glauben, wie so Viele, daß Herr Doctor Hall mein Ge-

liebter ist? Nicht wahr? Der Schein spricht ja auch dafür! Wir sind so viel zusammen, wir sind jung . . . das genügt ja den Leuten! Nun denken Sie sich, allem Gerede zum Trotz, ist merkwürdiger Weise doch nichts an der Sache. Wahr ist, daß mir Herr Doctor Hall als Mensch und Schriftsteller sehr sympathisch ist, daß wir wie gute Freunde sehr intim miteinander verkehrt haben . . . Wir haben daraus nie ein Geheimniß gemacht, weil wir eben gar keinen Grund hatten, irgend etwas zu verbergen. Alles Andere, was die Leute sagen, ist Dummheit oder Bosheit, thörichte Klatscherei oder gemeine Verleumdung! So! Nun wissen Sie's! Und Sie sind der einzige Mensch, der ein Interesse daran hat, die Wahrheit zu erfahren, der einzige, dem ich die Wahrheit zu sagen mich verpflichtet fühle!"

Vallini lächelte immer weiter.

„Wozu die unnütze Erregung?" fragte er mit beleidigender Milde. „Und wenn's auch anders wäre, als Sie sagen, — wahrhaftig, ich würde es Ihnen nicht einmal übelnehmen! Ich kenne die Welt! Und ich bin viel duldsamer, als Sie glauben!"

Leonie erbleichte. Alles Blut drängte zu ihrem Herzen. Jetzt erst wurde ihr klar, wie tief sie hinabgestiegen war. Daß dieser Mann mit ihr verfahren war, wie mit irgend einer Anderen aus der Herde, — sie mochte den Gedanken gar nicht ausdenken. So niedrig durfte er sie nicht stellen! Sie mußte ihm mehr sein! Sie sah ihn an, fragend, rathlos, tief betrübt.

„Ich verlange keine Duldsamkeit!“ rief sie schmerzlich. „Und wenn ich Ihnen schwöre . . .“

„Ich glaub's Ihnen ja, ohne feierlichen Schwur! Ich glaube Alles, was Sie wollen! . . . Lassen wir doch die unangenehmen Geschichten! Seien wir vergnügt! Gemüthlichkeit über Alles, das ist mein Princip! Ich darf mich übrigens gar nicht so erregen. Ich lebe meiner Kunst! Wer auf der Bühne soviel Leidenschaft hergeben muß, seine Seele, sein Herzblut, — der muß im gewöhnlichen Leben vernünftig sein . . . Ich bin wahrhaftig kein Philister, ich amüsire mich so gut wie jeder Andere . . . aber ich vergesse nie, was ich meiner Kunst schulde! Wenn ich anders lebte, — glauben Sie, daß ich dann solche Erfolge gefeiert hätte, wie ich sie überall gefeiert habe? Sie haben's ja hier miterlebt. Aber das war noch nichts, gar nichts im Vergleich zu Dresden, München, Hamburg . . . Sie werden's ja in den Zeitungen gelesen haben!“

Leonie nickte zustimmend. Sie war unfähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Ein Schauer überlief sie. Einen Augenblick wallte es zornig in ihr auf. Ihr war zu Muthe, als müsse sie den frechen Gesellen, der ihr mit naivster Rohheit seine Mißachtung in unzweideutiger Weise kundgab, zur Thür hinauswerfen. Dann aber gestand sie sich in schmerzender Beschämung und Zerknirschung, daß ihre unbegreifliche Handlung selbst und allein schuld an Allem war, was sie jetzt kränkte, verletzte, demüthigte. Und eine trostlose Niedergeschlagenheit überkam sie. Sie erkannte zugleich, daß es vollkommen

vergebliche Mühe sein würde, diesem Menschen begreiflich zu machen, was in ihr vorging. Sie bemühte sich, gleichgiltig zu lächeln, und sagte endlich, nur um irgend etwas zu sagen: „Ja! Sie sind wirklich zu beneiden! Es muß ein wundervolles Gefühl sein, von der Bühne herab auf die Massen zu wirken."

Sie schloß auf einen Augenblick wie erschöpft die Lider und seufzte, als ob sie eine schwere Arbeit verrichtet hätte.

„Die Wirkung! Ja, das ist's!" rief Vallini, der nun wieder im richtigen Fahrwasser war. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen! Das ist schließlich auch unsere einzige Genugthuung! Ich bin wahrhaftig nicht eitel! Aber wenn man da oben steht, wenn man fühlt, wie man durch die Gewalt der Kunst wirkt, — es ist etwas! Dann sagt man sich wohl: Du giebst dein Bestes, dein Alles! Aber du giebst es nicht vergebens!"

„In der That!" versetzte Leonie, die gar nicht zugehört hatte.

Sie war froh, als dem peinigenden tête-à-tête mit dem Sänger durch Welsheims geräuschvolles Eintreten ein Ende gemacht wurde.

„Du wirst mit mir zufrieden sein," rief er überlaut, nachdem er Vallini die Hand gedrückt und Leonies Stirn geküßt hatte. „Ich habe richtig noch drei Vorderplätze in der Fremdenloge aufgetrieben. Frage mich nicht, wie! Aber Du weißt ja, Dein Wunsch ist mir Befehl . . . Und nun, mein lieber Herr Vallini, reichen Sie meiner Frau den Arm. Wenn wir überhaupt noch etwas von

dem Stücke sehen wollen, müssen wir uns schleunig zu Tisch begeben."

„Wollen Sie denn in ein Theater gehen?" fragte Vallini, während er Leonie in den Speisesaal führte.

„Ich hab's Ihnen noch nicht gesagt, weil ich nicht wußte, ob mein Mann noch Plätze bekommen würde," antwortete Leonie. „Ich hatte allerdings die Absicht, Sie zu bitten, uns heute noch einmal auf ein Stündchen ins Schauspielhaus zu begleiten. Ich wollte sehen, wie das Stück von dem unbefangenen Publikum des zweiten Abends aufgenommen werden würde . . . Aber ich gestehe, es ist mir schon wieder leid geworden, und ich denke, wir bleiben lieber hier gemüthlich zusammen . . ."

Sie waren in den Speisesaal getreten und setzten sich um den runden Tisch, der immer wie zu einer festlichen Gesellschaft mit kostbaren Blumen geschmückt war.

Welsheim traute seinen Ohren kaum.

„Aber erlaube!" rief er mit komischem Entsetzen. „Deswegen soll ich eine Stunde herumgefahren sein, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und mit den Billethändlern unterhandelt haben, — damit Du schließlich sagst: ich hab's mir anders überlegt! . . . Nein, meine Theuerste, das geht nicht! Jetzt spreche ich auch einmal ein Machtwort! . . . Sie sehen," wandte er sich lachend zu Vallini, „wie ich meine arme Frau tyrannisire!"

Vallini machte es Spaß, sich an der Seite der schönen eleganten Frau Leonie auch heute wieder vor den bewundernden Blicken des Publicums zeigen zu können, — und wenn Dr. Hall, der sicher wieder im Theater

sein würde, sie zusammen sähe, nun um so besser dann! Die Schadenfreude erhöhte nur den Spaß.

„Weshalb sollten wir die schönen Plätze verfallen lassen?“ sagte er zustimmend. „Ich denke es mir wirklich ganz nett, nach dem Diner eine Stunde im Theater zu verbringen. Ich schließe mich den Bitten Ihres Herrn Gemahls an.“

Leonie machte noch einige Versuche, die Herren zu ihrer Auffassung umzustimmen, aber sie mußte ihren Widerstand schließlich aufgeben, als sie aus Vallinis Worten deutlich heraushörte, daß er der Ansicht sei, sie fürchte sich, an seiner Seite von Dr. Hall gesehen zu werden. Wenn's auch die Wahrheit war, Vallini durfte es nicht glauben.

Das Essen war sehr gut, die Weine waren vorzüglich. Vallini sprach in einem fort und nur von sich und seinen unerhörten Erfolgen. Er war also in sehr fröhlicher Stimmung. Während die Herren ihren Kaffee tranken und ihre Henry Clay mit himmlischem Behagen rauchten, machte sich Leonie zum Theater zurecht.

Gegen neun Uhr, in der stimmungsvollen Schlußscene des vorletzten Aufzuges — das Publicum lauschte in athemloser Spannung — entstand oben in der Fremdenloge rechts eine störende Bewegung, die von vielen Zuschauern sehr unangenehm vermerkt, von einigen der Nächstsitzenden sogar mit leisen Zischlauten des Protestes gerügt wurde. Leonie, Welsheim und Vallini nahmen in der vorderen Reihe der exponirtesten großen Loge Platz auf den drei einzigen bisher unbesetzt gebliebenen Sesseln.

Fast das ganze Haus wurde für den Augenblick von der Bühne auf den Vorgang im Zuschauerraum abgelenkt, und auch die Schauspieler auf den Brettern und hinter den Coulissen merkten, daß sich im Saale irgend etwas Unerwartetes und Ungehöriges ereignete. Der Regisseur wagte den Kopf aus der vergitterten Bühnenloge weit genug hervor, um die Ursache der Störung zu erkennen.

„Diese verwünschten Geldprotzen!“ brummte er zwischen den Zähnen, laut genug, um von Hugo, der in dem finsteren Verschlage in einer Ecke saß, gehört zu werden. „Es ist doch eine schändliche Rücksichtslosigkeit! Natürlich wieder die guten Freunde! Unsere freundlichen Wirthe von gestern . . . und der große Vallini muß selbstverständlich auch wieder dabei sein!“

Hugo, der mehr gelähmt als erquickt gegen sechs Uhr aus seinem tiefen Schlaf mit schwerem Kopf erwacht war und gerade noch Zeit gehabt hatte, den großen Schwamm über seinen Scheitel auszudrücken und sich zum Theater anzukleiden, um zum Beginn der Vorstellung an Ort und Stelle zu sein, hörte die Worte des Regisseurs ohne tiefere Erregung. Er beugte sich nun auch etwas vor und sah nach der bezeichneten Richtung hinüber; aber sein ungeübtes Theaterauge wurde durch die helle Rampe zu sehr geblendet, um in dem verhältnißmäßig dunklen Zuschauerraum jetzt Einzelheiten zu erkennen. Er sah nur eine grauschwarze Masse mit einigen helleren Tupfen.

Der Zwischenfall hatte zum Glück keine nachtheiligeren Folgen. Nach dem Actschlusse war der Beifall noch

stürmischer als am Vorabend. Nachdem sich die Künstler zu wiederholten Malen gezeigt hatten und des Klatschens noch immer kein Ende war, ertönte auf einmal — bei dieser zweiten Vorstellung Allen unerwartet — der Ruf nach dem Dichter. Erst vereinzelt. Aber dieser Ruf fand sogleich allgemeinen und begeisterten Wiederhall. Immer kräftiger wurden die Hände zusammengeschlagen, immer lauter wurde gerufen. Mit strahlendem Lächeln eilte die erste Heldin nach der ersten Gasse und zerrte den Dichter, der heut ernsthafter widerstrebte, aus seinem dunklen Verließe auf die helle Bühne, unter dem sich immer erneuernden, immer anwachsenden Jubel des Publicums.

Hugo sah zum Erbarmen blaß aus. Er verneigte sich ungeschickt wie gestern, und wie gestern blickte er zu Leonie hinauf. Aber mit ganz verändertem Ausdruck. Jetzt in der hellen Beleuchtung erkannte er die Drei ganz deutlich. Finster, strafend, erschrecklich war sein Blick, als er Leonie neben Vallini sitzen sah. Zum zweiten, zum dritten Male mußte er auf der Bühne erscheinen. Nun beherrschte er sich und starrte vor sich hin, auf die unruhige wogende Menge, die ihm laut zujubelte.

Leonie hatte sich zuviel zugetraut. Ein tiefes Weh durchschnitt ihr Herz, als Hugos Blick sie traf. Sie allein hatte diesen Blick verstanden. Sie lehnte sich in den Sessel zurück und hörte, wie eine Dame hinter ihr zu ihrem Nachbar sagte:

„Der arme Mensch sieht recht elend aus! Der kann die Freude nicht vertragen, wie es scheint. Einen erfolg-

reichen Dichter stellt man sich eigentlich ganz anders vor. Aber er hat einen interessanten Kopf."

Es war Leonie durchaus nicht unangenehm, daß Vallini, der in so und so viel Logen Besuche zu machen hatte, während des Zwischenactes sie mit Felix allein ließ. Sie brauchte nun wenigstens nicht zu sprechen.

Der letzte Aufzug, von dem Leonie nur wenig hörte, bekräftigte den vollen durchschlagenden Erfolg. Sobald der Vorhang gefallen war, brach sie mit ihrer Begleitung auf. Sie hörte im Corridor, wie der Dichter wiederum gerufen wurde, und war froh, daß sie das bleiche Angesicht mit den verzweifelten Augen nicht mehr sah.

Vallini sagte einige banale Phrasen des Dankes für die entzückenden Stunden und wollte sich verabschieden.

„Ich denke doch, daß wir uns noch nicht trennen," sagte Leonie, als sie langsam im dichten Gewühl die Treppe hinabstiegen. „Wir könnten ja irgendwo eine Kleinigkeit nehmen . . ."

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten," schmunzelte Vallini. „Eine Verabredung . . ."

„Ah! . . . Nun, ich will nicht stören," entgegnete Leonie, innerlich tief gekränkt. Sie hatte sich bis jetzt noch nicht vorstellen können, daß man eine Einladung von ihr ablehnte.

„Ich bliebe gewiß eben so gern noch ein Stündchen mit Ihnen zusammen," fuhr der Künstler unbefangen fort. „Aber Sie können sich ja denken, wie man von allen Seiten in Anspruch genommen wird."

„Gewiß! . . . Und wann sehen wir uns wieder?"

„Recht bald natürlich! Bestimmtes kann ich nicht sagen. Wir Künstler sind eben die Sklaven unserer Pflicht . . . Sie begreifen . . .“

„Vollkommen.“

„Wenn irgend möglich, erkundige ich mich morgen nach Ihrem Befinden . . . aber ohne bindende Verabredung.“

Leonie nickte.

„Also nochmals, schönste Frau, meinen gehorsamsten Dank! Herr Welsheim . . . ich habe die Ehre!“

Welsheim hatte den Wagen herangerufen. Vallini schwang noch einmal seinen glänzenden Cylinderhut, als Leonie einstieg, und begab sich geraden Wegs zu Dressel, wo er von einer lustigen Gesellschaft mit Sehnsucht erwartet wurde.

„Also wohin?“ hatte Welsheim Leonie gefragt, als sie sich in die Ecke des Wagens drückte.

„Nach Hause!“

„Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu.

XIII.

Leonie hatte sich gleich nach der Vorstellung in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Noch Stunden lang hatte sie, Unerfreuliches brütend, auf der Ottomane zu Füßen ihres Bettes gesessen und sich erst gegen drei Uhr Morgens niedergelegt. Die vierte Morgenstunde war längst vorüber, als sie endlich aus ihrem unerquicklichen halbwachen Zustande erlöst wurde und in festen Schlaf verfiel. Um zehn Uhr drückte sie den Knopf der elektrischen Klingel an ihrem Bett. Germaine eilte herbei, wünschte der Herrin Guten Morgen und brachte ihr außer dem Morgenblatte, das Leonie der Theaternotizen wegen schon im Bette zu durchblättern pflegte, einen kleinen Brief von wohlbekannter Hand. Leonie betrachtete das winzige Couvert eine Weile, unschlüssig, ob sie es jetzt oder erst nach dem Bade und Frühstück öffnen solle. Nach einigem Besinnen riß sie es auf. Es enthielt nur die Karte mit dem Namen: „Hugo Hall", dem die Worte beigefügt waren: „bittet höflichst und innigst um die Gunst einer Unterredung."

„Es wird auf Antwort gewartet," berichtete Germaine.

„So?“ fragte Leonie erstaunt. „Ist der Bote schon lange da?“

„Ein Stündchen etwa, gnädige Frau!“

„So sagen Sie ihm, er möge gegen Mittag wiederkommen.“

Leonie wußte in der That nicht, was sie Hugo antworten sollte. Es war ihr überaus peinlich, jetzt mit ihm zusammenzutreffen. Sie wußte, daß es zu einem unliebsamen, vielleicht sehr heftigen Auftritte kommen würde, und sie fürchtete sich davor. Aber sie erkannte zugleich, daß sie Hugo die erbetene Unterredung nicht versagen dürfe.

Die tiefe Verstimmung, die sich gestern durch die erlittene Demüthigung ihrer bemächtigt und die sich in den traurigen Stunden der nächtlichen Einsamkeit noch befestigt hatte, war durch den kurzen Schlaf nicht verscheucht worden, und in jener blöden Ungerechtigkeit, deren nur das Schuldbewußtsein fähig ist, war sie geneigt, Hugo für Alles verantwortlich zu machen, was sie selbst gesündigt, und was Vallini ihr Kränkendes zugefügt hatte. Sie dachte jetzt kaum noch an die Persönlichkeit des albernen Menschen, der ihr von seinen Erfolgen renommirte, während sie nach einem beruhigenden Worte lechzte. Zu ihrem wahren Entsetzen hatte sie sich davon überzeugt, daß sie jeden Versuch einer seelischen Verständigung mit ihm aufgeben müsse. Er verstand sie ja nicht einmal, wenn sie sich vertheidigen, ihre Handlung beschönigen wollte. Durch Hugo war sie verwöhnt. Er erfaßte die leiseste Andeutung, er las ihr die Gedanken von den Blicken ab; es war ihr sogar oft unangenehm gewesen, wie er ihre ver-

borgensten Regungen durchschaut hatte. An ihn konnte sie sich halten, ihm konnte sie zürnen — Vallini hätte nicht gewußt, was er mit ihrem Zorn anfangen sollte —, und alle Reue, alle Enttäuschung, alle Beschämung, die sie fühlte, floß zusammen in heftigen Unwillen, ja in ein Gefühl der Empörung über Hugo.

Was wollte er nur von ihr? Wozu die Begegnung, die er begehrte, und die für beide Theile nur peinigend und aufregend sein konnte? Hatte sie nicht ohnehin schon genug gelitten? So dankte er ihr nun für Alles, was sie für ihn gethan hatte! Wenn er sie wirklich je geliebt, dann mußte er wissen, daß er sie jetzt zu schonen habe . . .

Jetzt mochte, jetzt konnte sie ihn nicht sehen.

Sie trat an den kleinen Schreibtisch, der in der Fensternische ihres Schlafzimmers stand, nahm eine Visitenkarte und setzte unter den Namen: „Frau Leonie Welsheim“ die Worte: „wird morgen Nachmittag um zwei Uhr zu Hause sein“. Sie verschloß die Karte in ein stark parfümirtes Couvert und gab sie Germaine.

„Hier ist die Antwort, die nachher abgeholt wird.“

Sie athmete befriedigt auf, als sie das unangenehme Geschäft erledigt hatte. Nun hatte sie doch wenigstens einen Tag Ruhe vor ihm.

Weshalb hatte er ihr geschrieben? Was wollte er von ihr?

Hugo würde, wenn er sich diese Fragen gestellt, um die Antwort darauf selbst in Verlegenheit gewesen sein. Auch er wußte nicht, was er ihr sagen wollte und sollte; er wußte nur, daß er nicht so von ihr scheiden könne, daß

er sie wenigstens noch einmal sehen und sprechen müsse. Noch einmal! War es denn wirklich dahin gekommen? Er vermochte es nicht zu fassen, aber er hatte die bestimmte Empfindung, daß das Band, das Leonie und ihn umschlungen hatte, nicht durch eine wahnsinnige Laune gelockert, sondern daß es wirklich zerrissen war.

Er saß in seinem Zimmer, in dem seine Siebensachen noch immer in Kisten und Kasten verpackt standen, und wartete auf Leonies Bescheid. Er wartete vergeblich. Die ungemüthliche Umgebung erhöhte seine unbehagliche Stimmung.

Endlich gegen elf Uhr klopfte es. Anstatt des erwarteten Briefes von Leonie aber brachte ihm das Mädchen eine Visitenkarte und meldete zugleich, daß der Herr den Herrn Doctor in einer sehr wichtigen Angelegenheit dringend zu sprechen wünsche. Hugo las: „Bernhard Scherfer, Theateragent."

„Ich lasse den Herrn bitten," beschied er das Mädchen.

Gleich darauf betrat ein junger Mann im Alter von etwa fünfunddreißig Jahren das Zimmer. Er war sehr anständig gekleidet und sah klug aus. Er verbeugte sich mit fast unterwürfiger Höflichkeit und begann, nachdem er sich auf Hugos Einladung gesetzt hatte, mit klangvoller Stimme und großer Gewandtheit im Ausdruck einen längeren Vortrag.

„Ich habe Sie vergeblich in Ihrer früheren Wohnung gesucht. Ihre Frau Wirthin konnte oder wollte mir Ihre neue Adresse nicht angeben, und wenn wir nicht eine so gut organisirte Meldepolizei hätten, würde ich vielleicht noch

Tage lang nach Ihnen gefahndet haben. Hoffentlich komme ich nicht zu spät. Haben Sie über Ihr neues Schauspiel schon verfügt? Ich meine: haben Sie schon einem Agenten den Debit an andere Bühnen, die Drucklegung des Manuscriptes, die Versendung, Abschließung der Verträge, Einziehung der Tantièmen u. s. w. übertragen?"

„Es haben sich allerdings schon mehrere Herren dazu erboten, aber ich habe noch keine Zeit gehabt, mich darum zu kümmern."

„Das ist mir lieb zu hören. Dann möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich möchte Ihnen die Mühe abnehmen, sich um den geschäftlichen Vertrieb des Stückes noch zu kümmern, — und zwar möchte ich das im weitesten Sinne des Wortes. Ich habe Ihr Schauspiel gesehen, ich verspreche mir nicht nur hier, sondern auch in Oesterreich, in München, Dresden u. s. w. und in der Provinz einen nachhaltigen Erfolg. Ich sage Ihnen das, damit Sie mich nicht mit den Leuten verwechseln, die gute Waare entwerthen wollen, um sie billiger an sich zu bringen. Und ich wäre durchaus nicht abgeneigt, Ihr Stück käuflich zu erwerben. Sie würden alle Rechte an mich abtreten — das Recht der Aufführung für alle Länder und auf die ganze gesetzliche Frist —, und ich würde Ihnen dafür achttausend Thaler zahlen. Baar und sofort, bei Unterzeichnung des Vertrags. Ich glaube nicht, daß bis zur Stunde jemals einem jungen Dramatiker in Deutschland ein solches Anerbieten gemacht worden ist. Ich füge hinzu, daß ich trotzdem kein schlechtes

Geschäft zu machen glaube und, wenn mich meine Berechnung selbst diesmal im Stich lassen sollte, doch das vollste Vertrauen habe, mit Ihrem nächsten Stücke ein etwaiges Deficit zu decken. Sie würden mir, da Sie mit meiner Geschäftsführung unzweifelhaft zufrieden sein würden, gewiß versprechen, auch Ihre späteren Dramen mir anzuvertrauen."

Hall war von dem Vorschlage des Agenten auf's Aeußerste überrascht. Er hatte sich bisher kümmerlich durch's Leben geschlagen. Um durch sein Aeußeres, seine Kleidung und Wäsche, den Schein einer besseren und einträglicheren Existenz, als sie ihm in Wahrheit beschieden war, zu erwecken, hatte er sich in allem Uebrigen die größten Entbehrungen auferlegt. Für die Feuilletons und wissenschaftlichen Aufsätze, die er bisher veröffentlicht hatte, hatte er zwar verhältnißmäßig ganz anständige, aber doch nur bescheidene Honorare bezogen, und nur seinem haushälterischen Sinne und seiner Willenskraft, auf alle kostspieligeren Genüsse des Daseins zu verzichten, war es zu danken, daß er sogar vor der Frau Räthin die Täuschung eines auskömmlichen, geldsorgenfreien Lebens hatte aufrechterhalten können. Nun bot ihm unerwartet dieser Herr Scherfer mit einem Schlage eine Summe, die etwa das Zehnfache seines bisherigen Jahreseinkommens darstellte. Er hatte sich über den geschäftlichen Werth seiner erfolgreichen Dichtung bis jetzt nur ganz unklare Vorstellungen gemacht. Daß er das Stück für viele Tausende würde verkaufen können, daran hatte er nie gedacht. Das Anerbieten Scherfers nahm ihn jetzt so vollkommen

in Anspruch, daß er alles Andere, was ihn so tief schmerzte und quälte, zeitweilig darüber vergessen konnte.

„Sie sprechen offen mit mir," sagte er, nachdem Scherfer geendet hatte. „Das verpflichtet mich zu gleicher Offenheit. Ich sage Ihnen also ohne Weiteres, daß ich Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde. Ich bin in allen diesen Dingen unerfahren, und es wäre mir bequem und angenehm, wenn ich mich um das Geschäftliche gar nicht weiter zu kümmern hätte, — ich würde also Ihren Vorschlag annehmen, wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie auch meine zukünftige dramatische Thätigkeit dabei berücksichtigt haben. Da kann ich aber gar kein Versprechen geben, geschweige denn eine Verpflichtung eingehen. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt je noch ein Stück schreiben werde; ich möchte also nur auf der Basis mit Ihnen unterhandeln, daß wir eine Vereinbarung über ‚Herkules und Omphale' anstreben, ohne alle Rücksicht auf das, was ich etwa noch schreiben werde."

Scherfer hatte Hugos Worte mit überlegenem Lächeln aufgenommen.

„Schön, schön!" sagte er in verbindlichstem Tone. „Wenn Ihnen damit gedient sein kann, bekümmern wir uns einstweilen also nur um das fertige, um das aufgeführte Stück. Versprechen Sie mir nur das Eine: daß für den Fall, daß Sie ein neues Schauspiel schreiben, Sie wegen des eventuellen geschäftlichen Vertriebes keinen Vertrag abschließen, ohne mit mir verhandelt zu haben."

„Das kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versprechen, aber ich wiederhole Ihnen . . ."

„Und das genügt mir vollkommen," fiel Scherfer mit freundlichem Lächeln ein. „Und glauben Sie einem alten Praktikus: Sie werden weiter für die Bühne arbeiten! Sie werden neue und glänzende Erfolge feiern. Sie werden voraussichtlich auch einmal eine Schlappe erleiden und sich hoch und theuer verschwören, kein Stück mehr zu schreiben. Und Sie werden es doch thun! Mit der Bühne ist's eben etwas ganz Eigenes. Wer einmal damit zu thun gehabt, den läßt sie nicht wieder los. Und wer das besondere Talent hat, für die Bühne zu schreiben, der muß dafür schreiben, er mag wollen oder nicht. Wir wollen uns über Jahr und Tag wieder sprechen."

„Sie könnten sich gleichwohl irren . . ."

„Das Risico übernehme ich. Würden Sie also bereit sein, ohne sich für die Zukunft irgendwie zu binden, mir Ihr Schauspiel unter den Ihnen bekannten Bedingungen zu verkaufen?"

„Ja!"

Scherfer reichte Hall die Hand, in die dieser einschlug.

„Also abgemacht!" bekräftigte der Agent mit einem festen Drucke der Hand. „Da ich den uns Beiden gleichermaßen erwünschten Abschluß unserer Verhandlungen vorhergesehen habe, so habe ich mir erlaubt, den Vertrag wie ich ihn mir denke, in zwei Exemplaren gleich mitzubringen. Sie sehen, er ist kurz und einfach."

Er überreichte dem Dichter das Schriftstück, das er aus seiner Seitentasche hervorgeholt hatte. Es enthielt nur wenige Zeilen: Hall übertrug gegen ein Honorar

von achttausend Thalern dem Agenten Bernhard Scherfer alle Rechte an seinem Schauspiel „Herkules und Omphale." Hugo nickte zustimmend.

„Wenn Sie unterschreiben wollen," nahm Scherfer wieder das Wort, „können wir die Sache gleich definitiv erledigen."

Mit diesen Worten zog er seine Brieftasche hervor, in der die Kaufsumme bereits in einem Briefumschlage abgezählt bereit lag. Scherfer reichte ihm das Couvert. Hugo unterschrieb das eine Exemplar und empfing dagegen das zweite Exemplar mit Scherfers Unterschrift. Mit einem abermaligen Händedruck war das Geschäft abgethan. Scherfer empfahl sich, nachdem er für die schnelle Abwicklung noch einige höfliche Dankesworte gesagt hatte, zufrieden lächelnd mit derselben respectvoll tiefen Verbeugung, mit der er sich vorgestellt hatte.

Die ganze Unterhandlung hatte etwa zwanzig Minuten erfordert. Und in dieser knappen Spanne Zeit hatte sich für Hugo eines der wichtigsten Ereignisse seines Daseins erfüllt: er hatte jetzt die wunderbar beruhigende Gewißheit, auf Jahre hinaus von allen Sorgen um das tägliche Brod befreit zu sein. Das Bewußtsein gab ihm eine merkwürdige Ruhe und Kraft. Wiederholt ließ er die Scheine, die er aus dem Couvert genommen hatte, durch die Finger gleiten und zählte sie nach. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er die Freude des Besitzes. Er athmete tief auf, betrachtete wohlgefällig die bunten Scheine und lächelte. Er hatte ein gewisses Ge=

fühl der Beschämung darüber, daß der Zwischenfall wenigstens für den Augenblick seine Stimmung so vollkommen zu ändern vermocht hatte, daß ihm jetzt tausend Gedanken, deren Verwirklichung ihm nun auf einmal ermöglicht worden war, durch den Kopf schossen und ihn weit entfernten von all den nagenden Traurigkeiten, die ihn seit sechsunddreißig langen Stunden so unbarmherzig gepeinigt hatten. Er machte sich geheime Vorwürfe darüber, daß ihn das lumpige Geld einen Treubruch an seinem Schmerze über Leonie begehen lassen konnte. Mit Wehmuth gedachte er auch der armen Martha . . . aber die Gewißheit, überschnell das Ziel, das er bis zur Stunde in dämmeriger Ferne nur undeutlich vor sich gesehen hatte, mit einem Sprunge erreicht, die Unabhängigkeit, nach der er sich immer gesehnt, errungen, die belastenden Fesseln, die ihn seit Jahren in Berlin zurückhielten, abgestreift zu haben, gewährte ihm ein so starkes Frohgefühl, daß Alles das, was ihn so furchtbar erregt, so sehr bekümmert hatte, ihm nun in einem anderen Lichte erschien. Jetzt war ihm die Möglichkeit geboten, all dem Jammer zu entrinnen. Er konnte reisen, konnte sich, wenn er nach Einsamkeit verlangte, in irgend einen entlegenen Winkel vergraben, konnte, wenn er sich zerstreuen wollte, nach Paris oder London gehen, konnte die gewaltigen Eindrücke der Fremde im Osten oder Westen auf sich wirken lassen, — er war frei, er war sein eigener Herr. Was auch die nächste Zukunft ihm bringen mochte, er konnte ihr nun ruhiger entgegensehen.

Und das elende Geld, das da vor ihm lag, war es,

das diese Wandlung, die er selbst ungläubig und beschämt belächelte, in ihm bewirkt hatte . . .

In dieser Stimmung befand er sich, als ihm Leonies Antwort überbracht wurde. Sie machte geringen Eindruck auf ihn, sie überraschte ihn kaum; sie bestätigte lediglich, was er erwartet hatte. Er warf einen Blick auf die Kisten und Kasten, die noch immer nicht geöffnet und geleert waren, und sagte halblaut: „Ich glaube kaum, daß ich vorläufig auspacken werde.“

Er sehnte sich fort aus der großen Stadt, die ihm auf einmal so lieblos und häßlich erschien. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, und aus der Tiefe seiner Niedergeschlagenheit hob ihn nun das stärkende Bewußtsein empor, die Freiheit seiner Bewegungen gewonnen zu haben . . .

Leonie hatte sich langsam angekleidet. Die Stunden des Nachmittags währten ihr eine Ewigkeit. Sie fühlte sich matt, und eine fürchterliche Unruhe ängst'gte sie. Sie wollte anspannen lassen, spazieren fahren, Besuche machen, — aber der kaum gefaßte Plan wurde sogleich von ihr wieder aufgegeben. Sie mochte keinen gleichgiltigen Menschen sehen. Und vielleicht würde sie den Einen, den sie erwartete, verfehlen. Sie freute sich zwar keineswegs auf den Besuch Vallinis, aber es erschien ihr unumgänglich nothwendig, den Künstler zu sprechen und den Versuch, ihm eine andere Meinung über ihr Wesen und ihren Charakter beizubringen, wieder aufzunehmen. Es war ihr eine Pflicht der ethischen Selbsterhaltung.

Sie ging im Erker auf und ab. Sie setzte sich an den kleinen Schreibtisch, um ein paar unwichtigere Briefe,

die längst der Erledigung harrten, zu beantworten. Auch das war ihr nicht möglich. Sie nahm den neuesten französischen Roman, der viel von sich reden machte, zur Hand. Ihre Augen flogen gedankenlos über die Zeilen, sie verstand nicht einmal, was sie las, und legte das Buch bei Seite. Sie öffnete den Steinway. Die ersten Töne, die sie anschlug, thaten ihrem Ohre weh, und sie stand auf. Immer wieder und immer wieder trieb es sie nach dem breiten Erkerfenster, immer wieder blickte sie durch die gestickten Stores die Straße hinab. Der, den sie erwartete, kam nicht. Einen Augenblick bedauerte sie beinahe, daß sie die Begegnung mit Hugo erst auf den folgenden Tag angesetzt hatte. So peinlich es ihr auch gewesen wäre, gerade ihm jetzt gegenüberzutreten, — er hätte sie wenigstens nicht warten lassen.

Nur nicht warten!

Und wenn die unausbleibliche Auseinandersetzung mit ihm auch einen noch so stürmischen Verlauf nehmen würde, jede Aufregung war dieser Marter des unleidlichen Wartens, der zugleich anstachelnden und lähmenden Ungewißheit vorzuziehen. Nur nicht warten!

Sie fühlte sich erleichtert, als Felix von der Börse heimkam und in seiner unbefangenen, etwas derben Weise sie begrüßte. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie übel gelaunt war. Felix machte ihr alle denkbaren Vorschläge, um sie zu zerstreuen; sie lehnte alle ab, zog sich gleich nach Tisch auf ihr Zimmer zurück, und beschloß den unbehaglichen Tag mit einem trübseligen Abend.

XIV.

Als Dr. Lohausen in der Mittagsstunde bei Frau Emilie Breuer vorsprach, in der sicheren Voraussetzung, seiner jugendlichen Patientin die Genehmigung zur sofortigen Abreise ertheilen zu können, wurde er schmerzlich überrascht. Schon die besorgte Miene der Räthin, die durchaus nicht zu den übertrieben ängstlichen Müttern gehörte, weissagte ihm nichts Gutes. Frau Emilie berichtete denn auch dem befreundeten Arzte, daß sich gestern Nachmittag, kurze Zeit, nachdem er sie verlassen, das Fieber mit erneuter Heftigkeit eingestellt und in den vorgerückten Abendstunden einen geradezu beängstigenden Charakter angenommen habe. Allmählich habe es nachgelassen und Martha hatte sich plötzlich merkwürdig frisch gefühlt.

„Sie sah blühend und gesund aus," fuhr Frau Emilie fort. „Mit ihren leichtgerötheten Wangen, ihren großen lebhaften Augen, die noch mehr als sonst glänzten, machte sie den Eindruck des vollsten Wohlbefindens. Sie war aufgeräumt, beinahe übermüthig, lustiger, als ich sie

seit Wochen und Monden gesehen habe. Wir bauten allerhand schöne Pläne für die Zukunft, wir machten schon unsere Tagesordnung für Italien. Auf einmal erregte sie sich wegen eines Nichts — ich glaube, wir sprachen davon, ob wir einen sehr großen oder zwei kleinere Koffer zur Reise kaufen sollten — die Thränen traten ihr in die Augen, und sie verfiel in tiefe Traurigkeit. ‚Wir brauchen gar keinen Koffer,‘ schluchzte sie und weinte dabei zum Steinerweichen. ‚Ich kann ja doch nicht reisen!‘ Ich suchte sie zu trösten und fragte unvorsichtiger Weise, weshalb sie denn nicht reisen könne. ‚Weil ich sterbe!‘ antwortete sie, und die Thränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen. Dann kam wieder das alte, böse, trockene Hüsteln, das sie sehr anzustrengen schien, und endlich schlief sie vor Ermattung ein. Seit zehn Uhr wacht sie . . . wenigstens ungefähr! Sie dämmert so vor sich hin . . . Nun, Sie werden's ja sehen. Aus unserer schönen Reise wird aber, so fürchte ich, so bald nichts werden.“

„Wollen sehen, wollen sehen,“ versetzte der Arzt und trat in die kleine Stube, in der Martha ruhte. Lohausen bedeutete der Räthin durch einen discreten Blick, ihn mit der Patientin allein zu lassen.

„Nun, meine liebe Martha,“ begann der Doctor, während er auf dem Stuhle am Bette Platz nahm und die schmale, heiße, trockene Hand des kranken Mädchens mit der seinigen sanft umspannte, „noch immer der böse Husten und das dumme Fieber! Das ist ja gegen alle Verabredung! Gestern hoffte ich das Beste, und nun sagt

mir Mama . . . Haben Sie denn irgend eine Unvorsichtigkeit begangen?"

„Gestern nicht . . . aber in der Nacht vorher!"

„In der Nacht?" fragte Lohausen erstaunt.

Martha nickte zustimmend.

„Was haben Sie denn da angefangen? Sie wissen, daß Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken dürfen."

„Ich bin in der Nacht heimlich ausgegangen . . . Ich war eifersüchtig . . . auf meinen Bräut . . . auf Doctor Hall . . . Ich bin ihm nachgegangen . . . Mama weiß es nicht . . . Es war sehr kühl, und es regnete stark . . . da werde ich mich wohl erkältet haben."

„Aber Kind! Kind!" rief der Arzt ungehalten. Er beruhigte sich aber sogleich und setzte in freundlichem Tone hinzu: „Na, das läßt sich nun nicht mehr ungeschehen machen . . . Also keine Vorwürfe . . . Aber Sie unartiges Mädchen haben da etwas Nettes angerichtet! Na, wie gesagt: keine Vorwürfe . . . Also, wie steht's?"

„Der Husten quält mich recht! Ich habe auf der Brust so ein eigenthümliches Gefühl der Spannung und Schwere . . . und mir ist, als ob sich das Herz loslöste und nach unten drängte . . . und an die Rippen . . ."

„Hm . . . hm . . . also immer das alte Leiden?"

„Nur heftiger, lieber Doctor!"

„Nun, ich will Ihnen etwas Beruhigendes verschreiben . . . wir wollen wenigstens das Fieber zu bekämpfen suchen . . . aber die Arzenei allein wird's nicht thun. Die Hauptsache liegt bei Ihnen. Sie müssen alle Willenskraft zusammennehmen, um möglichst ruhig zu

bleiben, um alle Aufregung zu vermeiden. Wenn Sie von quälenden Gedanken heimgesucht werden, rufen Sie Ihre vortreffliche Mutter, und denken Sie daran, daß Ihnen Ihre beste Freundin zur Seite steht. Denken Sie daran, daß Sie gesund werden und eine schöne Reise machen müssen . . . Sie sind wirklich zu beklagen," fuhr er launig fort, indem er die kleine Hand sanft streichelte. „Aus dem feuchten, kalten, unfreundlichen Berlin müssen Sie hinaus, müssen in das schöne Land gehen, wo die Citronen blühen, wo die Leute vergnügt sind, Sie Aermste! . . . Ich wollte, ich könnte Sie begleiten! . . . Also, mein liebes Kind, hübsch artig sein, sich ruhig verhalten! Hören Sie? Und wenn die bösen Gedanken kommen, denken Sie daran, daß Alles bald vorübergeht, daß Sie in wenigen Tagen Wärme und Sonnenschein und die herrlichste Natur haben, die der liebe Gott geschaffen hat . . . Und was Sie mir da von dem dummen Streich gesagt haben, das bleibt unter uns! Morgen komme ich wieder. Adieu, liebe Martha, adieu, mein Kind!"

Als der Doctor das Recept schrieb und die Räthin ihn ängstlich fragend ansah, sagte er: „Na, es könnte besser gehen. Aber ich hoffe, es wird sich machen. Messen Sie heut Abend die Temperatur; und wenn das Thermometer vierzig Grad erreicht oder gar übersteigt, dann lassen Sie mich rufen. Auf Wiedersehen . . . hoffentlich erst morgen! Auf Wiedersehen, liebe Freundin!" —

Kurz vor Mitternacht wurde Dr. Lohausen noch einmal an das Krankenbett Marthas gerufen. Die Fiebernde

hatte gegen einundvierzig Grad. Er blieb über eine Stunde bei der Kranken. Er tröstete die arme Mutter, die am Bette ihres Kindes, das mit geschlossenen Augen und hochgerötheten Wangen dalag und beständig von einem harten trockenen Hüsteln und Athemnoth gequält wurde, heiße Thränen vergoß, ohne ihren Schmerz durch einen Laut zu verrathen.

XV.

Zu der von Leonie bestimmten Nachmittagsstunde begab sich Hugo am anderen Tage — es war ein Freitag — nach dem Hause in der Victoriastraße, in dem er die glücklichsten und auch die unglücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Er hatte die bestimmte Empfindung, daß er es heute zum letzten Male betreten würde. Jede Stufe, die er überschritt, die Glocke, die er zog, die Thür, die sich ihm öffnete, betrachtete er nun als etwas Merkwürdiges, bei jeder gleichgiltigen Einzelheit, die er als etwas Selbstverständliches bisher übersehen hatte, vergegenwärtigte er sich, daß er sie nicht wiedersehen würde, daß er Abschied auf ewig von ihr zu nehmen habe.

Selbst Jean, der ihm meldete, daß die gnädige Frau ihn im Erker erwarte, betrachtete er heute mit anderen Augen als sonst, mit dem Ausdruck eines gewissen wehmüthigen Bedauerns. Und sonderbar! auch Jean, der dem Doctor immer sehr ergeben gewesen war, hatte, als er die Meldung machte, etwas Gedrücktes, Verlegenes.

Dem klugen Diener hatte die Thatsache, daß Herr Vallini von der gnädigen Frau unter besonderen Anempfehlungen empfangen und der Herr Doctor auf Befehl abgewiesen worden war, vollauf genügt, um die Situation zu überblicken. Der gute Doctor, der immer so freundlich zu ihm gewesen war, that ihm leid!

Leonie, die ein dunkles stumpffarbiges Kleid von ausgesuchter Einfachheit angelegt hatte, war sehr blaß. Sie sah übernächtig und nervös aus. Sie erhob sich, als Hugo eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Sie neigte ein wenig den Kopf und reichte ihm die Hand, artig, aber kühl.

„Verzeihe," sagte sie ruhig, aber mit leiserer Stimme, als sie sonst zu sprechen pflegte, „daß ich Dich gestern und vorgestern nicht habe empfangen können. Ich war wirklich sehr unwohl. Ich bin es noch. Und ich möchte Dich deshalb vor Allem bitten: mach mir keine Scene! Sage mir, was Du mir zu sagen hast, ruhig, ohne Gehässigkeit, — ich kann Alles ertragen, nur keine Scenen . . . wegen Dinge, die ich nicht ändern kann, die ich auch nicht ändern mag, weil sie völlig harmlos sind. Du weißt gar nicht, wie Du Dir schadest, daß Du beständig das Unverfänglichste aus thörichter Eifersucht zu Unstatthaftem stempeln willst. Sei vernünftig! Ueberlege Dir, was ich Dir gewesen bin, was ich Dir noch bin, wenn Du es nur willst . . . und nun sprich!"

„Was Du mir noch bist?" wiederholte Hugo. „Ist Dir denn das ernst gemeint? Wie soll ich denn Alles das, was in den zwei überlangen Tagen geschehen ist,

in Uebereinstimmung bringen mit dem, was Du mir warst?“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Leonie kampfbereit.

„Nun, weshalb hast Du mich gestern abgewiesen?“

„Weil ich krank war! Ich hab's Dir ja schon gesagt!“

„Aber doch nicht so krank, um auch dem Anderen die Thür zu weisen.“

„Ich verstehe Dich nicht. Welchem Anderen?“

„Vallini, wenn Du den Namen denn durchaus hören willst.“

„Ich habe ihn nicht empfangen!“ erklärte Leonie mit trotziger Bestimmtheit.

„Ich habe ihn ja aus dem Hause treten sehen.“

„Hast Du ihn hier gesehen? Hier im Hause, wo ich ihn empfangen habe? Ach! Du zweifelst wohl an meinen Worten? Frage doch die Dienstboten aus . . . es würde mich kaum noch in Erstaunen versetzen können!“

„Also Du willst mich glauben machen . . .“

„Nicht das Geringste, mein Lieber!“ unterbrach Leonie mit schneidender Kälte. „Glaube, was Dir Spaß macht! Quäle Dich, wenn es Dir beliebt, mich aber quäle nicht, darum bitte ich Dich sehr ernsthaft . . . Ich habe mich nicht vor Dir zu rechtfertigen, und ich will es nicht.“

„So erkläre mir nur das Eine: hast Du Dir nicht vergegenwärtigt, daß es mich auf das Tiefste kränken würde, Euch im Theater zusammen zu sehen, bei der

zweiten Aufführung meines Stückes, wo ich Euch zusammen sehen mußte? Weshalb hast Du mir das angethan?“

„Daran war ich vollkommen unschuldig! Die Herren wollten nun einmal durchaus gehen, und ich bin mit meinem Widerspruche nicht durchgedrungen . . . Lächele nicht so malitiös, wenn ich bitten darf! Es ist so! Gerade in solchen Kleinigkeiten habe ich den Willen meines Mannes zu respectiren, um . . . Anderes wieder gut zu machen. Es thut mir leid, daß ich gerade Dir das sagen muß. Aber immer der alte beleidigende Argwohn! Niemals das geringste Verständniß für gewisse Ansprüche, die mein Leben, wie es nun einmal ist, an mich stellt! Mit solchen Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten schadest Du Dir mehr, als Du ahnst. Du tyrannisirst mich, Du quälst mich ohne Grund. Glaubst Du, daß es eine Frau giebt, die das auf die Dauer ertrüge? Ich bin eine selbstständige Natur und an gute Behandlung gewöhnt. Du liebst mich, Du liebst mich — Du sagst es mir, und ich will es Dir auch glauben. Aber damit glaubst Du auch Alles gesagt zu haben! Du marterst mich bis auf's Blut, und Deine einzige Entschuldigung ist: Du liebst mich! Nein, mein Freund, das ist nicht die rechte Liebe! Die wahre Liebe ist langmüthig und freundlich, sie eifert nicht und stellt sich nicht ungeberdig, sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles! — Wenn ich an dieses herrliche Wort des Apostels denke, wahrhaftig, dann muß ich zweifeln, ob Du mich wirklich jemals geliebt hast!“

Hugo lachte wild auf.

„Du zweifelst?! Nun, dann sieh mich an! Du bist mein Alles mir gewesen, meine Luft, die ich athmete, mein Licht, das mich erhellte und durchwärmte, und seitdem ich Dich verloren zu haben fürchte, schleiche ich als Schatten durch Nacht und Kälte . . . Nein, dies Dasein ist schlimmer als das Nichts! . . . Du darfst Dich nicht von mir wenden! Du darfst es nicht!"

Hugo hatte die letzten Worte in dumpfer Verzweiflung hervorgestoßen. Er drückte die beiden Hände an die Schläfen und stöhnte.

Als Leonie den kräftigen Mann, den sie niemals schwach gesehen, völlig gebrochen vor sich erblickte, überkam sie Mitleid und Rührung. Jetzt hätte sie ihm um den Hals fallen und ihm in einem innigen Kusse zuhauchen mögen: „Vergieb mir! Ich habe mich wiedergewonnen und gebe mich Dir auf's Neue! Streichen wir die letzten entsetzlichen Tage aus unserem Leben, vertilgen wir das Gedenken daran; denken wir nur daran, wie glücklich wir gewesen sind, und versuchen wir es redlich und entschlossen, wieder glücklich zu werden!" Aber die Erinnerung an den Anderen, die sie nicht bannen konnte, drängte sich gewaltsam zwischen sie und den Armen, den sie da vor sich sah. Sie seufzte leise auf und sagte mit wirklichem Mitgefühl: „Sei doch vernünftig, mein Kind!"

Hugo blickte fragend zu ihr auf. Sie vermochte seinen Blick nicht zu ertragen und senkte die Lider.

„In Deine Hand ist es gegeben," entgegnete Hugo nach einer kurzen Pause, „mich so vernünftig zu machen, wie Du es nur irgend wünschen magst. Werde wieder,

was Du mir warst! Was Du mir nicht mehr bist, Leonie! Mein Gefühl täuscht mich nicht! Habe den Muth, aus dem Taumel, der Dich umfangen hält, zu erwachen, rüttle Dich auf und erkenne Deine Verirrung! Mißverstehe mich nicht!" fuhr er eifriger fort, als er sah, wie sich Leonie auf die Lippe biß. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen! Ich will Dich nur zum Erkennen Deiner selbst zurückführen. Und ich will Dir zeigen, daß, um Alles zu verzeihen, es nicht einmal erforderlich ist, Alles zu begreifen. Auch das Unbegreifliche will ich verzeihen! Nie soll Dich ein Wort, ein Blick von mir daran gemahnen! Ich will es auslöschen aus meinem Gedächtniß! Ich will mir einreden, von einem heimtückischen Traum genarrt zu sein, und will Dich lieben so heiß, so wahr, so zärtlich wie nur je! Wahrhaftig, ich will's! Und nun sage mir, Leonie, zweifelst Du noch?"

Sie hatte ihn jetzt scharf angeblickt aus weitgeöffneten Augen. Es war ihr unheimlich, wie Hugo ihre geheim gehaltenen inneren Regungen durchschaut, ihre nicht gesprochenen Worte gehört und darauf so geantwortet hatte, wie sie es erwartete. Ja, der verstand sie! Und ihn hatte sie wirklich verlassen wollen, verlassen können um jenes Anderen willen! Ja, es war unbegreiflich! Aber er wollte ihr sogar das Unbegreifliche vergeben. Er liebte sie wahrhaft, und seine Liebe war langmüthig, duldete Alles und hoffte Alles!

Sie lächelte beschämt, dankbar, herzlich. Sie wollte ihm die Hand zur Versöhnung reichen. Eine gewisse Befangenheit machte sie zögern. Sie wartete darauf,

daß Hugo, der ja ganz genau fühlen mußte, welche Wandlung jetzt in ihr vorging, ihre Hand ergreifen würde. Wie verlangte es sie danach, ihm diese Hand zu überlassen, den Druck der seinigen feurig zu erwidern und in zärtlicher Umarmung den Bund neu zu besiegeln! Und auch Hugos Lippen umflog jetzt ein glückseliges Lächeln, und wie sie es gehofft, wie sie es gewußt hatte, tastete suchend seine Rechte nach der ihrigen . . .

Da trat bedächtig und ausdruckslos wie immer Jean in das Zimmer und überreichte der Herrin eine Karte; darauf trat er sogleich mit gemessenem Anstand an den Thürpfosten zurück und harrte da in militärischer Haltung des Bescheides.

Leonie war erbleicht. Hugo hatte sogleich errathen, wer der Störenfried da draußen war. Er hätte es nicht einmal zu errathen brauchen, ein flüchtiger Blick auf die unverhältnißmäßig große Visitenkarte genügte, um den in schweren gothischen Buchstaben auffällig hergestellten Namen: „Ernst Vallini“ zu lesen.

Hugo beugte sich discret zu Leonie und flüsterte ihr leise mit flehender Innigkeit zu: „Ich beschwöre Sie, empfangen Sie ihn jetzt nicht!“.

Leonie zuckte die Achseln, streifte mit einem flüchtigen Blick Jean, der theilnahmlos in die Leere starrte, sah dann Hugo unwillig an und sagte leise und scharf: „Sie sind nicht recht gescheidt! . . . Ich lasse bitten!“ fügte sie, sich Jean zuwendend, laut und in gleichgiltigem Tone hinzu.

Jean machte eine kaum wahrnehmbare Verneigung und verschwand.

„Nun? wohin wollen Sie?“ fragte sie Hugo, der seinen Hut genommen hatte und sich ihr näherte.

„Ich will gehen . . . wohin weiß ich nicht!“

„Jetzt dürfen Sie nicht gehen! Warten Sie noch zehn Minuten! Wie würde es aussehen, wenn Sie jetzt davonliefen!“

„Lassen Sie mich gehen! Ich bitte Sie! Es ist besser so!“ stieß Hugo zwischen den Zähnen hervor.

„Sie dürfen mich nicht compromittiren!“

„Weil ich Sie nicht compromittiren will . . . lassen Sie mich gehen. Ich weiß nicht, ob ich mich beherrschen kann!“

„Bleiben Sie!“ befahl Leonie.

„Auf Ihre Gefahr!“ keuchte Hugo, während sich seine Nasenflügel blähten.

Mit der Rose im Knopfloch, mit süßlichem Lächeln und strahlender Stirn, sorglos und selbstzufrieden wie immer, trat jetzt Vallini ein, verneigte sich gegen Leonie, küßte ihre Hand und sagte, nachdem er mit Hall einen flüchtigen Gruß ausgetauscht hatte: „Hoffentlich wird meine allergnädigste und allerschönste Gönnerin mir nicht gezürnt haben, daß ich gestern . . .“

„Ihr Instinct hat Sie gut berathen,“ fiel ihm Leonie in's Wort. „Gestern hätte ich Sie gar nicht empfangen können. Ich war unwohl!“

„Ah! Ah!“ rief Vallini mit dem Ausdruck schmerzlichster Ergriffenheit, als ob er ein tiefes Weh empfände. „Sie waren leidend?“

„Nur nicht ganz wohl. Es hat gar nichts auf sich!"

„Und heute?"

„Ich danke! Vollkommen wohl! Und gute Laune dazu! Meine guten Freunde sorgen ja dafür, daß ich nicht Grillen fange," setzte sie lächelnd hinzu, in dem Bestreben, Hugo, der mit gefurchten Brauen, etwas abseits saß und auf den Teppich starrte, in die Unterhaltung zu ziehen.

„Ja, ja!" versetzte Vallini gedankenlos, blos um die Pause zu füllen. Denn Hugo blieb unbeweglich und schwieg. Er blickte nach wie vor auf das bunte Muster zu seinen Füßen und schien sich um die Beiden und um das, was sie sagten, nicht zu kümmern. Er bemerkte auch nicht, wie Vallini ihn mit flüchtigem Lächeln betrachtete und dann mit kecker Pfiffigkeit Leonie ansah.

Leonie gerieth nicht leicht in Verlegenheit, jetzt aber fühlte sie sich befangen, und es wollte ihr in der schwülen Atmosphäre, die sie bedrückte, nicht gelingen, irgend ein unverfängliches Gesprächsthema anzuschlagen. Es entstand eine Pause. Zum ersten Male hörte sie das leise Ticken ihrer kleinen Schreibtischuhr.

„Es macht auf mich beinahe den Eindruck," sagte Vallini nach einer Weile unbehaglicher Stille, „als ob ich hier irgend eine interessante Unterhaltung unterbrochen hätte. . . ."

„Aber ganz und gar nicht," entgegnete Leonie in leichtem Ton. „Sie wundern sich über die Schweigsamkeit des Doctors? Ja, die Herren Dichter . . . sie wollen eben ganz besonders beurtheilt sein. Sehen Sie, lieber Freund,"

fuhr sie, sich an Hugo wendend fort, „zu welchen Mißverständnissen die Originalität verleiten kann. Ihre Nachdenklichkeit hat Herrn Vallini glauben machen, daß er uns stört!“

„So?“ erwiederte Hugo schleppend. „Ueber die Frage, ob hier Jemand stört, hat Niemand anders zu entscheiden als Sie, die Wirthin.“

„Sehr beruhigend klingt das allerdings nicht!“ versetzte Vallini mit boshaftem Lächeln. „Aber Ihre Entscheidung, meine Gnädigste, genügt mir vollkommen. Und ich kann Ihnen nur beipflichten: die Herren Dichter sind ein Völkchen eigener Art . . . gerade wie wir Künstler.“

Jetzt hob Hugo den Kopf und maß Vallini vom Wirbel bis zur Sohle.

„Ich habe niemals eine Ausnahmestellung beansprucht,“ erwiderte er kalt, obwohl es in ihm flammte und kochte, „und ich verlange von keinem Menschen, daß er auf meinen Beruf besondere Rücksicht nimmt.“

Von Vallinis rosigen Lippen war das Lächeln geschwunden.

„Sie beanspruchen keine Rücksichten,“ fiel Leonie ein, die das nahende Unheil aufzuhalten bemüht war, „aber man erweist sie Ihnen gern . . . Lassen wir das! . . . Und ist es denn wahr?“ wandte sie sich an Vallini mit vortrefflich gespielter Lebhaftigkeit. „Ist es denn wahr, was heute früh in den Zeitungen steht, daß Sie als Arnold im ‚Tell‘ die Wintercampagne eröffnen werden? Wie ich mich darauf freue, kann ich Ihnen garnicht sagen!

Das ist eine Partie, für Ihre herrliche Stimme und Ihre Individualität wie geschaffen!"

„Ich soll als Arnold in der That nicht ganz schlecht sein, sagen die Leute. Jedenfalls habe ich in der letzten Saison damit in Petersburg einen Erfolg gehabt — kolossal! Ich fasse nämlich die Rolle ganz anders auf, als die Anderen. Für mich ist Arnold der Patriot, der Sohn, der Liebhaber . . . so suche ich ihn darzustellen im Spiel und Gesang," versetzte er mit Wichtigkeit.

„Das ist auch unzweifelhaft das allein Richtige!" bekräftigte Leonie höflich. Es war ihr peinlich, daß Vallini gerade vor Hugo so thöricht sprach. Sie schämte sich beinahe und schlug die Augen nieder, als Hugo malitiös zu ihr hinüberblickte. Vallini war dieses stumme Zwiegespräch nicht entgangen, und er verstand ungefähr dessen Sinn. Wenn seine Eitelkeit in's Spiel kam, war er ziemlich feinfühlig.

„Nun . . . es scheint mir," sagte er mit affectirter Hoheit, „als ob nicht Jedermann von der Richtigkeit meiner Auffassung überzeugt wäre. Mein Ehrgeiz geht aber auch gar nicht so weit, Jedermann zu befriedigen."

Er hatte offenbar Freude daran, diesen Satz gefunden zu haben.

Hugo lehnte sich etwas im Sessel zurück, klopfte langsam taktirend mit beiden Händen gleichmäßig die gepolsterten Lehnen und versetzte mit lässigem Ausdruck: „Wenn Sie auf mich anspielen, so darf ich Sie beruhigen. Auch mir erscheint Ihre Auffassung des Arnold ebenso originell wie unanfechtbar. So würde ich auch, wenn

mir der gütige Himmel eine schöne Stimme verliehen hätte, den Trovatore als den Geliebten seiner Geliebten und als den Sohn seiner Mutter auffassen. Es liegt vielleicht nicht ganz fern, aber ein Jeder kommt doch nicht gleich darauf."

Vallini gebrauchte einige Secunden, um sich darüber klar zu werden, daß Hall ihn zur Zielscheibe seines Spottes gemacht hatte. Es empörte ihn auf's Aeußerste, es machte ihn auf einen Augenblick ganz fassungslos. Seitdem er auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Triumphe stand, seit länger als drei Jahren, war er daran gewöhnt, im Theater der gefeierte, der vergötterte Künstler, im Salon der verhätschelte und bevorzugte Liebling zu sein. Wenn es hinter den Coulissen einmal mit irgend einem gekränkten Collegen zu einem unliebsamen Wortwechsel gekommen war, so hatte er der Scene im Vollbewußtsein seiner Ausnahmestellung und Unentbehrlichkeit jedesmal durch eine kräftige Grobheit ein schnelles Ende gemacht und den schwächeren Gegner niedergedonnert. Und nun sollte er, der gottbegnadete Künstler, dem die Größten dieser Welt zujubeln, sich von so einem Dichter, dessen Namen er vor acht Tagen zum ersten Mal gehört hatte, verhöhnen lassen? Verhöhnen lassen in Gegenwart einer Dame, vor der er um keinen Preis der Welt lächerlich erscheinen durfte? Als er sich die Situation vergegenwärtigte, fand er die richtige Erklärung: es war die Eifersucht des gekränkten, des abgethanen Liebhabers, die sich an ihm, dem Beglückten, rächen wollte! Da fand er auch die Waffe zur Abwehr.

„Einstweilen hatte ich nur mit der gnädigen Frau gesprochen,“ sagte er mit erzwungenem Lächeln. „Und das scheint Ihnen besonders unangenehm zu sein.“

Hugo erhob sich schnell.

„Ich möchte die dringliche Aufforderung an Sie richten, die gnädige Frau hier aus dem Spiele zu lassen!“ sagte er in gedämpftem Ton, aber mit sehr scharfer Betonung.

„Aber, meine Herren!“ fiel Leonie ein. „Ich begreife nicht . . .“

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste!“ rief Vallini, der Hugos Haltung vollkommen mißverstand und für einen Rückzug hielt. „Ich kann es unmöglich dulden, daß jener Herr in Ihrer Gegenwart . . .“

„Wir können die Unterhaltung an jedem anderen Orte und zu jeder Zeit fortsetzen, wann und wo es Ihnen beliebt,“ warf Hugo ein.

„Darum wollte ich allerdings gebeten haben,“ entgegnete Vallini, vor Erregung bebend.

„Es wird mir eine wahre Freude sein,“ versetzte Hugo, „Ihren Wunsch sogleich zu erfüllen.“

„Und ich verbiete es Ihnen!“ rief Leonie mit erhobener Stimme. „Ihnen Beiden! — Ist es denn erhört? Machen Sie sich denn nicht klar, zu welcher Rolle Sie mich in Ihrer thörichten Komödie verurtheilen? Bin ich nicht ohnehin durch meine ungezwungene Freundlichkeit gegen Leute, die mir sympathisch sind, den beleidigendsten Verdächtigungen ausgesetzt? Wollen Sie durch einen Krakehl, den kein Mensch begreifen kann, dem Skandal

die Thür angelweit öffnen? Sie haben mich verstanden! Ich verbiete es Ihnen!"

Vallini kam dies Verbot sehr gelegen. Als er merkte, wie Hugo ihm auf Schritt und Tritt folgte, hatte er ganz im Geheimen schon ein wenig bereut, so weit vorgegangen zu sein.

„Sie haben Recht, verehrteste Gönnerin," sagte er mit würdiger mannhafter Haltung, während er seinen zweireihigen Rock über der Brust straff anzog. „Verzeihen Sie, daß ich mich habe hinreißen lassen! Sie verlangen von mir ein Opfer, das mir weiß Gott nicht leicht wird. Aber ich, weiß, was ich meiner Cavalierpflicht schulde, und mit Rücksicht auf Sie — lediglich mit Rücksicht auf Sie . . ." er betonte diese Wiederholung sehr stark und warf auf Hugo einen drohenden Blick, der weniger für diesen, als für Leonie bestimmt war.

„Ach!" fiel Hugo ein, „wenn es Ihnen wirklich ernst gemeint ist, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, unsere Angelegenheit von der Person der gnädigen Frau vollkommen zu trennen."

„Ich verbiete es Ihnen!" wiederholte Leonie mit blitzenden Augen und häßlich klingender, schriller Stimme. „Haben Sie mich denn nicht verstanden? Wollen Sie mich nicht verstehen?" Sie zitterte vor Zorn. „Mit Ihnen bin ich fertig!" hauchte sie fast athemlos, und sich an den Sänger wendend, fügte sie lauter hinzu: „Aber Sie, mein lieber Herr Vallini, — Sie haben mehr Verständniß für die Unerträglichkeit der Situation, in die mich ein Skandal versetzen würde. An Sie wende ich mich, bittend!

Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie sich von dem Herrn nicht provociren lassen — weder hier noch anderwärts! Und unter keinem Vorwande! Ich werde Sie dafür um so höher achten und wissen, auf welcher Seite der wahre Heldenmuth zu suchen ist. Ihr Wort darauf!"

Vallini machte eine Kunstpause. Leonies Verlangen deckte sich zwar durchaus mit seinen geheimsten Wünschen, aber er hielt es für angemessen, einen harten inneren Kampf mit dem Triumphe des Edlen und Schönen mimisch zu veranschaulichen. Er hatte die Stirn in tiefe Falten gezogen, den Mund fest geschlossen und blickte finster und drohend in die Leere. Dann sah er Leonie an. Seine Stirn glättete sich, sein Auge entdüsterte sich, die Lippen öffneten sich und ließen in holdseligem Lächeln die glänzenden Zähne durchschimmern. Zuerst etwas zögernd, dann mit kräftiger Entschlossenheit streckte er Leonie seine Rechte entgegen und rief, nachdem er tief Athem geschöpft hatte: „Mein Wort darauf! Hier ist meine Hand!"

Leonie schlug ein und dankte ihm mit einem warmen Blicke.

Ein guter Abgang war gefunden, und der Sänger beeiferte sich, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, um aus der schwülen Atmosphäre herauszukommen.

„Sie verzeihen, wenn ich mich jetzt schon empfehle," sagte er, indem er seinen Hut ergriff. „Der Zweck meines heutigen Besuchs, mein Ausbleiben zu entschuldigen und mich von Ihrem Befinden zu überzeugen, ist erreicht. Ich habe noch unaufschiebbare Geschäfte zu erledigen. Ich

werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß das heute Versäumte so bald wie möglich nachzuholen suchen."

„Sie sind mir jederzeit herzlich willkommen! Also auf Wiedersehen!" versetzte Leonie in herzlichem Tone und mit freundlichstem Gesichte und überließ ihm die Hand zum Kusse. Er sah nach der Richtung hinüber, wo Hugo stand, Hugo erwiderte den Blick, den man für einen Gruß halten konnte, in derselben Weise, und von Leonie bis an die Schwelle begleitet, entfernte sich Vallini. Sie lächelte ihm nach, bis sich die Thür hinter ihm schloß.

Ohne sich von der Thür zu entfernen, wandte sie sich um, ihr Blick traf Hugo, und blitzschnell vollzog sich an ihr eine wahrhaft fürchterliche Wandlung. Das erkünstelte Lächeln war dem wahren Zorne, der äußersten Wuth schon gewichen. Sie hatte sich entfärbt, die fahle Farbe ihres Gesichts mit dem grünlich schimmernden Schatten unter den weitgeöffneten flammenden Augen hatte etwas Erschreckliches. Ihre Lippen bebten, an dem sonst so schönen Halse sprang eine dicke bläuliche Ader hervor. Alles Weibliche, alles Anmuthige war wie durch einen tückischen Zauber verschwunden; es war eine unschöne, rasende Frauensperson, eine Fremde, die Hugo mit unheimlichem Erstaunen vor sich sah. Noch war sie keines Wortes mächtig. Die Wuth schnürte ihr die Kehle zu. Sie drückte die zitternden Lippen fest aufeinander, stieß den Athem durch die sich hastig aufblähenden und einsinkenden Nasenflügel und nickte grausig automatenhaft einige Mal mit dem Kopfe.

Dann endlich trat sie an Hugo heran, ganz dicht, und

keuchte, während ihr Busen stürmisch auf- und niederwogte: „Du hast etwas Schönes angerichtet! Ich danke Dir! . . . Schäme Dich!" stieß sie mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hervor. Und als Hugo etwas erwidern zu wollen schien, schrie sie mit kreischender heiserer Stimme: „Jawohl, schäme Dich! Pfui! . . . Du erniedrigst mich vor jenem Menschen, zwingst mich, ihn heute um einen Dienst zu bitten, mich ihm morgen dankbar zu zeigen, ihn zu schonen für alle Zeiten, aus Furcht, daß er schwatzt, wie Du geschwatzt hast. Jenem Menschen, den nichts zur Discretion veranlaßt, sagst Du so deutlich, wie man es nur sagen kann: ‚Ich bin der Geliebte dieser Frau, und ich fange Händel mit Ihnen an, weil ich eifersüchtig auf Sie bin.' So dankst Du mir für Alles, was ich für Dich gethan habe! Schäme Dich! Versuche es nicht, Dich zu rechtfertigen! Es würde Dir nie und nimmermehr gelingen! Was Du mir angethan hast, ist beispiellos! Indiscretion über die einst Geliebte ist das niedrigste Verbrechen, das ein Mann begehen kann! Ein Dieb, ein Mörder steht in meinen Augen höher da, als der Geliebte, der sein Geheimniß, ihr Geheimniß auf die Gasse schreit. Und das hast Du gethan! Du! Du, dem ich Alles gegeben habe!"

„Um ihm Alles in einer brutalen Caprice zu entziehen!" rief Hugo jetzt dazwischen. Leonies Schmähungen hatten zunächst gar keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte sie wie ein Unbetheiligter mit angehört, als ob sie ihn gar nichts angingen. Auch die Person, die sie hervorstieß, war ihm wie eine Unbekannte. Er hatte diese

Stimme nie gehört, diesen megärenhaften Ausdruck nie gesehen. Erst allmählich fand er sich zurecht. Was! Diese rasende Furie hatte er geliebt — eben noch? Das war wirklich und wahrhaftig seine Leonie, zu der er dereinst schmachtend aufgeblickt, wie der verliebte Page zur jungen Königin? Mit der er im Walde am Wannsee lustwandelnd gesonnen und gedichtet hatte? Er fühlte sich wie von eisernen Fäusten gepackt, geschüttelt und gerüttelt — gewaltsam aufgeweckt aus einem süß bethörenden Traume zur häßlichen Wirklichkeit.

Das also war die echte Leonie, die ihm jetzt in ihrer unverhüllten Unschöne schreiend gegenüberstand, der die Wuth allen schillernden Schmetterlingsstaub erheuchelter Anmuth und berückender weiblicher Zartheit abgestreift hatte! Jene Leonie aber, die er bis zu diesem Augenblicke so wahr, so innig, so leidenschaftlich geliebt, war ein holdes Geschöpf seiner Phantasie gewesen, das im rauhen Hauche der Wirklichkeit elendiglich zerstoben war.

„Du hast mir Alles gegeben und hast mir Alles genommen!“ fuhr Hugo, der sich endlich gesammelt hatte, fort. „Genommen, ohne Grund, — weil es Dir just behagte. Und du hast mir mehr genommen, viel mehr, als Du mir je hast geben können! Und wenn Du mich bis zur Besinnungslosigkeit marterst, wunderst Du Dich, daß ich die Besinnung verliere und mich in wahnwitziger Verzweiflung einen Augenblick so weit vergessen kann, an einem armen Schächer wie diesem Vallini mein Müthchen kühlen zu wollen. Aber nicht das hat Dich compromittirt! Sei unbesorgt! Compromittirt hast Du Dich, Du Dich

ganz allein! Es ist nicht der polternde eifersüchtige Thor, der aus mir spricht; es ist der Wissende! Und wenn Du mir bei Allem, was Dir heilig ist, mit den fürchterlichsten Eiden das Gegentheil schwörst, es beirrt mich nicht: Du bist die Geliebte Vallinis, oder wenn Du sie noch nicht sein solltest, wirst Du sie werden. Und das ist Dein Verderben! Vallini ist ja freilich sehr viel bequemer, als ich es bin. Der nimmt Dich nicht so tragisch! Der wird sich sicherlich nie zu einer leidenschaftlichen Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Für den bist Du eben nichts Anderes als eine Feder mehr am Barett! Der hat Dich verdorben, der Bube! Der zerrt Dich hinüber aus dem Erhabenen in's Gemeine, aus der Liebe, die, wenn auch nach unseren Satzungen strafbar, immer etwas Heiliges ist, in die Sinnlichkeit, die immer gemein bleibt, der macht aus der Geliebten die Dirne! Mich wirfst Du jetzt weg! Es ist gut so! Denn das ist mir in dieser Stunde zur schaudernden Gewißheit geworden: zwischen uns ist fortan eine jede Gemeinsamkeit unmöglich! Du brauchst mich nicht zu verjagen! Mit meinem Willen wirst Du mich ohnehin nie wiedersehen! Was aus mir werden wird, hat Dich darum auch nicht zu kümmern. Und ich weiß es selbst nicht. Was aber aus Dir werden wird, wenn Du Dich nicht mit einer sittlichen Kraftanstrengung, deren ich Dich nicht mehr für fähig halte, aufraffst, — was aus Dir, der Geliebten Vallinis, werden wird, das will ich Dir sagen: ‚Du fingst mit Einem heimlich an! . . .‘ Du verstehst mich schon! . . .“

Leonie hatte keuchend und zitternd, mit einem zu

garstigem Lächeln verzerrten Ausdruck Hugo zugehört. Ihre Blicke huschten durch das ganze Zimmer, an der Thür hafteten sie länger, und als sie nun die Lippen öffnen wollte, ergriff Hugo seinen Hut und verließ mit den Worten: „Und ich verstehe Dich auch!" hastig das Zimmer, ohne ein Wort des Abschieds, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Während ihm Jean in den Ueberzieher half, sagte der Alles ahnende Diener kleinlaut: „Was soll denn aus der Bronze werden, die der gnädige Herr für Herrn Doctor bestimmt hat?"

„Sie werden noch Bescheid bekommen," antwortete Hugo und trat auf den Corridor. Er war sehr erhitzt. Die frische Luft, die ihm im Thiergarten entgegenwehte, that ihm wohl. Er ließ sich neben einer Spreewälder Amme auf einer Bank nieder und betrachtete lächelnd das dicke rothwangige kleine Kind, das in ihren Armen schlief. Die Amme war ganz stolz darüber und rückte das Kind so, daß der fremde Herr es noch besser sehen konnte.

XVI.

Fort von Berlin! In eine andere Umgebung, wo ihn nichts mehr an die letzten Tage erinnern würde! Hier würde er, das fühlte er deutlich, den schauerlichen Eindruck, den die einst Geliebte jetzt, in der Entfesselung ihrer unschönen Leidenschaften, in ihrer rasenden Wuth auf ihn gemacht hatte, nicht wieder loswerden. Und sollte er sich langsam verwischen, so würde jede zufällige Begegnung mit ihr oder mit Vallini, der sich überall zeigte, und dem man beständig begegnete, das häßliche Bild wieder in frischen Farben aufleuchten lassen. Darum: fort von Berlin!

Nichts fesselte ihn mehr an diese große Stadt. Alles, was sie an Werthvollem für ihn geborgen hatte, war ihm im Gegentheil gründlich verleidet. Unwillkürlich führte Hugo seine Hand nach der Brusttasche, in der er sein Portefeuille trug. Er war ja reich! Daß er das auf einen Augenblick hatte vergessen können! Daß er an nichts Anderes zu denken vermochte, als an Leonie, nichts Anderes vor sich sah, als in einem plötzlich verzerrten Gesicht diese kleinen, blitzenden Augen, die ihn auf einmal so lieblos,

so böse, so gehässig anblickten, nicht Anderes hörte, als diese heisere, rauhe, hohe Stimme! Weshalb sollte er nicht reisen? Nach dem Süden, nach dem es ihn gerade jetzt, in dem feurigen Kupferglanze der tiefstehenden Herbstsonne so sehnlich verlangte?

Nach dem Süden! Wie wohl würde er auch ihr thun, der armen kranken Martha, der der rauhe Hauch des Nordens so grausam mitspielte! Sie hatten so oft von einer Reise nach Italien wie von einem schönen, wenn auch kaum erfüllbaren Zukunftstraume gesprochen. Und jetzt hätte er ihr diese Wohlthat erweisen, hätte sein Wort, um das er die Zärtlichkeiten, die rührende Hingabe des vertrauenden Mädchens erkauft hatte, einlösen, hätte mit der durch das heilkräftige Glück zu neuem Leben erwachten jungen Frau die milden Gestade des Genfer Sees, das sonnige Oberitalien und die Riviera durchstreifen können, — wenn er die unglückliche Martha nicht belogen und betrogen hätte! Um Leonies willen!

Und neben dem garstig verzerrten Gesichte der wild erregten Frau, das unabläßig vor seinen Augen stand, leuchtete ihm jetzt in sanftem Lichte das Bild jenes guten edlen Mädchens mit den großen, ausdrucksvoll fragenden, sonderbar glänzenden Augen entgegen, das er dereinst zu lieben geglaubt und das er so tief gekränkt, so elend gemacht hatte! Und neben der unheimlichen wilden Leonie erschien ihm nun die duldende, still klagende und still tragende Martha in ihrer Jungfräulichkeit und keuschen Reinheit wie eine verklärte Heilige. Während Leonies Bild wie aus nächtigem Grau an seine Seele sich herandrängte,

hoben sich Marthas Züge wie von rosig schimmerndem Goldgrunde ab, und um die wundervolle Fülle der blonden Haare legte es sich in strahlendem Glanze wie ein Heiligenschein. Der Wiederhall der kreischenden Stimme, die ihm durch und durch gegangen war, summte ihm noch im Ohr. Martha aber schwieg. Sie hatte ja nie viel gesprochen. Sie war auch ohne ein Wort des Vorwurfs von ihm geschieden. Aber in dem Blicke, von dem er sich getroffen fühlte, lag eine fürchterliche stumme Anklage.

So konnte er sie nicht verlassen! Er mußte sie noch einmal sehen, mußte sie um Verzeihung bitten; und könnte sie ihm auch nicht vergeben — es würde ihm schon eine Erleichterung sein, wenn sie sich wenigstens von der Aufrichtigkeit seiner Reue, von der Strafe, die ihn für sein Vergehen an ihr so furchtbar schnell und roh getroffen hatte, überzeugen würde. Sie nur noch einmal sehen, — nur ein einziges Mal! — er hatte hier nichts Anderes mehr zu schaffen; seine Sachen waren gepackt, in einer Stunde konnte er alle Kleinigkeiten, die noch zu erledigen waren, abthun, und schon in der kommenden Nacht konnte er dem Süden zu rollen.

Da stand er wieder vor dem alten Hause in der Brüderstraße. Das Herz klopfte mächtig an seine Rippen. Er blickte sich scheu um, ob ihn auch Niemand beobachte, als ob er ein schweres Unrecht zu begehen im Begriff stände. Kein Mensch beachtete ihn. Der Kutscher des vor dem Hause haltenden Wagens war eingenickt. Aengstlich wie ein Dieb, der auf frischer That ertappt zu werden fürchtet, schlich er die enge, wohlbekannte Treppe hinauf.

Vor der Glasthür mit den billigen, sauberen Gardinen blieb er unschlüssig stehen.

Auf dem verwinkelten Corridor der Wohnung hörte er etwas. Er hielt den Athem an und lauschte. Es waren Stimmen, die in gedämpftem Tone eine Unterhaltung führten: eine weibliche und eine männliche.

Hugo klopfte erst leise, dann etwas lauter an die Scheibe. Die Thür wurde behutsam geöffnet.

„Um Gottes willen!" rief die Räthin, die sich auf einen Augenblick vergessen hatte, mit ziemlich lauter Stimme, als sie unversehens Hugo vor sich erblickte. Der Ausdruck der Ueberraschung, der auf ihrem strengen Gesichte zu lesen war, war sogleich dem der völligen Bestürzung gewichen.

„Was wollen Sie hier?"

„Ich muß sie sehen!"

„Leise, ich beschwöre Sie!"

„Nur noch einmal sehen, ein einziges, ein letztes Mal! Noch heute will ich Berlin verlassen, und nichts soll Sie mehr an mich erinnern, wenn Sie es so befehlen ... Aber was ist denn geschehen?" fuhr er in tödtlicher Unruhe fort, als jetzt sein Blick auf das sehr ernste Gesicht des ihm wohlbekannten Dr. Lohausen fiel. „Ist denn die arme Martha bedenklicher erkrankt?"

„Treten Sie vor allen Dingen ein!" sagte der Arzt in halblautem Tone. „Zwischen Thür und Angel läßt sich das nicht abmachen."

Er hatte die Thür des Vorderzimmers geöffnet, während die Räthin mit ängstlicher Vorsicht die Corridorthür schloß. Die Drei traten möglichst geräuschlos in die

Stube ein, die Hall jahrelang bewohnt hatte. Wie frostig kahl und nüchtern erschien sie ihm jetzt — ohne seine Bücher, ohne seine Schreibereien, ohne all die Kleinigkeiten, die sie gefüllt, durchwärmt, individuell belebt hatten!

So leise sie an der Berliner Stube, wo Martha seit gestern gebettet war, auch vorübergehuscht waren, es war der Kranken, deren Sinne in der fieberhaften Ueberreizung eine besondere Schärfe gewonnen hatten, nicht entgangen. Sie glaubte auch ganz deutlich Hugos Stimme gehört zu haben; und sie wunderte sich nicht darüber: sie hatte mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet, daß er kommen werde. Mit großer Anstrengung richtete sie sich auf ihrem Lager ein wenig auf, und sich auf die beiden Hände und Unterarme stützend, den Kopf nach vorn geneigt, horchte sie. Sie hörte erst ein unverständliches Murmeln, dann das Knacken des Riegels an Hugos Stubenthür, dann nichts mehr. Aber sie horchte nochimmer mit gespanntester Aufmerksamkeit, obwohl sie keinen anderen Laut vernehmen konnte, als das pfeifende und rasselnde Geräusch, mit dem ihr eigenes beschwerliches Athmen sich aus der kranken Brust rang.

„Ja, mein armer junger Freund!" sagte Lohausen theilnahmvoll. „Ich begreife Ihren Wunsch, ich kann Ihnen Ihre Unruhe nachempfinden, und ich möchte Ihnen gern dienlich sein. Ich würde auch meiner verehrten alten Freundin herzlich zureden, sich über alles Mögliche hinwegzusetzen . . . wenn es anders wäre. Aber . . . jetzt geht's nicht!"

„Doctor!" rief Hugo in tiefer Ergriffenheit.

„Ja, Sie thun mir leid!" antwortete der Doctor herzlich. „Aber es geht einfach nicht! Es handelt sich nicht um eine verlassene Braut, um einen reuigen Sünder, es handelt sich ganz allein um eine Schwerkranke, für die jede Aufregung verhängnißvoll werden könnte! Also seien Sie vernünftig! . . . Es hilft Alles nichts! . . . Ich muß es Ihnen verbieten! . . . Es ist meine Pflicht! . . . Kommen Sie! . . . Ich fahre Sie, wohin Sie wollen . . . Wenn's der Martha besser geht, erfahren Sie's schon. Und dann . . . wollen sehen, wollen sehen . . . Aber jetzt kommen Sie!"

Er hatte seinen Arm auf Hugos Schulter gelegt und führte den völlig Gebrochenen der Thür zu, als sich von der Berliner Stube her das hastige, ungeduldige Bimmeln einer kleinen Klingel vernehmen ließ. Die Räthin erbleichte, und auch der Arzt blieb betroffen stehen.

„Hallo!" brummte er vor sich hin. „Was hat denn das zu bedeuten?"

„Können denn die da drinnen gar kein Ende finden!" hatte sich Martha gedacht, die noch immer, sich mit großer Mühe auf die Unterarme stützend, auf ihrem Bette halb saß, halb lag und endlich unwirsch den Kopf bewegte. Sie wollte Gewißheit haben. Sie wurde von Secunde zu Secunde unruhiger, erregter. Centnerschwer lag es ihr auf der Brust, jeder keuchende schnarrende Athemzug, den sie ausstieß, bereitete ihr Schmerzen, und dazu dieses unerträgliche Kitzeln in der Kehle, das in kleinen Zwischenräumen ein trockenes Hüsteln hervorrief.

Und die plauderten da nebenan! Und kein Mensch kümmerte sich um sie! Sie sollten sie nicht allein lassen!

Sie sollten zu ihr kommen — Mama und der Arzt . . . Alle! Auch der Ungetreue, der Geliebte!

Sie fühlte, wie die Kräfte sie verließen, wie sie im nächsten Augenblicke auf's Kissen zurücksinken würde. Da raffte sie sich noch einmal auf, griff nach der Klingel, die neben ihr auf dem Nachttische stand, und schwang sie verdrießlich und in unruhigem Eifer hin und her.

Unmittelbar darauf erschienen die besorgte Mutter und Lohausen auf der Schwelle.

„Was fehlt Dir denn, mein Kind?" fragte die Räthin, die schnell an das Bett getreten war.

„Ihr sollt mich nicht stundenlang allein lassen!" keuchte Martha unwillig und weinerlich.

„Es sind ja keine fünf Minuten vergangen, mein Herz," suchte Frau Emilie zu besänftigen.

„Und Ihr sollt ihn nicht vor mir verstecken! Ich will ihn sehen!"

„Meine liebe Martha!" fiel jetzt der Arzt ein. „Sie haben mir doch versprochen, ganz artig zu sein und sich hübsch ruhig zu verhalten!"

„Ach! lassen Sie mich!" stieß Martha hervor. „Immer ruhig! Und immer ruhig! Sie haben gut reden! Ich kann nicht ruhig sein! Hier brennt's!" Sie fuhr mit der Hand auf die sich hebende und senkende Brust, und ein heftiger Anfall des trockenen Hustens hemmte ihren Redefluß.

„Ich beschwöre Dich, Kind, beherrsche Dich! Bleibe nur einige Augenblicke ruhig liegen . . . Bitte, mein geliebtes, gutes Kind!"

„Ich kann nicht!“ keuchte Martha, sich wieder mit Anspannung aller ihrer Kräfte etwas aufrichtend. „Ich halte es nicht aus!“ Der Arzt stützte sie. „Ah!“ seufzte sie etwas erleichtert. „Danke, Doctor!“ Sie führte die durchsichtige magere Hand wieder auf die Brust. „Ich weiß gar nicht, wie mir ist . . . Hier wird es jetzt so warm! . . .“ Und wieder von der Unruhe erfaßt, rief sie mit hellerer Stimme: „Ich will ihn sehen! Wenn Ihr mich nicht quälen wollt, ruft ihn! . . . Oder ich springe aus dem Bett und suche ihn selbst . . . wahrhaftig! . . .“ Und noch heller, noch lauter rief sie: „Hugo!“ Dann sank sie auf ihr Lager zurück, schloß die Augen und hauchte kaum vernehmbar: „Wie warm!“

Ganz leise hatte sich die Thür geöffnet. Hugos bleiches Gesicht wurde in der Oeffnung sichtbar. Fragend, flehend blickte er die Mutter an. Die Räthin und der Arzt hatten einen flüchtigen Blick der Verständigung getauscht. Lohausen hatte die Achsel gezuckt, als wolle er sagen: die Erregung ist ohnehin nicht zu überbieten, jetzt wird ihr das Wiedersehen kaum noch schaden können, sie verlangt stürmisch danach, wozu ihr die Freude noch versagen?

Emilie bedeutete Hugo mit einer leichten Kopfbewegung, näher zu treten. Er schloß behutsam die Thür. Martha hörte ihn nicht, sie hustete jetzt stärker und böser als je zuvor. Die eigenthümliche Wärme, die in ihr aufstieg, fühlte sie jetzt beim Husten auch im Munde. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach dem Taschentuche und führte es an ihre Lippen. Als sie es entfernte, war es in ihrer krampfhaft geschlossenen Hand schaumig hellroth befleckt.

Lohausen beugte sich sichtbar erschrocken über die fest zusammengeballte Hand, die das Tuch umspannt hielt, und prüfte aufmerksam und tief ernst die unheimlichen Flecke. Darauf wandte er sich mit einem beredten Blicke an Hugo und gab diesem in unzweideutiger Weise zu verstehen, sich schleunig zu entfernen.

Hugo gebot allen seinen eigenen Empfindungen Schweigen und stand im Begriff, dem stummen Befehle des Arztes zu folgen, als Martha die Augen aufschlug.

Sie lächelte, als sie Hugo erblickte, und senkte wie zum Gruß langsam die Lider. Hugo war unschlüssig stehen geblieben.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest,“ sagte sie leise. „Ich habe Dich gleich an der Stimme erkannt! ... Sehen Sie, Doctor, nun bin ich ruhig ... und ganz artig.“

Sie lächelte wiederum, blickte zärtlich zu Hugo hinüber, und hob ein wenig die Hand, um sie dem Geliebten zu reichen. Das befleckte Tuch blieb auf der Bettdecke liegen.

Hugo war stumm neben ihrem Lager auf die Kniee gesunken, und obwohl ein unsägliches Weh sein Herz durchschnitt, bemühte er sich doch zu lächeln, und langsam führte er ihre heiße kleine trockene Hand an seine brennenden Lippen.

„Du kannst mir vergeben, Martha?“ flüsterte er zerknirscht.

„Von ganzem Herzen,“ antwortete Martha ganz leise, aber ganz deutlich.

„Ich will Alles wieder gut machen!“ sagte Hugo, der die kleine Hand mit inbrünstigen Küssen bedeckte, mit kaum halblauter Stimme. „Und jetzt darfst Du mir vertrauen, meine gute Martha. Ich verlasse Dich nie wieder! Und wenn Du erst gesund bist, fahren wir zusammen . . .“

Er unterbrach sich plötzlich. Martha hatte ihm ihre Hand jäh entzogen und sich mit einer Kraft, die ihr nicht zuzutrauen war, aufgerichtet. Ein starker, mühsamer, schrecklicher Husten durchrüttelte sie, während der herbeigesprungene Arzt ihren Rücken stützte. Sie wollte irgend etwas sagen, aber es wurde durch ihr anhaltend heftiges Husten vereitelt, sie zeigte mit der Hand auf die linke Seite der Brust und fuhr mehrfach schnell von der Herzgegend bis zum Halse auf und nieder. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. Ihre weitgeöffneten Augen glänzten jetzt wahrhaft erschrecklich, und plötzlich drang aus dem Munde ein Strom hellen Blutes. Erschöpft fiel sie darauf auf ihr Kissen zurück.

Schrecken und Entsetzen hatte die Umstehenden erfaßt.

Der Arzt rieb der Kranken Stirn und Schläfe mit Eau de Cologne. Es schien ihr eine momentane Erleichterung zu gewähren. Er reichte ihr Wasser mit Essig, das die Räthin auf sein Geheiß herbeigeschafft hatte. Martha trank gierig. Sie nickte wie dankbar. Lohausen legte sein Ohr an ihre Brust, die grollenden, gurgelnden Töne, die er hörte, bestätigten seine schlimmen Erwartungen.

Nach wenigen Minuten kam über Martha eine abermalige marternde Unruhe, ihren schwachen Bewegungen sah man den Unwillen an, und ihre Stirn legte sich in

Falten. Sie schlug mit der einen Hand mehrfach auf die Bettdecke.

„So warm!“ sagte sie. „So schrecklich w . . .“ Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, ein neuer, noch heftigerer Blutstrom entquoll dem Munde.

Nun lächelte sie noch einmal und schlug die Augen auf. Dankbar sah sie zum Arzte auf, der sich über sie gebeugt hatte. Ein unendlich zärtlicher, liebevoller Blick traf ihre Mutter. Dann suchte sie Hugo. Er stand ja dicht vor ihr. Daß sie ihn nicht gesehen hatte! Es wurde auch auf einmal so sonderbar dunkel ringsumher. Aber sie konnte ihn auch in der Finsterniß noch sehr wohl erkennen, konnte ihm zulächeln, konnte den sanften Druck seiner Hand, die die ihrige sanft umfing, herzlich erwidern.

„Zusammen!“ kam es wie ein Hauch von ihren Lippen. Sie wiederholte glücklich das letzte Wort, das Hugo ihr gesagt hatte.

Es wurde immer finsterer um sie her. Die tiefste Nacht schien eingebrochen zu sein, und es war doch wohl noch gar nicht so spät. Sie schloß die Augen . . . Sie war auch recht müde geworden . . .

Ihr Gesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen. Jetzt lag sie regungslos da. Noch einmal machte sie eine heftige Bewegung mit den Armen. Sie schien nach Luft zu ringen. Aber diese Pein währte nur einen Augenblick. Der friedliche, sanft lächelnde Ausdruck ihres Gesichts deutete auf völlige Schmerzlosigkeit. Noch einmal schlug sie die schönen blauen Augen auf. Nun war es wieder hell und sonnig geworden. Nur auf einen

Augenblick freilich. Aber der genügte, um die drei Lieben, die neben ihr standen, noch einmal zärtlich und herzlich zu begrüßen . . . Nun schloß sie die Augen, glücklich und froh, und der Kopf drückte sich tiefer in das Kissen, während sie wie befreit leicht aufseufzte.

Sie hatte ausgerungen und war in Freuden gestorben.

Der westliche Himmel flammte tiefroth im Lichte der scheidenden Octobersonne, und der mattgoldige Wiederschein fiel durch das schräge Fenster auf Marthas Lager und überhauchte die Todte mit einem wundersamen Schimmer.

Als aber das Abendroth erstarb, flößte die wachsähnliche schreckliche Blässe des Gesichts der trauernden Mutter, von der sich Lohausen soeben mit Thränen im Auge verabschiedet hatte, und deren Mienen wieder zu finsterer Ausdruckslosigkeit erstarrt waren, und dem bleichen Geliebten, der die Hand der Mutter fest in der seinigen hielt, Grausen ein.

Aber der Ausdruck des entsetzlich blassen Gesichts war so glückselig, so friedfertig, so völlig mit Allem versöhnt, daß die Beiden, die da Hand in Hand neben der Leiche saßen, das Gefühl des Grausigen bald überwanden und mit tiefster Wehmuth, mit lindernder Rührung, im Schmerze vereint, unablässig auf das wundersam ruhige, von allem Jammer befreite, verklärte Antlitz der Entschlafenen blickten.

XVII.

Am Dienstag der folgenden Woche trat Welsheim um die elfte Vormittagsstunde, wie gewöhnlich, in die kleine Loggia, in der Leonie zu frühstücken pflegte, um sich von ihr zu verabschieden, bevor er sein Bureau aufsuchte, und er traf Leonie, wie gewöhnlich, in einem lichten, kleidsamen Morgenrock bei der Chocolade, in die Lectüre der Theaternotizen, der Vermischten Nachrichten und Familienanzeigen vertieft.

„Das soll der Teufel verstehen!" rief er in seiner lauten Weise, die ihm Leonie abzugewöhnen schließlich aufgegeben hatte. „Dieser Lohausen! Schickt mir das Geld zurück . . . mit ein paar banalen Dankesworten . . . es sei keine Verwendung mehr dafür . . . Du weißt: das Geld, das ich ihm gegeben hatte, um die Kleine nach Italien zu schicken . . . Na, mir soll's recht sein! . . . Aber ich verstehe kein Wort! Verstehst Du's?"

Er reichte seiner Frau den Brief Lohausens mit den Banknoten.

„Bereichern will ich mich nicht!“ setzte er jovial hinzu. „Kauf Du Dir was Hübsches dafür!“

„Ich danke!“ erwiderte Leonie ernst, ohne den ihr hingehaltenen Brief zu berühren. „Ich habe keinen Wunsch.“

Das war ja wieder etwas Unerwartetes!

Welsheim ließ sich auf den kleinen Sessel neben seiner Frau nieder. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihm die Zeitung, die sie eben gelesen hatte, und wies mit dem kleinen Finger auf eine schwarzumränderte Anzeige.

„Ach so!“ sagte Welsheim, als er gelesen hatte. Auch er war nun ernst geworden.

„Da sind wir also zu spät gekommen!“ versetzte er nach einer längeren Pause. „Es thut mir wirklich leid! . . . Es war eigentlich ein recht hübsches Mädchen! . . . Na, sterblich sind wir Alle . . . nicht wahr? Aber es thut mir leid! . . . Und unser Hugo — Doctor Hall,“ verbesserte er sich, „thut mir auch leid, wenn er's auch nicht um uns verdient hat! . . . Ich bin nun einmal so! Ich kann nicht nachtragen! Und wenn er auch sehr ungezogen gegen Dich gewesen ist . . . jetzt thut er mir leid! Weiß Gott, er thut mir leid! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken!“

Währenddem hatte er die Bankbillets in sein Portefeuille gesteckt und den Lohausen'schen Brief sorgfältig mit dem Daumennagel gefaltet.

„Was meinst Du?“ fragte Felix. „Du sagst ja kein Wort! In solchen Fällen pflegt man doch irgend etwas zu sagen.“

„Ich habe aber nichts zu sagen!“ erwiderte Leonie langsam. „Wenn ein armes junges Mädchen stirbt,“ — Leonie nippte ein wenig an der heißen Chocolade — „traurig ist es immer!“

„Das eben meinte ich! Sehr traurig!“

„Das ist aber das Einzige, was mich berührt. Was Herrn Doctor Hall anbetrifft, so habe ich Dich sehr ernsthaft, und, wie Du wissen solltest, aus sehr stichhaltigen Gründen gebeten, den Namen des Herrn aus unserer Unterhaltung auszuscheiden, wie ich den Träger aus unserem Verkehr habe ausweisen müssen.“

„Ja, ja! Schon recht! Ich meinte ja nur . . .“

„Und diese Bitte,“ fuhr Leonie, ohne Welsheims Einwurf einer Beachtung zu würdigen, in demselben Tone fort, „ist so gerechtfertigt wie nur möglich. Zwinge mich nicht, sie noch einmal zu wiederholen, zwinge mich nicht, durch schonungsloses Aufdecken der vollen Wahrheit sie noch kräftiger zu motiviren! Du bist doch sonst so feinfühlig! Das, was ich Dir gesagt habe, sollte Dir doch genügen!“

„Vollkommen, vollkommen, liebste Leonie!“ rief Felix mit einer komisch abwehrenden Bewegung. „Ich mag von der ganzen Sache nichts mehr hören! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist! Ja, es ist schändlich, daß er uns so für alle Freundlichkeiten gedankt hat! Wer hätte das hinter dem Doctor gesucht! Unehrerbietig gegen Dich! Es ist nicht zu glauben! Er hätte Dich doch besser kennen sollen! Sein Triumph muß ihm zu Kopf gestiegen sein! Unerhört! . . . Wenn ich ihm begegne . . . Luft

ist er für mich, nichts Anderes! Ich kenne ihn nicht mehr! Ich weiß, was ich Dir, was ich mir, was ich der Ehre meines Hauses schulde! Luft! Nichts Anderes! . . . Aber leid thut er mir doch! Ich bin nun einmal so! . . . Herr Gott, da schlägt's schon ein Viertel auf zwölf . . . Es ist die höchste Zeit für mich! Lebe wohl!"

Er küßte Leonies Stirn und ging schnell auf die Thür zu. Da blieb er plötzlich stehen. „Ob wir der Frau Räthin einen Kranz schicken?"

Leonie blickte unwillig auf.

„Ganz wie Du meinst," fuhr Welsheim, der bereits den Hut aufgesetzt hatte, fort. „Ich dachte nur . . . wir sind mit dem jungen Mädchen doch einmal zusammen gewesen . . . weißt Du noch: in den Reichshallen? Und da dachte ich mir . . . aber wenn Du anderer Ansicht bist . . . mir auch recht . . . Das arme junge Ding! Und die arme Mutter . . . nicht wahr? . . . Na, nun aber adieu! Es ist die höchste Zeit!"

Leonie trank langsam ihre Chocolade aus und nahm die durch den Eintritt ihres Mannes unterbrochene Lectüre der Morgenblätter wieder auf. Wie gewöhnlich.

Just um dieselbe Zeit wurde der schmucklose Sarg, der Marthas irdische Hülle umschloß, in die Gruft gesenkt. Nur wenige Leidtragende umstanden das Grab. Aber diese Drei trauerten wahr.

1891.

Im ersten Semester des Jahres 1891 durchfuhr ich die Vereinigten Staaten die Kreuz und Quer: vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von der canadischen Grenze bis zum Golf von Mexico. Ich war der Einladung meines Freundes Henry Villard gefolgt, des Vollenders und obersten Leiters der Northern Pacific-Bahn: mein amerikanischer Gastfreund hatte mir für die ganze Dauer meiner Fahrt für mich und die Meinigen einen eigenen Salonwagen, ein rollendes Hotel mit Salon, Speisezimmer, Schlafstuben, Küche u. s. w., zur Verfügung gestellt, das uns fünf Monate lang im Norden und Süden, im Osten und Westen freundlich beherbergte.

Dem Schnee und der Kälte New-Yorks waren wir schnell entronnen und hatten in Florida in den ersten Tagen des Februar die goldigste Sonne, warme Sommertage und unter blauem Himmel Palmen in üppiger Pracht, reife Bananen und Orangen gefunden. Auf dem Wege von St. Augustine nach New-Orleans stieß unserem

Wagen ein geringfügiger Unfall zu, von dem wir kaum etwas gemerkt haben würden, wenn mir nicht der Betriebsbeamte, der sich auf unserem Zuge befand, mit jener eisernen Bestimmtheit, an der jeder Widerspruch zerschellen mußte, erklärt hätte: er werde unseren Wagen in diesem beschädigten Zustande nicht weiter über die Bahn gehen, ihn vielmehr an der nächsten Station abhängen und dort auf einen todten Strang schieben lassen. Von der nächstliegenden größeren Station wolle er mir einige Leute mit nächster Gelegenheit schicken, die würden den Schaden bald repariren, und ich könnte dann morgen mit dem gleichen Zuge, also mit einem Zeitverlust von vierundzwanzig Stunden, meine Reise nach New-Orleans fortsetzen. „Good bye, Sir!“

So geschah es denn auch.

„Cypreß“ hieß die Haltestelle, über deren Berechtigung und Zweckmäßigkeit ich mir noch heute im Unklaren geblieben bin. Denn rings in der Runde gab es weder Städte noch Dörfer, weder Weiler noch vereinzelte Gehöfte; außer einigen wenigen elenden Negerbaracken, die in großen Abständen von einander entfernt lagen und zum Theil verlassen zu sein schienen, hatte ich — wenn ich von den Stationen der Bahn absehe — seit Stunden überhaupt keine Spuren einigermassen ansehnlicher und menschenwürdiger Behausungen gesehen.

Die Landschaft Nord-Floridas, die die Bahn durchschneidet, war mir durch ihre grandiose Häßlichkeit und Unerfreulichkeit aufgefallen. Nichts als Sümpfe mit fauligem, gelblich lehmigem Wasser, aus dem gelbe und

mattgrüne Stoppeln aufschießen, der Wald in schauerlichstem Zustande, meistens armseliges Nadelholz, aus dem undurchdringlichen Gebüsch des kümmerlichen Unterholzes aufragend; und Alles, so weit das Auge reichte, durch die ruchlosen Waldmordbrenner vernichtet: stehende oder umgestürzte verkohlten Stange, die schwarzgeräucherten, allen Schmuckes beraubten Zweige wie erstarrte Gliedmassen von sich streckend, Baumleichen überall, gelber Boden, Morast, Unkraut und stinkendes Wasser.

So sah das Land aus, das wir seit langen Stunden durchfuhren, und der „Cypreß" getaufte Punkt, an dem unser Wagen abgehängt worden war, unterschied sich in nichts von der reizlosen Umgebung. Da hatten wir nun also vierundzwanzig Stunden unfreiwillig zu rasten. Und der Tag war noch lang! Es war etwa zehn Uhr Vormittags, als wir in Cypreß festgelegt wurden.

Während meine Kinder in der Nähe der kleinen Bretterbude, die als Stationsgebäude diente, herumspielten, hatte ich ein wenig Umschau gehalten. Ohne das geringste Ergebniß. Ich hatte keine Hütte, kein lebendes Wesen erspähen können, nicht einmal so etwas, was einem Wege ähnlich sähe. Wohl eine Stunde war ich in der Wildniß unter den verkohlten Stämmen herumgestiefelt und öfter bis an die Knöchel in den nachgiebigen Matsch des sumpfigen Bodens eingesunken. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten und den Wagen wieder aufzusuchen, um die durchnäßte Fußbekleidung zu wechseln. Alsdann wollte ich zu arbeiten versuchen, obwohl ich recht wenig Lust dazu hatte, denn das Wetter

war wundervoll, warm, ohne heiß zu sein, und unter dem unermeßlich hohen Gewölbe des tiefblauen Himmels segelten in herrlichem Fluge, ohne Flügelschlag sanft aufsteigend und sich senkend, die mächtigen Geier. Und wie ich es vorhergesehen hatte, so kam es denn auch. Nachdem ich trockenes Schuhwerk angelegt und mich an den Schreibtisch gesetzt hatte, wurde mir die schwüle und drückende Luft im Wagen unerträglich, und ich kletterte wieder hinab, um eine neue Wanderung anzutreten.

Vor der Eisenbahnbude stand der Bahnbeamte, ein ganz junger blonder Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, hager, mit vorspringenden Backenknochen und einem mächtigen Kinn, der sich an dem übermüthigen Spiel meiner Kinder zu belustigen schien.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Uebertrieben lebhaft scheint es hier in Cypreß nicht zu sein?“ begann ich die Unterhaltung. „Sind Sie hier denn ganz allein?“

„Es sind noch einige Gentlemen hier, die an der Bahn arbeiten. Nicht viel. Und weiter westwärts nach Mariana zu wohnen noch einige farbige Herren. Tallahassee ist ja auch nicht weit, und Tallahassee ist ein feiner Platz, der eine große Zukunft hat.“

„Aber hier in Cypreß sind Sie mit Ihren paar Bahnarbeitern allein?“

„Beinahe allein! Etwa zwei englische Meilen von hier, nordöstlich im Walde steht noch ein Blockhaus. Da wohnt der Deutsche — ‚the German‘ —“

„Der Deutsche?“ wiederholte ich erstaunt. „Was für ein Deutscher? Wie kommt denn der hierher?“

„Das weiß ich nicht! Er ist schon lange im Lande, der älteste Ansiedler hier in der Gegend. Es mögen wohl an die zwanzig Jahre sein, daß er hier seine Hütte gebaut hat. Wie er heißt, weiß ich auch nicht. Mein Vorgänger nannte ihn ‚den Deutschen‘, und so nennen wir ihn auch.“

„Und was treibt denn der hier in dieser Wildniß und Oede?“

„Er schießt Alligatoren.“

„Davon kann man doch aber nicht leben!“

„Well! Er hat, was er braucht. Ich sagte Ihnen schon: er ist früh in's Land gekommen, er hat noch zur guten Zeit in Jacksonville Grundstücke gekauft, die er nachher wieder verkauft hat, mit bedeutendem Gewinn! Er hat viel Geld auf der Bank von Jacksonville. Er hat, was er braucht, mehr, als er braucht!“

Der Sonderling interessirte mich. Und nun hatte ich doch ein Ziel für meine Wanderung.

„Wo findet man denn den Deutschen?“ fragte ich.

„Sie können nicht fehl gehen. Sehen Sie da . . . wo der Waldbrand aufhört und der dichte Cypressenwald anfängt . . . sehen Sie da die beiden sehr hohen Bäume?“

„Jawohl!“

„Darauf gehen Sie gerade zu! Sie behalten die Bäume immer vor Augen, etwa hundert Schritt rechts von dem höchsten, gerade am Saume des noch erhaltenen Waldes, finden Sie einen Weg, oder wenigstens eine

Lichtung, da sind die Stämme niedergehauen, nicht niedergebrannt. Den Weg nehmen Sie, er führt Sie in fünf Minuten gerade auf das Blockhaus des Deutschen. Vor Jahren stand die Hütte mitten im Walde, und wie sich der Deutsche damals verproviantirt hat, verstehe ich nicht. Jetzt hat die Bahn den halben Wald niedergebrannt und hat's ihm bequem gemacht. Wir könnten sogar täglich frisches Fleisch haben. Aber der Deutsche lebt meist von Conserven. Die Gewohnheit! . . . Also gerade auf die beiden hohen Cypressen los, dann rechts halten, bis die Lichtung kommt. Das ist der Weg!"

Ich empfahl mich mit bestem Dank. Die Wanderung war um diese heißeste Stunde des Tages — die Sonne stand jetzt im Zenith — beschwerlicher, als ich es mir vorgestellt hatte. Oft wurde mir der Weg durch den Wall des struppigen Unterholzes verlegt, ein paarmal stolperte ich über die umgestürzten Stämme der verkohlten Bäume, dann sank ich wieder in dem sumpfigen Boden tief ein, aber schließlich fand ich doch die mir bezeichnete Lichtung und gelangte nun in der That in wenigen Minuten nach der aus roh behauenen, vom Alter schwarzgrau gewordenen Stämmen gefügten Hütte, in der „der Deutsche" hauste.

Es traf sich gut. Er saß auf der Schwelle und rauchte.

Auf den ersten Blick merkte ich übrigens, daß ich dem Landsmanne Unrecht gethan, wenn ich aus der Wahl seines Wohnsitzes in dieser unerfreulichen Landschaft, wie ich sie von der Bahn aus hatte sehen können, geschlossen hatte, daß ihm jeder Sinn für Naturschönheit abgehen

müsse. Hatte man einmal die Unbequemlichkeiten des Weges überwunden, so mußte man zugeben, daß dieser verlassene Fleck Erde, auf dem der Deutsche seine Hütte gebaut hatte, eine merkwürdige Größe und Feierlichkeit besaß.

Vor dem Blockhause hatte sich der Deutsche einen freien Platz geschaffen. Die Bäume waren gefällt, in der nächsten Umgebung der Hütte war der Boden ausgerodet. Ringsumher ragten die gewaltigen Cypressen zu kolossaler Höhe neben immergrünen Rieseneichen auf. Immergrün! Die herrlichen stolzen Bäume führten hier diesen Namen mit Unrecht. Von dem saftigen Grün der Eichenblätter war eben so wenig zu sehen, wie von dem schwermüthigen Tiefgrün der Cypresse. All diese Baumkolosse waren in lang herabwallende, wundersame graue Schleier gehüllt, und in dieser phantastisch schönen Verhüllung wirkte der ganze Wald wie ein gewaltiges Trauergefolge hinter dem Sarge der geschändeten Natur; es war, als ob hier die vom Feuer verschont gebliebenen Bäume die von der menschlichen Brutalität hingemordeten Brüder betrauerten.

An alle Zweige hatte sich das hängende Moos — hier „southern moss“ geheißen, „Tillandsia usneoides“ ist der botanische Name —, die namentlich im Süden der Vereinigten Staaten und in Mexico heimische Schlingpflanze, in langen Strähnen angesetzt. Das verwirbelte, mattresedagraugrüne Moos, das hier unbelästigt wuchern durfte, hatte mit der Zeit eine solche Fülle und Dichtigkeit gewonnen, daß unter seinen grauen Flechten, die

sich wie zu einem mächtigen Bahrtuche vereinigten und ineinander übergingen, das Leben der des Lichts und der Luft beraubten starken Stämme dahingesiecht und schließlich erstickt war. So waren es denn Todte, die die Todten begruben.

Aber welch ein herrlicher ergreifender Anblick! Diese ungeheuren, stolzen Stämme, diese knorrigen Aeste und Zweige, allesammt grau verschleiert, wie in der Gewandung der Schicksalsweiber!

Und jetzt hob sich ein leichter Wind, und die wundersam wallenden Mäntel setzten sich in eine lautlose langsam schwingende Bewegung, so daß die Täuschung, daß der Wald in feierlich ernstem Zuge dahinwandle, auf den ersten Blick eine vollkommene war. Und über den grau verhüllten Häuptern der Bäume schwebte unter dem unermeßlichen Azur würdevoll in gemessener Schönheit, auf den unbeweglichen ausgebreiteten Schwingen sich wiegend, ein starker Geier.

Ich war von der einzigen Schönheit dieser Einsamkeit im Urwalde so betroffen, daß ich einige Augenblicke stehen blieb und in wahrer Ergriffenheit zu den vom hängenden Moos umfangenen Baumleichen und zu dem kornblumenblauen Aether darüber aufblickte. Während meiner beschwerlichen Wanderung hatte ich mich um die Umgebung wenig gekümmert, und erst jetzt, da ein freier Platz vor mir lag, konnte ich die volle Pracht dieser merkwürdigen Natur erfassen.

Nun erst blickte ich zu meinem Deutschen hinüber, der mich seinerseits, ohne sich von seiner Schwelle zu er-

heben, und ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, scheinbar ruhig und ohne besondere Theilnahme, jedenfalls ohne Verwunderung, musterte.

Ich trat auf ihn zu.

„Sind Sie der Deutsche?“ redete ich ihn in unserer Muttersprache an.

„Ja!“ antwortete er. „Setzen Sie sich!“ Er reichte mir die Hand und rückte ein wenig bei Seite, so daß ich bequem auf der Schwelle neben ihm Platz nehmen konnte.

Ich sah mir jetzt den Landsmann genauer an. Es schien ein alter Mann zu sein. Er sah so aus, als ob er den Siebzigen näher wäre als den Sechzigen. Man konnte sich mühelos denken, daß er in seinen jungen Jahren den Weibern hätte gefährlich sein können. Er war noch schön, vielleicht sogar noch schöner, als in der holden Jugendzeit. Freilich war der Ausdruck von den Schicksalsschlägen festgehämmert worden. Die Züge des verwitterten, tief durchfurchten Gesichts waren hart und starr, der in den Nacken gedrückte breitkrämpige graue Schlapphut bedeckte die Glatze nur zur Hälfte; der Schädel war von Haaren fast ganz entblößt. Desto üppiger war der graue, von weißen Strähnen durchzogene Vollbart gewachsen, der bis auf die Brust reichte. Das Profil war edel geschnitten, das große Auge blickte ruhig in gleichmäßigem Ernste. Der Mann trug weder Rock noch Weste. Um den Kragen des blauen Wollenhemds war ein Tuch lose geschlungen. Die staubgrauen Beinkleider aus geripptem, halbsammetartigem Stoff, dem sogenannten Corduroy, staken in den Schäften seiner hohen, dicksohligen

Stiefel. Aus der rechten Hüftentasche sah der metallbeschlagene Griff des Revolvers ein wenig hervor.

„Sie haben sich nicht das häßlichste Stückchen Erde für Ihr Haus ausgesucht," begann ich die Unterhaltung. „Das muß ich sagen! Es ist wirklich wundervoll hier!"

„Ja, ja! Es ist sehr schön!"

„Mir wär's nur ein bischen zu einsam auf die Dauer!"

„So, so! Ja, ja! Einsam ist es! Das stimmt!"

„Sie sind schon lange hier, hat man mir gesagt?"

„Ja, ja! Sehr lange!"

„Aber Sie sind doch wohl oft auf Reisen gewesen, haben sich in den größeren Städten längere Zeit aufgehalten?"

„Auf Reisen? Ach nein! Nach Jacksonville komme ich wohl manchmal, so alle Jahre einmal, manchmal wird's auch länger. Aber da bleibe ich immer nur ein paar Tage, bis ich meine Geschäfte gemacht habe. Dann komme ich hierher zurück."

„Ja, aber was treiben sie denn die ganze Zeit hier, wenn ich fragen darf? Verzeihen sie meine Neugier, aber Sie sind wirklich der erste Einsiedler, dem ich in meinem Leben begegnet bin."

„Was ich treibe? Ich denke mir mancherlei und verdaue."

„Und Sie sehen fast nie einen Menschen?"

„Fast nie. Hier ist ja kein Mensch. Mit dem dummen Bennet von der Bahn — dem halbwüchsigen Burschen, der Ihnen wahrscheinlich den Weg gezeigt hat

— ist nichts anzufangen. Ich brauche auch keinen Menschen. Ich habe genug Menschen gesehen."

Ich sah den Sonderling verwundert an. Wie mußte ihm das Geschick mitgespielt haben, um einen solchen Vereinsamungstrieb in ihm großzuziehen! Ich wagte nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Wir schwiegen eine Weile. Wir blickten auf die hohen Stämme gegenüber, auf die langsam und lautlos schwingenden Schleier des hängenden Mooses.

Endlich fragte er mich, wie ich dazu gekommen sei, in Cypreß auszusteigen. Außer ihm selbst hätte wohl kaum noch ein anderer Weißer die Station je benutzt. Ich erzählte ihm die Veranlassung zu meinem unfreiwilligen Aufenthalte.

„Sie sind Norddeutscher, Ihrer Sprache nach zu schließen. Woher kommen Sie denn?"

„Aus Berlin!"

„So, so! Ja, ja! Ich hab's mir gleich gedacht. Aus Berlin! . . . Auch eine schöne Stadt!" fügte er hinzu, und zum ersten Mal schien sich die starre Ausdrucksgleichheit seines Gesichts etwas zu schmeidigen, und ein flüchtiges kaum wahrnehmbares Lächeln umhuschte seine Mundwinkel.

„Sie kennen Berlin?"

„Ja, ja, ich kenne es. Ich habe vor Jahren da gelebt. Vor achtzehn Jahren, meine ich . . . ja, vor achtzehn Jahren!"

„Seitdem hat es sich sehr verändert. Es sind ganz neue, sehr schöne Viertel entstanden; und alle Fremden,

die jetzt nach Berlin kommen, finden die Stadt mit ihren breiten Straßen und schönen Häusern überraschend großartig."

„Ja, ja! Das kann ich mir schon denken. Schöne Häuser! Ja, ja! Aber manchmal sitzen die häßlichsten Vögel in goldenen Bauern . . . Also Sie wohnen in Berlin? So, so! Ich habe lange keinen Berliner gesprochen. Es wird wohl auch beinahe achtzehn Jahre her sein . . . Wohnten Sie denn vor achtzehn Jahren auch schon in Berlin?"

„Jawohl!"

„So, so! . . . Dann haben wir gewiß auch gemeinsame Bekannte."

„Jedenfalls! Und wenn Sie sich für Diesen oder Jenen besonders interessiren, bitte, fragen Sie nur! Ich will Ihnen gern Bescheid geben, wenn ich's vermag."

„Besonders interessiren? Nein! Ich interessire mich für keinen Menschen besonders. Nicht mehr, schon lange nicht mehr. Das kommt Ihnen seltsam vor? Ich habe eben die Einsamkeit aufgesucht, weil mich nichts mehr lockte, nichts mehr befriedigte, weil ich von den Menschen nichts mehr wissen mochte. Sie kennen die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dem eine hübsche Puppe zu Weihnachten aufgebaut wird, und das die Puppe am anderen Tage ins Feuer wirft. ‚Weshalb hast Du das gethan?' fragte die Mutter. Das Kind erwiderte: ‚Ich habe der Puppe gesagt, daß ich sie lieb habe, und sie hat mir nicht geantwortet.' So ähnlich ist es mir auch ergangen."

„Und Sie fühlen sich wohl in Ihrer Loslösung von der Geselligkeit?"

„Wunschlos. Ich habe kaum eine rechte Freude, aber auch keinen Schmerz."

„Ehrlich gesagt, ich beneide Sie nicht!"

„Ich bin auch nicht beneidenswerth, aber Sie brauchen mich auch nicht zu beklagen. Ich habe das, was ich brauche, und ich lebe so, wie ich will." Er erhob sich. „Wollen Sie einen Trunk mit mir nehmen? Dann treten Sie ein!"

Durch das schmale verglaste Loch und durch die halb offene Thür drang nur wenig Licht in das Innere des Blockhauses. Im Gegensatze zur Helligkeit des leuchtenden Mittags wirkte der Raum so dunkel, daß ich im ersten Augenblicke nur den grobgezimmerten Tisch in der Mitte, der von dem durch die Thür dringenden Lichte beleuchtet war, und den Schemel, der davorstand, deutlich erkennen konnte. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und ich sah nun in der einen Ecke linker Hand einen Herd mit Rauchfang, daneben standen am Boden hoch aufgeschichtet blecherne Conservenbüchsen und eine Batterie Flaschen. In der anderen Ecke links lagen Orangen, deren starkes Aroma den ganzen Raum in einer mich belästigenden Weise erfüllte. In die Stämme der der Thür gegenüberliegenden Wand waren starke Haken eingetrieben, an denen Flinten und Büchsen verschiedener Art hingen. Auf dem Brettchen am Fenster hatte ich schon die Kistchen mit den Patronen gesehen. Außerdem standen noch gelehnt an die unbedeckten Baumstämme, die

die Wände bildeten, oder lagen auf dem nackten Boden Werkzeuge aller Art: eine schwere Axt, kleinere Beile, Säge, Hammer, Zange u. s. w. und einiges Geschirr.

Während der Deutsche bedächtig und mit Ernst aus verschiedenen Flaschen den kunstvollen Trank mischte und mit ein paar aus Orangeschaalen gepreßten Tropfen durchwürzte, fragte ich ihn: „Wo ist denn eigentlich Ihr Lager?"

Ohne sich umzusehen und sich in der Zubereitung stören zu lassen, sagte er mir: „Gleich rechts von der Thür."

Richtig, da in der dunkelsten Ecke lag auf der Erde etwa einen Fuß hoch vom Umfange einer schmalen Matratze eine Schicht des grauen, wirren Schlinggewächses, das in den langen schwebenden Flechten so herrlich, in der Nähe aber recht häßlich aussah. Darüber war das Fell eines sehr großen Alligators gebreitet.

„Hängendes Moos!" erklärte der Deutsche, der von dem Glase genippt hatte und mit der Mischung zufrieden zu sein schien. „Es giebt keine bessere Unterlage!"

Ich hörte ihn kaum, denn der Gegenstand, den jetzt mein Auge erblickte, interessirte mich in hohem Grade. Es war der einzige Zimmerschmuck. Gerade über dem Lager war eine seidene Schleife befestigt. Die Farben waren verschossen. Aber die schöne, sorgsam ausgeführte Goldstickerei war vortrefflich erhalten. Ich las die Aufschrift. Auf dem einen Bande stand: „Meinem geliebten Hugo. Martha." Auf dem anderen: „Herkules und Omphale. 30. September 1873."

Also Hugo Hall war mein Wirth! Der längst Verschollene, Todtgesagte!

Aber nein! Das war ja kaum möglich! Ich hatte ja Hall zu Anfang der siebziger Jahre mehrfach gesehen, auch am Abende seines ersten, großen und einzigen Erfolgs, als er von der Bühne herab für die Aufnahme seines Schauspiels „Herkules und Omphale“ dankte. Ich darf mich eines guten Physiognomiengedächtnisses rühmen. Auch nicht ein Zug im Gesichte des Greises, der jetzt das Glas auf den Tisch stellte, erinnerte an den jungen Dichter, dem damals das volle Haus zugejubelt hatte. Und Hall war ja vier, fünf Jahre jünger als ich, mein Wirth aber war sicherlich mein Senior um mindestens fünfzehn Jahre.

Und doch! Und doch! Als ich ihn jetzt im Halbdunkel der Hütte mit verdoppelter Aufmerksamkeit betrachtete, wollte es mir beinahe gelingen, die gesuchte Aehnlichkeit mit Hall herauszufinden. Die Größe stimmte ... Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

„Ich bin vielleicht indiscret gewesen,“ sagte ich. „Dann jedenfalls wider meinen Willen. Ich habe die Aufschrift auf der Schleife gelesen: ‚Herkules und Omphale‘. Jetzt begehe ich eine bewußte Indiscretion, wenn ich Sie frage: wie kommen Sie denn zu dieser Trophäe? Um Hugo Hall, den ich auch flüchtig kennen gelernt habe, hat sich nämlich nach dessen spurlosem Verschwinden ein wahrer Sagenkreis gebildet. Die Einen haben ihn in die weite Welt, die Anderen in das enge Kloster geschickt, wieder Andere haben ihn begraben. Deshalb würde es

mich interessiren, wenn Sie mir sagen könnten, wie Sie zu der Schleife da gekommen sind?"

„Auf die einfachste Art von der Welt: es ist ein Geschenk meiner verstorbenen Braut," gab Hall ruhig zur Antwort.

„Dann können wir ja eine langjährige, wenn auch nur lose Bekanntschaft erneuern!" sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte. Ich nannte ihm meinen Namen.

Er schlug ein. „Ja, ja! Ich erinnere mich. Wir sind uns wohl auch bei Welsheim begegnet, meine ich."

„Doch nicht. Mit Welsheims bin ich zufällig nicht näher zusammengekommen, obwohl wir viele gemeinsame Bekannte hatten. Ich hab's übrigens später nicht zu bedauern gehabt, denn das einst so glänzende Haus hat ein recht klägliches Ende genommen."

„So, so? Ja, ja! Ein klägliches Ende! — Profit!" Er reichte mir das Glas.

„Profit!" erwiderte ich, leerte es zur Hälfte und gab es ihm.

Er trank es aus, wischte sich den Bart und wiederholte: „So, so? Ein klägliches Ende? Sehen Sie, da ertappe ich mich doch dabei, daß mich Menschliches mitunter noch interessiren kann. Nicht lebhaft, aber doch ein wenig. Was ist denn aus Frau Leonie Welsheim geworden?"

„Sie hätten zunächst fragen sollen, was aus Herrn Welsheim geworden ist, denn das Schicksal des Mannes hat das der Frau bestimmt. Also: Welsheim, der durch eine ununterbrochene Kette glücklicher Speculationen sehr

verwöhnt war und sich gar nicht vorzustellen vermochte, daß es auch einmal schief gehen könnte, hat vor zehn, zwölf Jahren sein ganzes Geld verloren und einen skandalösen Bankerott gemacht. Die Sache machte um so größeres und um so peinlicheres Aufsehen, als fast ausschließlich Private, namentlich die sogenannten ‚kleinen Leute‘, die dem glücklichen Börsenmann ihr volles Vertrauen geschenkt hatten, in die Katastrophe mit hineingezogen waren. Welsheim konnte sich in Berlin nicht mehr halten und ist ausgewandert. Ich weiß nicht genau, was aus ihm geworden ist. Er soll sich irgendwo im Osten, in Sofia oder Bukarest, herumtreiben. Er soll es mit allem Möglichen versucht, aber nie wieder zu etwas gebracht haben.“

„So, so!“

„Seine Frau, die einst gefeierte Schönheit, hat sich, tapfer im Unglück, von ihrem Manne getrennt, der mit seinem Gelde das Einzige, was sie an ihn fesselte, verloren hatte. Man sagte, sie sei zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Lange hat sie es bei den Ihrigen jedenfalls nicht ausgehalten. Schon ein paar Monate später zeigte sie sich in sehr fragwürdiger Gesellschaft und mit gewollter Auffälligkeit am Strande von Ostende. Sie entfaltete dort und später in Paris den wildesten Luxus, der aus den Taschen diverser vorurtheilsfreier junger Lebemänner bestritten wurde. Das dauerte auch nicht mehr lange. Mit ihren schnell verblühenden Reizen hörte das freie Leben, das Leben voller Wonne von selbst auf. Und kürzlich ist sie tugendhaft geworden.

Die verblühte Schöne hat sich mit einem verwelkten Sänger verbunden, — einem gewissen Vallini, dessen Namen Sie früher vielleicht auch einmal gehört haben. Der Mann hat nach einem knappen Jahre unerhörten Triumphes infolge einer schweren Erkrankung seine Stimme verloren, — ein Tenorist ohne Stimme! kennen Sie etwas Traurigeres? — und seitdem krächzt er sich an immer kleineren Provinzialbühnen mühsam durch's Dasein. Ein Bekannter von mir hat ihn im vergangenen Herbste irgendwo getroffen, ich glaube, in Elbing war's, — an einem warmen Septembertage in einem abgetragenen Pelz, der aus besseren Tagen stammte, am Arme seine züchtige Gattin führend, die einst gefeierte Weltdame, jetzt mit verhärmten Zügen, die ihm am frühen Morgen in der Blechmaschine Kaffee kocht und geprügelt wird."

„So, so! Geprügelt wird!" wiederholte Hall, und wieder umspielte ein flüchtiges Lächeln seinen Mund.

Wir waren währenddem wieder ins Freie getreten.

„Ich muß allmählich daran denken, meinen Wagen wieder aufzusuchen," sagte ich. „Die Meinigen wissen nicht, wo ich bin, und könnten sich beunruhigen, wenn ich zu lange bliebe. Wollen Sie mir eine Freude machen? Dann begleiten Sie mich und speisen Sie mit uns. Unser schwarzer Koch ist gar nicht schlecht."

„Ach nein," erwiderte der Alte. „Ach nein! Sie müssen mich entschuldigen! Soviel Menschen auf einmal, — und Kinder! Nein, dazu tauge ich nicht, und es taugt mir auch nicht. Das wollen wir lieber unterlassen. Wenn Sie aber nichts Besseres zu thun wissen, dann

kommen Sie doch Nachmittag wieder. Dann erzähle ich Ihnen vielleicht eine Geschichte . . . von Herrn Vallini und seiner jetzigen Frau. Und jetzt gehen Sie nur zu Ihren Kindern! Mich finden Sie immer hier!"

Und so kehrte ich denn in der dritten Nachmittagsstunde zum Hall'schen Blockhause zurück.

Meine Mittheilungen hatten auf ihn offenbar einen stärkeren Eindruck gemacht, als ich in meiner völligen Unkenntniß der Verhältnisse hatte ahnen können, und als er sich selbst gestehen mochte. Er war ungleich wärmer und menschlicher, als bei unserem ersten Zusammentreffen. Seine Redeweise war zwar gewöhnlich eintönig und schleppend, aber mitunter wurde er doch lebhafter, ja stellenweise sogar erregt. Der Krater war noch immer nicht völlig erloschen.

„Ja, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderselten gut!
Das haben wir Beide erfahren,
Was falsche Liebe thut!"

So begann er, als wir wiederum nebeneinander rauchend auf der Schwelle seines Blockhauses saßen, gegenüber den vom hängenden Moos umwallten und erstickten Riesenstämmen. Und er erzählte mir die Geschichte seiner Liebe zu Leonie und seines an Martha verübten Treubruchs, die ich frei nacherzählt habe.

„Sehen Sie da das hängende Moos? Es hat sich an die stärksten Stämme gehängt. Es hat ihnen Luft und Licht entzogen. Die Stämme stehen noch, aber das Leben ist dahin. Ich stehe auch noch auf meinen zwei

Beinen. Aber ist das ein Leben? Ohne Luft und Licht? . . . Aber ich bin doch zufrieden damit. Ich bin wenigstens allein! . . . Leben Sie wohl! Von dem heutigen Tage werde ich noch lange zu zehren, ich werde noch lange an ihm zu verdauen haben! Wahrscheinlich bis an's Ende! Leben Sie wohl!"

Wir drückten und schüttelten uns kräftig die Hand.

Die Sonne stand schon tief und besprengte das Gestrüpp und die Stämme mit willkürlichen goldenen Tupfen. Die wallenden grauen Schleier, die sich im leichten Winde feierlich und unendlich schwermüthig in langsamen Schwingungen hin und her bewegten, schienen jetzt wie von Goldfäden durchwirkt zu sein. Als ich, bevor ich in das Dickicht trat, mich ein letztes Mal nach dem Alten umwandte, grüßte er noch einmal mit der Hand und zeigte dann auf den jetzt wundersam schimmernden, so schönen und so verderblichen Schmuck der Bäume.













